

Ausnahmezustand

Krisen und Konflikte aus dem Archiv



Sichtungen

ARCHIV · BIBLIOTHEK · KULTURWISSENSCHAFT
20. / 21. JAHRGANG

Wallstein

Literaturarchiv
der Österreichischen Nationalbibliothek

Wienbibliothek im Rathaus



Wienbibliothek
im Rathaus

~~GETESTER STUNDEN~~
EIN UNENDLICHER WITZ

KLIMAWANDEL

EIN HÖTZETOTER ~~TRIFFT~~ EINEN KÄLTE-
TOTEN. ER ~~WILL WAS SAGEN~~, HAT
ABER KEINE LUFT ^{SÄBEN WÜRDE} ~~WAS~~ VIELLEICHT EINE
BEI KÄLTETOTER ~~WÜRDEN ANTWORTEN~~
WÄRE SEIN MUNDE NICHT ^{VEREIST!} ~~ZU GEFROREN~~.
TREFFEN
(ZWEI WEITERE HÖTZETOTE ...

ZWEI WEITERE KÄLTETOTE BEIDE HABEN
EINE FRAGE ABER ~~KEINE~~ KEINE LUFT.
PREI MEUTE ^{WÄREN AUCH IHRE MÜNDER}
~~WER~~ NICHT VEREIST

~~5, 8, 13, 21, 34, 55, 89, 144~~
~~10, 20, 50, 100, 500, 1000, 10,000,~~
~~100,000 1 MILLION~~
UND WEITER IMMER, MEHR UND MEHR

28.-29. 7. 2006
IM HEISSESTEN ^{DUS SOMMER} AUGUST SEIT
MENSCHEN-GEDEKEN

10, 50, 100
1000, 10.000, 100.000

»KLIMAWANDEL« als »UNENDLICHER WITZ«: Gerhard Rühm setzt sich in seiner Zahlendichtung »klimawandel« kritisch mit den immer häufiger auftretenden Wetterextremen auseinander, angeregt durch den Hitzesommer im Jahr 2006. Entwurfsmanuskript, Vorlass Gerhard Rühm, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: LIT 397/II.

Ausnahmezustand

Krisen und Konflikte aus dem Archiv

Mit 86 Abbildungen

Herausgegeben von
Tanja Gausterer, Arnhilt Inguglia-Höfle,
Susanne Rettenwander und Kyra Waldner

SICHTUNGEN
Archiv · Bibliothek · Kulturwissenschaft

20./21. Jahrgang



WALLSTEIN VERLAG

*Rechtschreibkonforme Schreibgepflogenheiten der Autor*innen sowie der genderspezifische Sprachumgang wurden je nach Vorgabe des eingereichten Textes von der Redaktion übernommen.*

Anschrift der Herausgeberinnen (Redaktion Sichtungen):

Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek
Josefsplatz 1
A-1015 Wien

Wienbibliothek im Rathaus
Handschriften, Musikalien und Nachlässe
Rathaus
A-1010 Wien

E-Mail: sichtungen@onb.ac.at

© für Texte und Fotos bei den jeweils angegebenen Rechteinhaber*innen.
In einigen Fällen konnten Rechteinhaber*innen nicht ermittelt werden.
Berechtigte Ansprüche mögen bitte dem Verlag mitgeteilt werden.

Frontispiz: Vorlass Gerhard Rühm, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: LIT 397/11

Inhalt

| | |
|---------------------|---|
| Editorial | 9 |
|---------------------|---|

Literarische Reflexionen

| | |
|--|----|
| VALERIE FRITSCH KRISE. Der schwarze Fleck | 17 |
| FRANZ SCHUH Is this the end / Beautiful friend? Über Krieg und Krise im Oktober 2023 | 19 |
| MARLENE STREERUWITZ Krise. Auch nur ein Wallfahrtswort. | 31 |
| DANIEL WISSER Gelöscht | 37 |

Kollektive Krisenerfahrungen

| | |
|--|----|
| EVELYNE LUEF Von Hoffnung in Zeiten der Krise. Wilhelm Börner und die Lebensmüdenstelle der Ethischen Gemeinde . . | 47 |
| KYRA WALDNER »... als läge man im kalten Wasser«. Wetterbefindlichkeit im Kältewinter 1928/29 bei Elise Richter und Helene Vesque | 63 |

MICHAEL HANSEL
Krise des Verdrängens.
Elisabeth Reicharts Roman »Februarschatten« 71

MARGIT GIGERL
Gertrud Wilkers Blick auf ihresgleichen.
Autorinnenschaft und Genderstereotype in der Schweizer Literatur . . . 76

Konflikte im institutionellen Kontext

CLAUDIA KREUZSALER · ANGELIKA ZDIARSKY
Das Alter als Druckmittel der Wissenschaft?
Aus dem Briefwechsel Theodor Mommsens mit Josef Karabacek 83

MARKUS ENDER
»... das unscheinbare Licht in der Nacht«.
Ludwig von Ficker und »Der Brenner« zwischen den Diktaturen 100

NICOLE FISCHER
»Was tun? Ich weiss es noch nicht«.
Beispielhafte Krisenkommunikation in Korrespondenzen
des Literarischen Colloquiums Berlin 114

ROLAND INNERHOFER
»solltet ihr einen gegen-verein gründen,
so will ich darin nicht mitglied werden«.
Oswald Wiener und Ernst Jandl im Konflikt
um die Gründung der Grazer Autorenversammlung 125

Krise im Schreiben – Schreiben als Krise

CLAUDIA DÜRR

»seid zerbrochen, Bleistift, zerrissen, Papier, verflucht, Tag!«.
Schreibszenen in Werner Koflers Prosa »Am Schreibtisch« 133

HELMUT NEUNDLINGER

Schreiben als Heilungsprozess.
Annemarie E. Mosers Protokoll einer psychischen Krise
im Spiegel ihrer Selbstdokumentation 146

HERMANN GÄTJE

»... wie ein Sumpf mit Moorgasen« vs. »Z=Zerrüttung«.
Schreiben gegen die Krise bei Gustav Regler und Alfred Petto 156

Intermezzo

URSULA STORCH · PETER STUIBER

»Selbstporträt mit dem Tod«.
Karl Wiener – Krisenkünstler ohne Karriere 169

Verlustangst und Verlusterfahrung

TANJA GAUSTERER

»Jede versäumte Stunde ist auf Ewigkeit verloren«.
Der drohende Verlust des Partners in Lotte Tobischs Tagebuch 189

BENEDIKT PÜHRETMAYR

»Ich flüchte nach vorwärts, in die Offenheit«.
Glaubens- und Selbstzweifel in Adolf Holls Tagebuchaufzeichnungen . . . 198

| | |
|---|-----|
| STEFAN MAURER | |
| »Mir geht es objektiv gesehen eigentlich sehr, sehr gut«. | |
| Zum Briefwechsel zwischen Brigitte Schwaiger und Andreas Okopenko | 211 |
| | |
| SOPHIE-MARIE WOLLNER | |
| Konstante Krise im Exil und Nachexil. | |
| Zu einem Briefkonvolut Theodor Kramers | 215 |
| | |
| ANJA STIX | |
| »Das Ziel und der Sinn meines Lebens blieben unverändert«. | |
| Max Zweigs doppelter Verlust der Heimat | 225 |

Lebenskrisen und Bewältigungsstrategien

| | |
|--|-----|
| KERSTIN PUTZ | |
| »Ich habe keine ›Krisen‹ und schon gar keine Schreibkrise«. | |
| Ein Brief Ingeborg Bachmanns aus den 1960er-Jahren | 233 |
| | |
| BENEDIKT TREMP | |
| »Endlich wieder einige Träume«. | |
| Hermann Hesses Berner Krisen und die Psychoanalyse | 237 |
| | |
| MAGNUS WIELAND | |
| Im Heilstollen. | |
| Hermann Burgers Krisenschauplatz | 243 |

Anhang

| | |
|--|-----|
| Beiträgerinnen und Beiträger | 251 |
| Abbildungsnachweis | 253 |
| Danksagung | 254 |
| Personenregister | 255 |

Editorial

trifft ein hitzetoter einen kältetoten. er hat eine frage, doch keine luft.
der kältetote gäbe vielleicht eine antwort, wäre sein mund nicht vereist.
[...]

eine million hitzetote treffen eine million kältetote. sie haben ein frage,
doch keine luft. die million kältetoten gäben vielleicht eine antwort,
wären ihre mündler nicht vereist.

und immer so weiter, mehr und mehr und mehr und mehr und mehr..

Gerhard Rühm: klimawandel

Der vorliegende 20./21. Jahrgang der Publikationsreihe »Sichtungen« erscheint in einer Zeit der sich überlagernden Konflikte und Krisen: Die 2020 als solche deklarierte ›COVID-19-Pandemie‹ stellte einen enormen Einschnitt in das Leben, wie wir es gewohnt waren, dar. Lockdowns und Social Distancing wurden zur ›neuen Normalität‹. Zwar scheint die Pandemie derzeit gebannt, doch mit den Begleiterscheinungen und Auswirkungen werden sich Individuen und Gesellschaften noch lange auseinandersetzen müssen. Kriege weltweit, speziell der Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine seit Februar 2022 und der durch den Terrorangriff der Hamas auf Israel Anfang Oktober 2023 ausgelöste Krieg im Nahen Osten, sind zum aktuellen Zeitpunkt Schauplätze, wo die über den langen Zeitraum hinweg virulente Krise in die wahre Katastrophe mündet, mit Millionen von Todesopfern, Verwundeten, Geflüchteten und Traumatisierten. Aufgrund der hohen Inflation und der stark gestiegenen Energiekosten wurde unlängst eine neue ›Wirtschaftskrise‹ ausgerufen, die viele Teile der Bevölkerung auch fernab der Kriegsgebiete akut durch Armut gefährdet. Auch die wachsende ›Krise der repräsentativen Demokratie‹ ist vor dem Hintergrund erstarkender politischer Bewegungen und Parteien im rechten Spektrum in Europa und darüber hinaus ein Phänomen der Zeit und für die an demokratischen Werten orientierte Gesellschaft zum Problem geworden. Die ›Klimakrise‹ ist ein Synonym für den menschengemachten, sich rasch vollziehenden globalen Klimawandel mit schwerwiegenden Auswirkungen in jede Richtung, ohne dass die Dringlichkeit des Problems restlos anerkannt wäre. Die Frage nach wirksamen Gegenmaßnahmen stellt sich dabei immer drängender.

Der Schriftsteller Gerhard Rühm (geb. 1930) hat sich unter anderem in seinem Gedicht »klimawandel« mit der Thematik beschäftigt (vgl. das Frontispiz, S. 2).¹ Hitzetote treffen auf Kältetote in steigender Anzahl, eine Kommunikation kann

jedoch nicht mehr stattfinden. Im Manuskriptblatt wird die anschwellende Dynamik anhand der mehrmals überarbeiteten Zahlenschritte besonders deutlich. In der gedruckten Fassung treffen je ein Hitzetoter und ein Kältetoter zusammen, dann zwei, dann drei, dann zehn, hundert, tausend, zehntausend, hunderttausend und eine Million, bevor die letzte Zeile mit »und immer so weiter, mehr und mehr [...]« das Ende nach oben hin offen lässt.² Auch der Untertitel drückt die Eskalation und das Groteske der Situation aus: Das Gedicht wird in den Entwürfen zunächst als »unendlicher«, dann als »wachsender« und in der zuletzt publizierten Fassung als »ausufernder witz« charakterisiert.³ Entstanden ist »klimawandel«, wie Rühm auf dem Entwurfsblatt notierte, am 28. und 29. Juli 2006, im »heissesten Sommer seit Menschen-Gedenken«. Unter dem Titel »vergebliche warnung« verarbeitete er 2009 alarmierende Zeitungsmeldungen über die voranschreitende Erderwärmung. Rhythmus und Repetition sind auch markante Stilmittel dieser »Schnellsprechstudie«.⁴

Schriftsteller*innen und Künstler*innen haben sich seit jeher mit Krisen ihrer eigenen Lebenszeit wie mit jenen vergangener Tage beschäftigt. Die aktuellen Corona-Texte sind in einer langen Tradition von Pandemie-Literatur verankert, die u. a. bis zu den Pestschilderungen in Giovanni Boccaccios Novellensammlung »Decamerone« zurückreicht.⁵ Werke zu Klima- und Umweltthemen werden mittlerweile unter dem Begriff der Ökokritischen Literatur oder »Climate Fiction« (kurz »Cli-Fi«) zusammengefasst.⁶ Auseinandersetzungen mit Flucht, Exil und Migration stehen nicht zuletzt aufgrund ihrer erschreckenden Aktualität immer mehr im Fokus der Literaturwissenschaften.⁷ Gleichzeitig versuchen die politik-, sozial-, medien- und kulturwissenschaftlichen Diskurse den omnipräsenten Leitbegriff der »Krise« in seiner Vielschichtigkeit und historischen Wandelbarkeit konzeptionell zu fassen und als analytische Kategorie gangbar zu machen.⁸

Aus der griechischen Antike stammend, bezeichnete die »Krise« um 1800 als medizinischer Terminus technicus »diejenige heilsame Würckung der Natur, durch welche die Materie der Kranckheit, [...] aus dem Coerper geschafft und dieser dadurch von seine[m] Untergang und Kranckheit befreyet wird.«⁹ Rund 80 Jahre später bezieht sich der Begriff gemeingültig auf die »entscheidung in einem zustande, in dem altes und neues, krankheit und gesundheit u. a. mit einander streiten«¹⁰ und ist, im medizinischen Diskurs, enger auf den raschen »Abfall der hohen Fiebertemperatur und der Pulsfrequenz zur Norm«¹¹ beschränkt. Im 19. Jahrhundert zugleich als Kategorie der Klassischen Ökonomie eingeführt, wurde damit auch eine »heftige Störung des Ganges von Produktion und Handel« beschrieben.¹² Mittlerweile definiert der lexikalische Eintrag die

›Krise‹ allgemein als »schwierige, gefährliche Lage, Zeit (in der es um eine Entscheidung geht)«, in psychologischer Hinsicht als einen »entscheidende[n] Abschnitt eines durch innere und / oder äußere, ausnahmehafte Belastungen gekennzeichneten psycholog[ischen] Entwicklungsprozesses oder besonderer Lebenssituationen«, »der für das weitere persönliche Lebensschicksal bestimmend ist«. ¹³ Einig ist den Definitionen das Moment des Transitorischen: Es handelt sich stets um eine Übergangssituation mit offenem Ende, einen Wendepunkt mit unklarem Ausgang.

Der Zugang dieses Bandes zum Komplex des Konflikt- und Krisenhaften vollzieht sich über das Archiv. Das Archiv ist Spiegel und Speicher der historischen Entwicklungen und Ereignisse, der Gesellschaft einer Zeit wie auch der individuellen Erfahrungsweise. ¹⁴ Gerhard Rühms Ringen um einen Zahlenrhythmus, der den exponentiell steigenden Opferzahlen des Klimawandels gerecht wird, wird erst im Manuskriptblatt nachvollziehbar. Es legt Zeugnis vom Schreibprozess ab, die Zahlendichtung wird zur drängenden und eindringlichen Warnung. Die hier vorgestellten, oft gänzlich unbekannt und unveröffentlichten Archivquellen werden zu Indikatoren für und zu Orten der Auseinandersetzung, des Scheiterns, aber auch der Überwindung. Sie liefern einen Querschnitt, der für den Zeitraum der vergangenen rund 200 Jahre individuelle Krisenerfahrungen von Schriftsteller*innen, Künstler*innen und Gelehrten, genauso aber auch Verwerfungen im institutionellen und gesamtgesellschaftlichen Rahmen abdeckt. Krisennarrative manifestieren sich in einer Vielfalt an Dokumenten, in privaten Korrespondenzen, Notizen und Tagebüchern ebenso wie in Werkmaterialien als Zeugnis der künstlerischen Auseinandersetzung.

Den Auftakt des Bandes machen die Autor*innen Valerie Fritsch, Franz Schuh, Marlene Streeruwitz und Daniel Wisser mit originären literarischen Beiträgen. Die diskurs- und sprachkritischen Essays von Schuh und Streeruwitz nehmen auf die hochaktuellen sozialen und politischen Konflikte Bezug, während Fritsch die existenzielle Krisenerfahrung als »schwarzen Fleck« und Wisser die konkrete Lebenskrise seines Protagonisten in Form einer Erzählung auslotet.

Die Beiträge in den darauffolgenden, thematisch angeordneten Abschnitten richten den Fokus jeweils auf ausgewählte Fundstücke aus (Kultur-)Archiven des deutschsprachigen Raums. Zunächst werden unterschiedliche Dimensionen der kollektiven Krisenwahrnehmung beleuchtet: So begegnet man im Wien der späten 1920er-Jahre Wilhelm Börner, der sich mit der Ethischen Gemeinde für Suizidprävention einsetzte (vgl. S. 47–62) sowie den Wissenschaftlerinnen Elise und Helene Richter, die in einer Zeit der Ressourcenknappheit einen Winter der Kälterekorde erlebten (vgl. S. 63–70). Die literarische Auseinandersetzung mit

dem kollektiven Verdrängen von Kriegsverbrechen im Nationalsozialismus wird beispielhaft dargestellt am Roman »Februarschatten« der oberösterreichischen Autorin Elisabeth Reichart (vgl. S. 71–75). Einen kritischen Blick auf Geschlechterverhältnisse und Genderstereotype wirft der Beitrag zu Gertrud Wilker und anderen Schweizer Autorinnen (vgl. S. 76–79), die ab den 1960er-Jahren in Erscheinung treten, ohne die Aufnahme in den Kanon erreicht zu haben.

Historische Einschnitte, Querelen und Konkurrenz innerhalb institutioneller Gepflogenheiten stehen im Zentrum des nächsten Abschnitts. Mit dem Alt-historiker Theodor Mommsen und Josef Karabacek, dem Direktor der Papyrusammlung in Wien, traten sich Ende des 19. Jahrhunderts bisweilen erhitzte Gemüter entgegen (vgl. S. 83–99). Im Aufsatz zu Ludwig von Ficker wird analysiert, wie der Publizist die Kunst- und Kulturzeitschrift »Der Brenner« in den turbulenten Zeiten zwischen Dollfuß und Hitler zu manövrieren versuchte (vgl. S. 100–113). Anhand der Geschäftskorrespondenz des Literarischen Colloquiums Berlin werden im nachfolgenden Beitrag Strategien der Krisenkommunikation untersucht (vgl. S. 114–124). Wie sehr sich die Situation zwischen den literarischen Lagern im Österreich der Nachkriegszeit in den 1970er-Jahren zuspitzte, zeigt wiederum ein Schreiben von Oswald Wiener an Ernst Jandl (vgl. S. 125–129).

Zu den Ausnahmeständen, die das Individuum zum Konflikt mit sich selbst und der Welt führen können, zählt für Autor*innen nicht selten der ureigentliche Schreibprozess, der nicht in Gang kommt, ins Stocken gerät oder jäh abbricht, was zu Frustration und Verzweiflung führt, aber auch Gegenstrategien auf den Plan ruft, die eigens erarbeitet werden wollen. Schreiben als Krisenerfahrung bricht sich leitmotivisch in Werner Koflers Roman »Am Schreibtisch« Bahn (vgl. S. 133–145). Offen zum therapeutischen Effekt des Schreibens in Zusammenhang mit psychischer Krankheit bekennt sich die Autorin Annemarie E. Moser, deren Selbstdokumentation aufschlussreich im Hinblick auf den gesellschaftlichen Umgang mit diesen Themen ist (vgl. S. 146–155). Im Falle der saarländischen Autoren Gustav Regler und Alfred Petto spiegeln sich persönliche Krisen in Tagebuch, Korrespondenz und autobiografisch inspirierten Werken wider (vgl. S. 156–166). Ein reich bebildertes Intermezzo kontextualisiert die düsteren Grafiken und Zeichnungen des verkannten »Krisenkünstlers« Karl Wiener in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (vgl. S. 169–185).

Die alles überschattende Verlustangst als existenzielle Erfahrung ist das Thema im Beitrag zu Lotte Tobisch, die dem Tagebuch den herannahenden Tod des Lebensgefährten anvertraut (vgl. S. 189–197). Ebenso im Diarium äußert sich bei Adolf Holl, Theologe und geweihter Priester, der innere Konflikt im Glaubenszweifel, der zunächst zur quälenden Selbstanklage, nach und nach aber in die

Emanzipation und zum Bruch mit der offiziellen Kirche führt (vgl. S. 198–209). Angesichts der Verschlechterung ihrer psychischen Krankheit und Altersdepression fürchtet Brigitte Schwaiger um die Freundschaft mit ihrem Schriftstellerkollegen Andreas Okopenko (vgl. S. 210–214). Im Briefwechsel sucht sie das Verbindende, wissend um die Verstörung, die sie beim Gegenüber auslöst. Die Autoren Theodor Kramer (vgl. S. 215–224) und Max Zweig (vgl. S. 225–230) wurden von den Nationalsozialisten zur Flucht gezwungen und haben den Verlust ihrer Heimat erfahren. Kramer kehrte erst sehr spät, Zweig gar nicht dahin zurück. Das Briefeschreiben wurde insbesondere für Kramer zu einer zentralen Austauschmöglichkeit.

Die Beiträge des letzten Abschnitts reflektieren die Möglichkeiten des Umgangs mit und der (gelegentlich auch produktiven) Bewältigung von Lebenskrisen. Die seelische Bedrängnis und Not, die als Ausdruck der psychischen Erkrankung in die chronische Form übergehen kann, thematisiert beispielhaft ein Korrespondenzstück Ingeborg Bachmanns aus den 1960er-Jahren (vgl. S. 233–236). Der Brief an den Psychotherapeuten Helmut Schulze zeigt den Willen zur Auseinandersetzung mit der Last der eigenen Verfasstheit. Hermann Hesse, den in seiner Berner Zeit mehrere persönliche Schicksalsschläge ereilten, fand nach einem Zusammenbruch Halt in der Traumtherapie, die ihn letztlich die Aquarellmalerei als Kraftquelle entdecken ließ (vgl. S. 237–242). Der von manisch-depressiven Zuständen vielfach heimgesuchte Schweizer Schriftsteller Hermann Burger unterzog sich noch während der Niederschrift seines Romans »Die künstliche Mutter« einem Kuraufenthalt in einem Heilstollen, was das Spiel zwischen Realität und Fiktion noch einmal steigert (vgl. S. 243–247).

Der vorliegende Band weist in viele Richtungen und eröffnet mannigfaltige Perspektiven, die zu weiteren Spurensuchen im Archiv anregen mögen. Die in den Beiträgen behandelten Quellen machen nicht nur Vergangenes, also bereits »archivierte Krisen« sichtbar, sie verweisen gleichzeitig auf unsere Gegenwart und Zukunft. Nicht selten stellt das Manuskript zum literarischen Werk, die Korrespondenz oder das Lebensdokument in Form des Tagebuchs oder der Notiz Reflexionen oder Lösungsansätze bereit, die einen Impuls auch für die Bewertung und Bewältigung der Schief lagen, die uns aktuell betreffen und in Zukunft beschäftigen werden, geben können.

Tanja Gausterer, Arnhilt Inguglia-Höfle, Susanne Rettenwander, Kyra Waldner

ANMERKUNGEN

- 1 Gerhard Rühm: KLIMAWANDEL. EIN UNENDLICHER WITZ, Ms., Vorlass Gerhard Rühm, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek (im Folgenden LIT), Sign.: LIT 397/11.
- 2 Gerhard Rühm: klimawandel. ein wachsender witz. In: Ders.: gesammelte werke, Bd. 3.1: auditive poesie. Berlin: Matthes & Seitz 2012, S. 296 f.
- 3 Gerhard Rühm: klimawandel. ein ausufernder witz. In: Ders.: die gefaltete uhr. 100 zahlen-dichtungen. Graz: Ritter 2023, S. 106.
- 4 Vgl. Gerhard Rühm: vergebliche warnung. eine schnellprechstudie, Werkmaterialien, Vorlass Gerhard Rühm, LIT, Sign.: LIT 397/11. Veröffentlicht in: Gerhard Rühm: drei schnell-sprechstudien. In: Ders.: gesammelte werke (Anm. 2), S. 408–417.
- 5 Vgl. z. B. den Sammelband Pandemie und Literatur. Hg. von Angela Oster, Jan-Henrik Witthaus. Wien, Berlin: Mandelbaum 2021.
- 6 Vgl. etwa Ecocriticism. Eine Einführung. Hg. von Gabriele Dürbeck, Urte Stobbe. Wien, Weimar, Köln: Böhlau 2015.
- 7 Vgl. den Sammelband Grenz-Übergänge. Zur ästhetischen Darstellung von Flucht und Exil in Literatur und Film. Hg. von Matthias Bauer, Martin Nies, Ivo Theele. Bielefeld: transcript 2019.
- 8 Vgl. grundlegend insbesondere Reinhart Koselleck: »Krise«. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 3. Hg. von Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck. Stuttgart: Klett-Cotta 1982, S. 617–650; zur Krise als Leitbegriff in verschiedenen Disziplinen vgl. etwa Krisengeschichte(n). »Krise« als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive. Hg. von Carla Meyer-Schlenkerich, Katja Patzel-Mattern, Gerrit Jasper Schenk. Stuttgart: Steiner 2013 (= Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 210).
- 9 Eintrag »Crisis«. In: Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 6: Ci–Cz. Halle, Leipzig: Johann Heinrich Zedler 1799, Sp. 1652.
- 10 Eintrag »Krise«. In: Jakob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Bd. 5: K. Bearbeitet von Dr. Rudolf Hildebrand. Leipzig: S. Hirzel 1873, Sp. 2332.
- 11 Eintrag »Krisis (grch. Entscheidung)«. In: Brockhaus Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten in sechzehn Bänden. Zehnter Band: Kadett – Lenzkirch. Leipzig: F. A. Brockhaus 1885, S. 621.
- 12 Eintrag »Krisis (volkswirtschaftliche)«. In: Ebd.
- 13 Eintrag »Krise«. In: Brockhaus-Enzyklopädie in 24 Bänden. 19., völlig neubearbeitete Auflage. Bd. 12: Kir – Lag. Mannheim: Brockhaus 1990, S. 517.
- 14 Vgl. zum Thema Krise und Sammeln in Archiven auch Petra Feuerstein-Herz: Sammlung und Krise. Dynamiken im Kreislauf der Objekte. In: Forschen in Sammlungen. Dynamiken, Transformationen, Perspektiven. Hg. von Peter Burschel u. a. Göttingen: Wallstein 2024 (= Kulturen des Sammelns. Akteure – Objekte – Medien 3), S. 81–97.

Literarische Reflexionen

KRISE

Der schwarze Fleck

VALERIE FRITSCH

Es gibt einen Schmerz, der sich so weit über die Begrenzung des eigenen Herzens hinausbeugt, so monströs groß ist, dass er den Menschen und die Wirklichkeit, die ihn umgibt, vollständig ersetzt. Er tilgt alles, er vertilgt alles, er ist alles, was bleibt. Und es gibt eine Verzweiflung, die jede Verzweiflung, die die Seele bis zu diesem Zeitpunkt kennt, haushoch überragt. Sie wächst den Hoffnungslosen wie Knochen, sie ist das Einzige, was einen aufrecht hält.

Wenn einem eine Welt zerbricht, steht man schnell auch vor den Trümmern seines Ichs, das den Erschütterungen und Steinschlägen des Schicksals nicht standhält, dumpf knackt in seinen Sollbruchstellen und schlussendlich mit in die Tiefe stürzt. Unten angekommen erinnert man noch genau, wer man ist, aber ähnelt plötzlich dem, der man vorher war, so wenig, dass man sich im Spiegel kaum mehr erkennen kann. Versucht man auch nach Kräften sich selbst nachzuahmen, zu gehen, zu lachen, zu denken wie in früheren Tagen, wird man sich und jedem anderen doch schrecklich leicht unkenntlich. Existentielle Krisen sind stets Identitätsfragen. Wer man im Angesicht des Todes eines geliebten Menschen ist, und wer, wenn sich der größte Wunsch, den man je hatte, endlich erfüllt oder final unerreichbar wird, erfährt man erst mit dem Eintritt des Ereignisses. Alle Prophezeiungen versagen. Auch wenn man sich mit allen Eigenarten des Inneren vertraut glaubt, ist es manches Mal unmöglich, von sich selbst zu wissen, was einem in einer seltsamen Stunde die Seele niederreißt.

In jeder Katastrophe gibt es wie in altmodischen Zaubertricks den Augenblick der Überraschung, in welcher Gestalt man hervorkommt, wenn das dunkle Tuch plötzlich mit einem Ruck fortgezogen ist. Man applaudiert rabiāt den guten Verwandlungen, schaut sich erleichtert die schönen Menschen an, die geläutert in den Brutkästen der Dunkelheit mit großen Flügelapparaten über sich hinausgewachsen sind, und erschrickt beschämt über die, die aus Schaden kein bisschen klug, aber nur kaputt geworden sind. Man bewundert die Neuanfänger, die Sinnstifter, Verarbeiter, Bewältiger, Überwinder, die Aufrechten, Kräftigen, die Wiederaufsteher und Wiederaufersteher, die Kämpfer und Hinwegkommer, die Krise-als-Chance-Ausrufer, die Alchemisten, die, wenn nur

genügend Zeit vergeht, etwas in sich finden, dass das Schlechte ins Gute konvertiert, die, die sich selbst vom Unglück bekehren, die, denen die Heilung gelingt, die Liebe nicht verloren geht, der Widerstand glückt. Sie nehmen den Bruch an und geben damit jedem Hoffnung, der – zu Recht – befürchtet, in der Lotterie des Universums irgendwann der Nächste zu sein, dem etwas passiert.

Man vergisst die, die der Katastrophe keinen Sinn hinzudichten können, um die Verluste und den Zufall besser zu ertragen, die auch nach Jahren nicht denken wollen, ohne das Traurige von damals wäre das Schöne von heute vielleicht nicht passiert. Sie verweigern sich der lindernden Gleichung, sie glauben nicht, dass alles einen Grund hat, sie finden keinen Trost. Sie sagen nicht: Es war für irgendetwas gut; sie sagen: Es war für nichts. Das Schlechte, das ihnen geschehen ist, macht sie nicht zu besseren, aber zu versehrten Menschen. Man beargwöhnt die, die in ihrem Schicksal und in ihrer Haut stecken bleiben. Die Bitteren, Zermürbten, Verlorenen, die Besiegten, Beschämten, die Vergrämten, die Kaputtgegangenen, die Gemeingewordenen, die für immer Traurigen, die Müden, nicht vom Fleck Gekommenen, die, die nie nicht vor den Gräbern ihrer Kinder stehen, die Schuldigen, die nicht leben können mit ihrer Schuld, die Täter, die nichts mehr sind als ihr eigener größter Fehler, die, die sich ewig nach dem Verschwundenen sehnen, die, die sich selbst nicht mehr loswerden, die, die den Schrecken oder den Krieg oder die Grausamkeit an einem Montagmorgen nicht und nicht vergessen. Sie lassen sich ihre Last nicht nehmen. Sie tragen einen schwarzen Fleck auf dem Herzen, an dem man einander auf der Straße im Vorübergehen als einen erkennt, an den die Welt schon mit ihrem großen Entsetzen, mit der Traurigkeit über das Unvermeidliche gerührt hat.

Was soll man ihnen predigen zur Aufmunterung, wenn man ihnen gegenübersteht? Das ist das Leben, das ist der Tod? Nichts wissen sie besser.

Is this the end / Beautiful friend?

Über Krieg und Krise im Oktober 2023

FRANZ SCHUH

1

Am 6. Oktober 2023 erhielt ich per E-Mail eine Information über die Besuchszeiten im »Sanatorium Süßmilch«. Die Künstlerin Sophia Süßmilch war auf einem Foto zu sehen: Sie saß im bunt gescheckten Pyjama angestrengt gemütlich vor einer bunt gescheckten Wand. Unter diesem Bild mühsam lässiger Entspanntheit stand ein Text zu lesen, den ich einer Komposition für Chorgesang empfehle. Der Text beginnt nämlich so: *»Ausgehend von der Frage, wie man es schafft, angesichts von Krieg, Inflation, Klimakatastrophe, Patriarchat usf. in dieser Welt zu funktionieren, durchzuhalten und nicht durchzudrehen, richtet Sophia Süßmilch ab 10.10.23 im Francisco Carolinum ihr ganz persönliches Sanatorium ein. In einem für diesen Zweck von ihr gestalteten Ambiente erhält sie Massagen, sauniert, therapiert sich mit Ton, malt und führt Gespräche. [...] Während Sophia Süßmilch ihre tägliche Massage erhält, können die Gäste unter der Massageliege Platz nehmen, Gespräche mit ihr führen und Fragen stellen. In der Ausstellung erwartet die BesucherInnen auf einer riesigen Mind Map die ultimative Weltformel.«*

Für mich ist das – im Rahmen der Kunst – die bisher einzig angemessene Reaktion auf »die Krise« gewesen. Die Ironie von Süßmilch dient der Selbsterhaltung von Ohnmächtigen. Deshalb liegt das »Sanatorium Süßmilch« soziologisch richtig: Die Kultur, die den Menschen zum Konsumenten macht, redet ihm seine Mündigkeit ein. Er mag mündig sein, aber er hat nichts zu sagen. Im Supermarkt muss er sich richtig entscheiden und hoffentlich reduziert er sein Konsumverhalten wegen der Teuerung nicht. Die Souveränität des Individuums, die die Propaganda für Freedom und Democracy ins Gigantische aufbläst, ist sofort am Ende, wenn »die Krise« (zu der sich ein paar Krisen versammeln lassen) beginnt. »Was tun?«, fragt der Einzelne. Er kann sich massieren lassen.

2

Tonio Schachinger, mit dem deutschen Buchpreis ausgezeichnet, hat die Weltlage kommentiert. Über den Krieg im Nahen Osten sagte er: *»Wir wissen alle,*

dass es sinnlos ist, wenn ich irgendwas dazu sage, ein lächerlicher kleiner Autor aus Österreich.« Aber, fügte er hinzu, er könne auch nicht nichts sagen, obwohl er nichts zu einer Lösung beizutragen habe, »außer«, sagt er, »*dass ich hoffe, dass Leute nicht umgebracht werden*«. Kann man diese Hoffnung »Optimismus« nennen?

Ich glaube eher nein, weil diese Hoffnung ihre Vergeblichkeit mitreflektiert, sie »widerspiegelt«. Optimismus und Pessimismus sind banale Haltungen. Unter »banal« verstehe ich, dass angesichts der gigantomanischen Ereignisse im Geschichtsverlauf Optimismus oder Pessimismus zu klein und zu kleinlich sind. Sie sind unangemessen und unzureichend. Aber ich muss mich, wie man so schön sagt, outen: Ich halte den Optimismus für noch mehr daneben als den Pessimismus. Das kommt davon, dass der Optimismus herzlich begrüßt wird und man dem Optimisten gerne eine Dankbarkeit erweist, dass er nicht alles schwarz sieht, sondern im Gegenteil: Je aussichtsloser alles erscheint, desto sympathischer kommt einem die Hoffnung vor, die einem die Optimisten vorspielen.

Es gibt Menschen, die einen Vorzeigestatus erreichen, weil sie ungeheures Leid erlitten haben und dennoch guten Mutes sind. Den Grad an Selbstüberwindung, wenn nicht an gewollter Selbsttäuschung, kann man als Außenstehender schwer beurteilen, aber die Rhetorik, mit der nie verzweifelte Menschen gefeiert werden, klingt verräterisch: Den schlechten Tagen wird tapfer getrotzt, es gibt doch immer ein Morgen, an das man glauben kann, man muss nur ein bissl Geduld mit dem Herrgott haben. Und sind wir nicht auf der Welt, um die Welt besser zu machen? Na gut, heute geht's noch nicht besser, nicht heute, dann vielleicht ja morgen ...

Aber wer bin ich denn, dass ich die Verzweiflung dem billigen Trost vorziehen und empfehlen könnte? Péter Nádas, der ungarische Autor von europäischem Format, hat sich geweigert, so eine verzweifelte Perspektive anzunehmen: »*Verzweifelt zu sein*«, sagt er, »*und dann auch noch Verzweiflung zu verbreiten, das erlaube ich mir nicht*.« Nun, ich gehöre zu denen, die den schlechten Ruf, den die Verzweiflung hat, nicht verlautbaren und verstärken. Für mich ist die Verzweiflung das Menschenmögliche, nämlich die Emotionalisierung des Zweifels, die den Verstand zwar fürs Erste vom Sockel stürzt, ihn aber bei seiner eventuellen Wiederkehr mit der existentiellen Erfahrung, am Ende zu sein, imprägniert.

Pessimistisch oder optimistisch sein, beides beruhe auf Selbsttäuschung, sagt Péter Nádas. »*Optimisten*«, meint er, »*sind Schönredner, die etwas schönreden, was sie nicht schön finden – um die anderen nicht in Verzweiflung zu bringen oder um noch eine Ruhepause zu erzwingen. Die Pessimisten sehen ständig Katastrophen, ich würde sie sogar Katastrophisten nennen. Das sind interessante Menschen, die denken, wenn ich ›Katastrophe‹ rufe, dann kommt keine.*«

Das stimmt mit meiner These überein, Optimismus und Pessimismus wären banale, unzureichende Haltungen, die eben gerade das nicht halten, was sie versprechen. Was dann noch bleibt, spricht Nádas sich selbst zu. »Ich«, sagt er, »ich bin Realist. Ich bleibe bei der Realität.« Tja, bei der Realität bleiben allerdings alle – die Realität geht ja nicht weg, sie holt einen ein, unabhängig davon, wie man sie eingeschätzt hat. Menschen können gewiss hoffnungsvoll in die Realität eingreifen, aber ihre Eingriffe können auch erfolglos, ganz und gar unzureichend, sogar kontraproduktiv sein. Sich als Realist zu deklarieren, kommt mir leicht vor – schwer ist nur zu durchschauen, was denn wirklich real ist, geschweige denn, was kommen wird. Realist kann nur ein Mensch sein, der daran zweifelt, dass er einer ist – und schon wieder wird alles kompliziert.

3

Am 7. Oktober 2023. – »Unsere« Jugend, also meine und der Menschen in meinem Alter, fand noch in den Nachwirkungen des Weltkriegs statt, im sogenannten »Frieden« (der ein Nachkrieg war). Margarethe von Trotta hat in einer Kultursendung jüngst der Menschheit den Untergang gewünscht: Die Menschen verursachen immer dieselben Katastrophen, sie mögen, so von Trotta, endlich von der Erde verschwinden. Dermaßen groß kann die Bitterkeit der Friedliebenden sein! Eine alte Frau im Gazastreifen, die keineswegs gemein war, sondern lieb und verzweifelt, hat die Ereignisse mit den Worten kommentiert: »*Sie haben uns genug gequält, jetzt sind sie dran.*«

Die Verbrechen der einen Seite werden stets mit den (unterstellten oder tatsächlichen) Verbrechen der anderen Seite legitimiert. Die eigenen Verbrechen quittiert man am liebsten damit, dass sie gar nicht passiert sind, sondern nur in den Propagandafeldzügen der Feinde existieren. Über seinen Schatten springen ist keine militärische Übung. Ich war immer skeptisch, was »die Menschlichkeit« betrifft – ach ja, Geschichte habe ich auch studiert und beim Rigorosum über Machiavelli getalkt. Die alte Soziologen-Weisheit über das Leben in »komplexen Gesellschaften« lautet: »Jeden Tag kann alles anders werden. Ich kann nichts ändern.« Ich sehe eine Reportage aus Israel: Eine blonde junge Frau beugt sich über ein Motorrad. Die Hamas hat ihren Freund vom Motorrad heruntergeschossen. Seine Leiche liegt auf der Straße und die junge Frau drückt in allem, was sie ist, die Vergeblichkeit eines Lebens aus, das eine solche sinnlose Grausamkeit ermöglicht.

Ich sehe, wie die Terroristen der Hamas eine junge Frau zur Geisel nehmen und mit welcher ungeheuerlich verächtlichen und zu verachtenden Geste sie der Hilflosen den Hut auf den Kopf drücken. Ja, klar – es werden Bilder von der anderen Seite kommen, mit denen man die Folgen der Rache anklagt. Eine die eigene Schuld abwehrende Rede besagt, die Rache Israels wäre eine »kollektive Bestrafung« der Bevölkerung des Gazastreifens. Auch mit solchen Argumenten versteckt sich der Terror hinter der Bevölkerung, die die Hamas ebenfalls in Geiselhaft genommen hat. Israel muss sich aber selbst verteidigen: Man kann nicht über tausend Zivilisten eines Landes töten und ungestraft davonkommen. Es ist für einen Staat ausgeschlossen, seine Bürger abschlachten zu lassen – schon gar nicht für Israel nach der Shoa.

Am Ende bleibt nichts anderes übrig, als im Gazastreifen viele, die nichts dafür können, zu treffen (»in Mitleidenschaft zu ziehen«), hat doch die Hamas alle zu ihrem Schutzschild gemacht. Flüchtende, die einer Evakuierungsaufforderung nachkommen, treibt die Hamas zurück. Die Selbstverteidigung Israels als Gegenwehr ist unvermeidlich, aber, um Gottes willen, was könnte sie angemessen und verhältnismäßig machen? Israels Ministerpräsident spricht vom »Zerquetschen«, und der Verteidigungsminister erklärt, was über den Gazastreifen verhängt wird: *»Kein Strom, kein Essen, kein Sprit, alles ist abgeriegelt. Wir kämpfen gegen menschliche Tiere und wir handeln dementsprechend.«*

Man sieht es wieder, Rache ist nicht süß, aber wäre es »verhältnismäßig« oder auch nur menschenmöglich, auf sie zu verzichten, vor allem dann, wenn man auch die Macht hat, Rache zu üben, und wenn die Rache den rationalen Kern hat, sich nicht zu ergeben und sich vernichten zu lassen? »Ätsch«, meldet die Hamas, »eure air strikes haben dreizehn Geiseln getötet«. Es ist eine ausgesuchte Niedertracht, den Feind in das Töten zu verwickeln, das man selbst organisiert. Die Hamas und ihre Anhänger werden versuchen, Propaganda aus den harten Reaktionen auf ihre Morde und Geiselnahmen herauszuschlagen. In Wien ging zu diesem Zweck ein Vertreter der Palästinenser, ein Diplomat in Anzug und Krawatte, den »chinesischen Weg«: Er distanziert sich keineswegs vom Zivilisationsbruch der Mörder und Geiselnahmer, sondern er versucht, Verständnis für sie zu wecken, und zwar durch das magische Wort »Kontext«: Man müsse den Kontext beachten, in dem die Morde und Geiselnahmen passiert sind.

Das nenne ich den »chinesischen Weg«, weil man auf Chinesisch, falls man auf Menschenrechtsverletzungen angesprochen wird, reflexartig sagt: Men-

schenrechte hat man im Westen erfunden. In China ist der Kontext ein ganz anderer. Wir exekutieren Menschenrechte anders, in unserem Sinn. Der Kulturrelativismus kann aber nicht die Berechtigung der universalistischen Idee ausschalten, dass man Menschen nicht unterdrücken und selbst Unterdrückter nicht abschlachten soll. Zu solchen Höhen hat sich die Zivilisation aufgeschwungen! Was immer auch falsch an der israelischen Besatzung und Siedlungspolitik gewesen sein mag, und das war einiges, das Abschlachten von Menschen, die in Feierlaune bei einem Musikfest sind, bleibt als barbarisch im Gedächtnis haften. So etwas ist nicht einmal durch Hass zu rechtfertigen, eine solche Barbarei bedarf eines Überschusses an psychopathischem Sadismus, für den man im Frieden lebenslang im Maßnahmenvollzug eingesperrt wäre.

5

Dass Krieg herrscht, verschleiert bloß den Wahn, dem diese Täter unterliegen. Der Krieg macht den Wahnsinn plausibel. Das kennt man schon von Hitler, der seinen Krieg nötig hatte, er hat ihn persönlich gebraucht, zum Selbstaufbau, der Krieg war seine Erbaulichkeit. Das Blutbad war sein Lebenselixier. Der Hass, der sich heute vordergründig politisch gegen den Westen richtet, richtet sich gegen das, was der Westen mit seinen Freiheiten einer Avantgarde von Männern in ihrem zwänglerischen, religiös aufgeheizten Unbefriedigtsein antut. Die Politisierung der Religion, die sich am Verreligiösen der Politik übt, ist eines der schlimmsten Merkmale der Krise. Das gilt für jeden religiösen Fundamentalismus, auch für den nationalistischen in Israel. Alles, was endlich ist, ist verhandelbar. Das Absolute der Religion ist auf Erden nicht zu haben – nur mit Gewalt kann man versuchen, es im Innerzeitlichen wahr werden zu lassen.

Am 13. November 2015 richteten im Pariser Ausgehviertel und im Theater Bataclan islamistische Attentäter ein Blutbad an. Einer der Mörder wartete mit der Logik auf, was soll's, denn im Westen trauere man ja auch nicht über das Sterben in seiner Heimat. Die Hamas hat sich zum Morden am 7. Oktober 2023 nicht zuletzt eine Konzertveranstaltung ausgesucht. Der theokratische Kurzschluss geschieht in der Überzeugung, dass man kein Verbrechen begeht, sondern den Willen Gottes erfüllt, wenn man im Namen Gottes so viele Ungläubige wie nur möglich umbringt. Und in Wien, am Stephansplatz, demonstrieren die Anhänger der Hamas begeistert für ihr Anliegen, nämlich für den Judenmord, getarnt als »Befreiungskampf der Palästinenser«. Die Historikerin

und Antisemitismusforscherin Isolde Vogel hat eine vorerst kleine Liste der Solidaritätsbekundungen in aller Welt veröffentlicht. Damit ist wieder ein Merkmal der Menschheit in der Dauerkrise benannt: Es gibt kein Verbrechen, das nicht leidenschaftliche Anhänger findet.

6

Eines Tages habe ich mich tagespolitisch deklariert. Ich habe gesagt, dass ich die Sozialdemokratische Partei Österreichs nicht mehr wählen würde, würde sie den Weg der dänischen gehen. Wäre auch schwach, denn dann könnte ich gleich das Angebot des ehrlichen, des starken Rechtsextremismus annehmen. Maßnahmen in Dänemark wie der Abriss von »Migrantenghettos« und die Umsiedlung der Bewohner, um eine »bessere Durchmischung« zu erreichen, ist nicht ganz mein Ding.

Das Bekenntnis, dass im Staate Dänemark etwas faul ist, hat mir – von privater Seite – die polemisch gemeinte Zusendung einer Aussage des Chefs der Deutschen Polizeigewerkschaft eingebracht. Der Chef hatte über die antiisraelischen Demonstranten in Berlin gesagt: *»Die Täter machen stets klar, was sie von unserer gesellschaftlichen Ordnung und ihren Repräsentanten halten, nämlich nichts. Sie verspotten unseren Rechtsstaat, verhöhnen und verachten ihn. Toleranz und rechtsstaatliche Ordnung halten sie für Schwäche und lächerliches Zurückweichen. Unsere Kollegen erleben eine komplette Parallelgesellschaft, mitten in Deutschland.«* – *»Und dann«*, schrieb mir die geschätzte Absenderin dieser Aussage etwas holprig, *»sehr geehrter Herr Dr. Schuh, würden Sie die Sozialistische Partei nur dann nicht mehr wählen, wenn sie einen ähnlichen Kurs wie die dänische SP einschlagen würde?«*

Ich habe allerdings auch gesagt, dass ich die Sozialdemokraten nicht aus Begeisterung wähle, sondern wegen der Gewerkschaft und wegen der paar Intellektuellen in der Arbeiterkammer, und vielleicht auch, weil Wien »anders« ist, wer weiß? Ich bin Wähler und kein Anhänger. Das hat die Absenderin mir voraus: Sie ist Anhängerin und wählt auch die Partei, der sie anhängt – eine vollkommene, widerspruchsfreie Identität. Es gibt ja Menschen, die auf Sebastian Kurz hereingefallen sind, warum nicht auch auf Herbert Kickl, den meine Brieffreundin – als Einzigen – mit dem Etikett der *»Glaubwürdigkeit«* in der Migrationsfrage ausstattet.

Aber Kickl wird das Migrationsdesaster nicht »lösen«. Muss er auch nicht, denn was der Rechtsextremismus wirklich kann, ist anderen die Schuld geben – für alles, mit Vorliebe den Ausländern, schon allein deshalb, weil sie »von außen«

kommen und weil die Mächtigen im Inneren der illiberalen Demokratie stets ganz unschuldig sind – siehe Viktor Orbáns antisemitischen Kampf gegen George Soros, den er zu einer Art Phantom des Grauens entmenschlicht hat. »Ausländer raus!« war die Anfangsparole, das Fundament einer noch kleinen Bewegung, die der damals größeren von »I haafß Kolaric, du haafßt Kolaric, warum sogns' zu dir Tschusch?« gegenüberstand. »Kolaric« stellt den hilflosen Humanismus dar, mit dem der Rechtsextremismus ein leichtes Spiel hat. Interessant ist eine Sprachregelung, mit der die Propagandisten leicht nervös auf das Argument reagieren, auch die autochthone österreichische Bevölkerung wäre ja »nur« eine Mischung aus einem Vielvölkerstaat. Ja, sagen die Rechten, die vielen Völker damals hatten miteinander genug Berührungspunkte, um friedlich zusammenleben zu können.

Henry Kissinger, einer der Anführer des Vietnamkrieges, liefert den Aphorismus zur gewünschten Leitkultur: *»Es war ein schwerer Fehler, so viele Menschen völlig verschiedener Kulturen, Religionen und Überzeugungen hereinzulassen.«* Abgesehen davon, dass das friedliche Zusammenleben in der Monarchie eine Illusion ist (man lese Jaroslav Hašeks »Schwejk« oder denke an den damaligen Antisemitismus, an dem Hitler Maß nehmen konnte) – abgesehen davon, ist die ganze Welt unserer Tage in Unfrieden zusammengewachsen. Das Areal, auf dem man sich vertragen (können) müsste, ist viel größer geworden, und »die Welt« hält ungebeten Einzug dort, wo man nach Belieben allein sein will oder doch an Ort und Stelle herrschen will, zum Beispiel, indem man in Vietnam einmarschiert. Die Gespaltenheit der Welt im Unfrieden ist schließlich auch das Resultat des Herumfuhrwerkens westlicher Mächte (und der Russen) im Nahen Osten, man denke an den vollkommenen Irrsinn von Afghanistan.

7

Im Land, wo man sowohl reich als auch allein auf der Welt sein will, also in Österreich, sind »die Ausländer« aber nicht das einzige Problem. Was als berechtigte Gegenwehr gegen die zugewanderten Feinde des Rechtsstaats erscheinen will, unterschlägt zugleich, was die Rechten sonst noch vorhaben. Orbán als Gesellschaftsmodell ist keine Kleinigkeit, sondern »Korruption«, so Anneliese Rohrer, »plus Einschränkung der Meinungsfreiheit«, und Orbán löst das Migrationsproblem, indem er es auf andere abschiebt. Wir haben dann die Festung, und die anderen die unerwünschten Ausländer.

Und jetzt haben wir Fremde da, die aus dem Nahen Osten flüchten, ohne von ihm loszukommen. Darunter sind auch unsere Feinde, wahrlich eine Gefahr, und viele von ihnen nützen unsere Freiheiten gegen uns aus. Aber eben nicht alle, weshalb hier die dumme Phrase, man müsse »differenzieren«, sogar einen Sinn hat. Das Migrationsproblem kann man nicht »lösen«, es gehört zu jenen Problemen, auf die die Wendung passt, so etwas könne man nur »managen«. Die Tragödie, die sich abspielt, ist der Gegensatz einer gesetzelten Gesellschaft: einerseits mit ihren Regeln und Gesetzen, mit ihren eigenen Krisen und andererseits mit dem Eigensinn von Menschen, die den Tod riskieren, um, wie sie glauben, endlich eine Zukunft zu haben. Diese Zukunft zerstören sie aber auch selbst, indem sie durch ihre Vielzahl die Nötigung zum Selbstschutz in den Zufluchtsländern hervorrufen. Für mich gehört es zum Irrlichtern dieser Tage, dass Ariel Muzicant ein Signalwort nicht zuletzt der rechten Szene verwendet. Er habe, sagte Muzicant, überhaupt kein Verständnis mehr *»für alle diese sogenannten Gutmenschen, die nicht verstehen, dass wir Leute in unser Land lassen, die dann schreien: ›Tod den Juden‹«*. »Gutmenschen« – so nannten die Rechten auch Leute, die den einheimischen Antisemitismus bekämpften. In der Sache hat Muzicant recht: Man dürfe, sagt er, nur jene Menschen nach Europa lassen, *»die sich wirklich an unsere europäischen Werte halten«*; *»Asyl für jeden«* könne *»es nicht geben«*.

Die sogenannten »Gutmenschen« haben eine Stimmung gemacht, in der untergegangen ist, dass stets auch böse Menschen kommen. Aber die »Gutmenschen« sind nicht politisch verantwortlich für dieses Desaster. Verantwortlich ist in Europa die EU, deren Mitglieder aus nationalen Egoismen daran scheitern, das Problem miteinander zu »managen«. Eine FPÖ-Wählerin beruft sich auf Muzicant und schreibt mir unter der Schlagzeile *»Endlich erwachen die Juden«*. Ihr Triumph ist verständlich, aber Muzicants Aussage kann sie für ihre Gesinnung nicht ins Treffen führen. Muzicant sagt ja, man solle nur die hereinlassen, die sich an die europäischen Werte halten, und das heißt: Diejenigen, die sich daranhalten, kommen für das Asyl in Frage. Der Rechtspopulismus hat große Schwierigkeiten mit einer Wahrheit (die sich eh nicht mehr durchsetzen wird), dass eben nicht alle, die kommen, nicht mit »unseren Werten« übereinstimmen.

Der ehrliche Rechtsextremismus, der ehrlich sagt, wie er sich seine Asyl- und Migrationspolitik vorstellt, hat zwei Möglichkeiten: erstens die Flüchtlinge an den Grenzen (oder wo man sie erwischt) erschießen. Die zweite Möglichkeit wären Konzentrationslager, in denen man die Ausländer aussortiert, die – zum Beispiel für die Pflegedienste – zu brauchen sind. Kickls Koketterie mit dem Hitlerismus als »Volkskanzler« ist widerlich. Aber ich nehme an, dass er als ehrlicher Rechtsextremist darunter leidet, dass die Demokratien ein ziemlich hohes humanitäres Niveau erreicht haben. Als Innenminister hat der anpassungsbereite Kickl – aus seiner Deckung heraus – allerdings bloß ein wenig Sadismus gegen die Einwanderer vorgeschlagen: für sie keine Geld-, sondern nur mehr Sachleistungen.

Die Rechten lieben selbstverständlich die Demokratie, denn sie ist die Regierungsform, die alles Nötige zu ihrer eigenen Abschaffung bereithält. Sie stellen sich gerne als Opfer dar und beschimpfen ihre Feinde, weil deren eingebürgerter Begriff von Freiheit die demokratiezerstörerischen Haltungen und Absichten nicht miteinschließt. Sie reden empört von »der Ausgrenzung Andersdenkender«. Der zivilisatorische Fortschritt macht sie empfindlich, trifft sie hart und lässt ihre Konzepte in den Augen nicht weniger Menschen mies ausschauen. Genial war der Trumpismus, dessen spontan herausgesprudeltes Prinzip der »alternativen Wahrheiten« dem etablierten Rechtsextremismus ein weites Feld eröffnete, darunter auch die Chance, alle Lügen unter »Meinungsfreiheit« platzieren zu können.

Ein kleines Mädchen in Gaza, nach meiner Schätzung ungefähr zehn Jahre alt, erzählt, dass sie wegmuss. Auf der Flucht vor den Bomben. Das Kind weint, weil es nicht weiß, wohin. Es weiß nicht, wohin flüchten. Kein Ort. Nirgends. Der Film zeigt einen Menschen im höchsten Leid. Ich zweifle nicht an der Echtheit dieser Bilder, denn selbst, wenn sie gestellt wären, stellten sie etwas Wahres dar. Es ist zweierlei, das mich trostlos macht: erstens, dass so ein Bild – genau wie das der jungen Israelin vor ihrem toten Lebensgefährten – unverkennbar eine Wahrheit sagt und zugleich aber, selbst wenn es dafür gar nicht gedacht war, in der Propaganda einsetzbar ist; zweitens verfluche ich meine Lage, die mir eine

Parteilichkeit aufzwingt, die ich für Israel mit Überzeugung annehme. Möge doch das Töten aufhören. Aber es gibt keine Moral, mit der ich mich über das Leid auch der anderen Seite beruhigen könnte. Die rhetorische Lösung ist einfach: Wer für Israel ist, der muss nicht gegen die Palästinenser sein. Man müsste im Mitleiden beide Seiten kombinieren. Man müsste aufhören können, für die einen oder die anderen zu sein. Das enthält zwar ein auszulebendes Empörungspotential über die Einseitigkeit von Parteilichkeiten, ist aber auch aus einem intellektuellen Grund fraglich: Es hilft kaum zu verstehen, was wirklich los ist.

Beim Stand der militärischen Realitäten halte ich den überlegten und überlegenen Neutralismus für (noch) nicht möglich, und das ist für mich »die Krise«: Innerhalb kurzer Zeit 5000 Tote in Gaza, darunter 2000 Kinder, und immer schon war klar, es werden mehr werden. Als Mensch, der nicht im Kugelhagel steht und nicht unter einem von Raketen erleuchteten Himmel wandelt, glaube ich, dass Israel keine andere Alternative hat. Das ist entsetzlich und unerträglich – so ein Mensch, der den Tod Tausender (falls die Zahlen stimmen) für »alternativlos« hält, will man doch nicht sein.

Andererseits ist man mit diesem Satz schon auf die Propaganda der Feinde hereingefallen. In ihrer Propaganda beruft sich die Hamas auf humanitäre Werte, die sie selbst brutal verletzt. Was denn gegen Verbrecher tun, die ihren Untergrund an Spitälern und Gotteshäusern festmachen und die durch erpresserische Geiselnahmen, doch nicht als Freiheitskämpfer, sondern als ganz normale Verbrecher dastehen, deren Verbrechen bloß ein gigantisches Ausmaß hat. Feuerpausen einlegen? Die würden sie garantiert zur eigenen Rekreation und Wiederaufrüstung benützen.

Mir platzt der Kopf, der Gedankengang wird zum Hürdenlauf über die Ambivalenzen. Moralische Klarheit – schmeck's! Selbst der Offenbarungseid zur eigenen Statuserklärung, man wäre bloß ein kleiner Autor und würde besser schweigen, was man aber zugleich nicht kann, unterschlägt eine Meta-Ambivalenz: Wer immer man auch privat, »für sich« sein mag, man ist durch die Umstände zugleich aufgefordert, sich Gedanken zu machen, die nicht im Privaten, nicht in der eigenen Identität verhaftet bleiben und die einen Sinn für das Erkennen der Lage haben. Das Allgemeine ist den Einzelnen in Gedanken zugänglich. Aber so ein Transfer ist extrem schwer, weil die eingebürgerte Verarbeitungsweise sogenannter »Krisen« im uferlosen Geschwätz besteht, das jeden Gedanken entkräftet und ihn selbst zum Geschwätz macht. Sich und die eigenen Gedanken als Ausnahme zu deklarieren, wäre hoffnungslos eitel. Aber nicht einmal das Geschwätz kommt der Geschwindigkeit nach, die es kaum erlaubt,

»mitzukommen« oder mitzubekommen, was los ist. Alles geht, passiert wahnwitzig schnell: Die hier vorliegenden Überlegungen stammen vom Oktober 2023, nur kurze Zeit später ist sicher, dass sie zum Erscheinungstermin »überholt« sein werden. Die Lage wird sich entscheidend verändert haben, und wenn heute etwas geglaubt wird, ist es ein Glück, also ein Zufall, wenn dieser Glaube morgen noch in der Erinnerung besteht.

10

Es fragt sich, ob dies alles überhaupt »Krise« genannt werden kann. Der Arzt, ein Chirurg, dessen Operationen mir das Leben gerettet haben, hat mir am Krankenbett, als ich aus der Intensivstation herausgelassen wurde, den Begriff der »Krise« erklärt. Der Begriff stamme vom antiken Wagenlenken: In der Kurve senken sich auf der einen Seite die Räder, und wenn der Wagen wieder hochkommt, dann ist die Krise überwunden. Im Philosophieunterricht war »Krise« als medizinische Metapher beliebt: Das Fieber erreicht eine lebensgefährliche Höhe, und wenn es endlich – über Nacht – zur Fiebersenkung kommt, ist die Krise überwunden.

Das Wort »Krise«, so behauptet eine Internetseite, geht auf ein griechisches Wort zurück und bedeutet »sieben, trennen«: »Eine Krise konfrontiert uns mit der Notwendigkeit, das auszusieben, was lebensfähig ist, was überleben kann, von dem, was entfernt werden muss.« Faszinierend, wie gebildete Schreiber keine Ahnung davon haben, welche klassisch-mörderische Rhetorik sie sich bedienen. Aber all diese Konzepte propagieren die Vorstellung, dass »Krise« etwas ist, dem man entkommen kann. »Krise als Chance« ist die Phrase, die daraus resultiert, und es gibt den fürsorglichen Aphorismus, man müsse das Wort »Krise« nur vom Beigeschmack der »Katastrophe« befreien.

Für mich ermöglichen die derzeitigen Widersprüche keine Synthese. Negative Dialektik, nichts als negative Dialektik. Die Klimakrise – offenkundig, dass sie ein totales Unglück bereithält. Modernitätstraditionalisten verkünden, dass einem schon irgendwas Technisches einfallen wird. Dies ist die uralte Hoffnung, mit dem Beelzebub könne man den Teufel austreiben. Die Techno-Sozialromantiker hängen auf Gedeih und Verderb am Weiterso. Aber Leute, die vom technischen Fortschritt nichts als profitiert haben, können sich ja gar nicht erlauben, an etwas anderes zu glauben: Das politisch-ökonomische System, das wir »Demokratie« nennen, gewinnt die Zustimmung der Massen nur durch die

Glücksmöglichkeiten, die es in Aussicht stellt. Mit der Forderung nach einschneidendem Verzicht wäre Schluss damit. Freiwillig akzeptieren die Leute keinen Verzicht, da warten sie lieber auf einen ordentlichen Autokraten, der ihnen den Weg weist. »This is the end / Beautiful friend / This is the end / My only friend« singen die Doors, auch im Vorspann zum Film »Apocalypse Now«.

Möge ich doch nur unrecht haben. Ich habe die Art von Überzeugung, an die ich die Hoffnung knüpfe, sie möge um Gottes willen falsch sein. Ich glaube ja, dass die Vernunft sich durchsetzen wird, eines Tages, aber nur, weil das im Begriff der Vernunft liegt, den die Menschen sich zusammengebastelt haben: »Vernunft« ist danach eine Dynamik des sich den Gegebenheiten anpassenden Denkens. Diese Art von Denken, von Verstand, ist mit den Realitäten so verwoben, dass sie nicht prinzipiell ausgeschaltet werden können. Viele Menschen halten jedoch am Wahn fest, wenn dieser verschwörungstheoretisch attraktiv ausgearbeitet ist und zur Benutzung bereitliegt: Im Jahr 2023 steigt die Zahl der antisemitischen Attacken, wie man es nach der Shoa nicht mehr erwarten zu müssen geglaubt hat.

Dass eine Masse von Menschen in aller Welt ihre Leidenschaft in den Wahn des Antisemitismus investiert, erlaubt keine Hoffnung, die man in die Menschheit setzen könnte. Die »letzten Tage der Menschheit« sind auf Endlosschleife gestellt. Zugleich darf man sich dieser Aussichtslosigkeit nicht ergeben. Das wäre eine Parteinahme für die chancenlose Ohnmacht und würde sie zusätzlich bestärken. Sisyphos ist die Figur, die in so einer Lage unermüdlich und angemessen agiert. Ob man dabei glücklich sein kann, wie Albert Camus glauben machen will, ist fraglich.

Immerhin gibt es Zeiten, die hoffnungsvoll sind, es ist nur auf ihre Dauer kein Verlass. Das Gute existiert, hat aber keinerlei Rückhalt darin, dass es sich eventuell verwirklichen lässt. Menschen lernen aus der Geschichte nicht einmal, dass man aus der Geschichte nichts lernen kann. Zur Vernunft müssen sie immer erst kommen – also benötigt die Vernunft anscheinend die Katastrophe, die zu vermeiden ihr immer erst post festum gelingt – erst dann, nachdem sie eingetreten ist. Zu jeder Zeit kann es zu spät gewesen sein. Die letzte Krise wäre eine, deren Folgen nicht mehr rückgängig zu machen sind und die keinen Neuanfang mehr ermöglicht.

Krise. Auch nur ein Wallfahrtswort.

MARLENE STREERUWITZ

Riesige rosarote Dahlienblüten, die in einen orangeblühenden Rosenstrauch hineinragen. Das ist mein Trost. Jeden Tag gehe ich an diesem Garten vorbei.

Hier. In London. Im August. Wir leben in der »cost of living crisis« des Jahres 2023. Jedes vierte Kind bekommt nicht genug zu essen. Jeder fünfte Haushalt muss Mahlzeiten überspringen. Die Preise für Lebensmittel sind um 17,1% gestiegen. Seit der Finanzkrise 2008/2009 sind die Löhne im United Kingdom gleich geblieben und so entwertet.

Was bedeutet es aber nun, wenn das Wort Krise auf jeden Augenblick eines Lebens zutrifft? Wie das für Armut der Fall ist. Oder für Behinderung. Für Schicksal. Hunger. Sind diese Worte nicht alle Verstecke für das Wort Krise? Und zeigt sich nicht einmal mehr, was für ein perfides Instrument unser Sprechen ist, das die Sprache selbst gegen uns anwendet. Denn. Die Vielzahl der Krisen in das Wort Armut zusammengefasst. Wird das nicht zu einem unüberwindlichen Berg von Verzweiflung, der immer so viele Verzweiflungen auf einmal ist. Diese Verzweiflungen müssen als Verzweiflung ausgehalten werden. Als Krise. Ohne den Plural ins Sprechen zu bringen und damit ein Maß der Dinge herzustellen. Könnte die Verzweiflung in die vielen Verzweiflungen aufgeteilt noch ertragen werden? Sind diese Singulare, diese Einzahlen nicht die Grundmittel der Beherrschung. Selbstbeherrschung und Unterdrückung durch andere. Betrug in Zusammenfassungen ins kleinstmögliche Maß. Großzügigkeit in Quälerei. Eine Person, die jeden Augenblick ihre Armut leben muss, muss die in die Abstraktion des Singulars flüchten, um es ertragen zu können. Ist der Singular der Krise der Trick, die Verzweiflungen in eine einzige zusammenzuschmelzen. Macht der Singular diese Worte nicht unbetretbar und bleibt die Person in Armut damit sich selbst entfremdet?

Und dann. Die Armut der anderen ist ja immer auch die eigene Armut. Der Hunger der anderen. Die Bedürftigkeit anderer. Der Körper weiß das und reagiert. Abwehr oder Mitgefühl. In den Affekten erzählt sich diese Entscheidung. Und. Der »culture war« in der Politik der englischsprachigen Kulturen findet dieser Entscheidung entlang statt. Was für die Mitfühlenden die konstruierte

Krise des politischen Systems ist, das ist für die Abwehrenden das persönliche Scheitern von unfähigen Personen und nicht bedenkenswert. Es ist Fühlen, mit dem diese Entscheidung getroffen wird. Ein Fühlen ist das, in dem sich die Person insgesamt darstellt. Und wie immer. Die Bestätigung herrschenden Sprechens in diesem VersteckSprechen der üblichen Sprachen kann schnell fallen und sich in den Vordergrund drängen. So ist Ekpathie. Empathie dagegen hat nur Umständliches zu ihrem Ausdruck. Empathie. Da will die empathische Person Genaueres wissen und nicht in Verallgemeinerungen verfallen. Empathie. Die erforscht sich erst selbst. Die braucht Zeit, sich auszudrücken und bleibt beim Einzelfall.

Da. Wo wir leben. 2023. In der klimakrisengeschüttelten Welt. Da wird ekpathisch verallgemeinernd geredet, damit die Sprache des Ausschlusses erhalten bleiben kann. Es geht ja darum, sich einen Platz unter den Ausschließenden zu sichern. Es stehen also die Dauerkrisen des Ausschließens der Dauerkrise des AusgeschlossenSeins gegenüber. Aber. Wir haben nur die Sprache des Ausschließens zu Verfügung und können das AusgeschlossenWerden nicht erzählen. Das müssen die Körper übernehmen. Wenn sie vor Hunger mager werden. Wenn sie ungepflegt als homeless am Straßenrand sitzen. Wenn gestorben werden muss, weil die britische Regierung die public services so ausgehungert hat, dass es keine Rettungstransporte ins Spital mehr gibt. »More than 43,000 people were declared dead by the time an ambulance arrived last year«, steht in der »Daily Mail«. Die Verstecksprache des normal Ekpathischen ist tödlich. Gesellschaftlicher Ausschluss handelt immer von Leben und Tod. Und so sprechen wir.

Ich bin dem Wort Krise als kleines lesendes Mädchen begegnet. »Krisis« hieß das in den Jugendbüchern für Mädchen, die ich in großer Zahl in der Kinderbücherei der Stadtbibliothek Baden las. Die Krisis. Das war das Wort, das auf die Situation schwerkranker Männer angewandt wurde. In den Büchern ging es um die Pflege dieser schwerkranken Männer. Da gab es die aufopfernde Ehefrau am Bett des kranken Manns wachend. Da gab es die hingebungsvolle Krankenschwester, die den Arzt ergänzte. Da gab es die junge Ärztin als Assistentin des Professors, die ihren ersten Fall zu bewältigen hatte.

Das waren alles Jugendbücher, die noch aus der Nazizeit stammten oder sich noch nicht sehr weit von deren Vorstellungen entfernt hatten. Immer fand die Krisis in der Krankheit dieser Männer in der Nacht statt. Die Krisis wurde jeweils vorausgesagt. Die Bewältigung der Krisis wurde genau geplant. Die Krisis wurde bewältigt. Der Kranke war daran nicht beteiligt. Die Krisis war Angelegenheit der ärztlichen Kunst und der Krankenpflege. Die Kunst war den

Ärzten überlassen. Die Pflege fiel den Frauen zu. Ich kann mich an kein Scheitern an der Krisis erinnern. Immer war die Zusammenführung von ärztlicher Kunst und aufopfernder Pflege siegreich. Es war ein militarisierter Vorgang. Der Patient war die Landschaft. Das Schlachtfeld. Die Krankheit der feindliche Angreifer. Ärztliche Kunst und Krankenpflege bildeten die Verteidigung. Die Krisis war die Zeit der Schlacht. Medizin und Zuwendung in der Pflege kämpften gegen die Störung im Körper des Kranken.

In diesen Büchern sollten Berufe im medizinischen Bereich nahegebracht werden. Der Patient war also ein Schaustück der Berufsberatung. In der Logik der 50er Jahre war das heteronormativ und vormodern rollenkonform. Der bewusste Körper des Kranken wurde durch die Krisis hindurch ins Leben zurückgeleitet. Der Feind im Körper des Kranken wurde besiegt. Die Person dem Leben zurückgegeben. Die Diagnose war die Kriegserklärung gegen den Feind. Die Behandlung der Krieg. Die Krisis die Schlacht. Das Überleben der Sieg und der Feind vernichtet. Die Krisis war überwunden.

Und so leben wir.

Wir reden ekpathisch von Überwindung von Krisen, weil wir keine andere Sprache haben. Wir leben ekpathisch gegen uns selbst, weil wir uns – und das wieder – in einem großen Projekt einer quasimilitaristischen Mobilisierung in Modell und Sprache ausgesetzt sehen. Die französischen Revolutionäre hatten schon recht, alles neu sprechen zu wollen. Wir haben ja weiterhin eben nur dieses überkommene VersteckSprechen zu Verfügung, in dem schon die Imperien mit Hilfe der Religionen die Personen gegen sich selbst aufhetzen konnten, ihren eigenen Ausschluss zu bejubeln. Jede sozial eingestellte Person spricht ununterbrochen ihren eigenen Ausschluss, weil nichts anderes gesagt werden kann, und versetzt sich damit in einen Zustand der Dauerkrise des Dauerleids an der Welt. Empathie kann ja nicht einmal empathisch analysiert werden. Denn. Diese ekpathische Sprache ist es ja, die den Begriff des Opfers konstruiert. Opfer. Das ist eine der vielen Formen des Ausschlusses und im Ekpathischen die schlimmste Entwertung.

Im also ekpathischen Mythos fallen Krisen über die Personen her und die, die aufgeben oder scheitern. Die sind Opfer. Und die, die im Ekpathischen bleiben können oder müssen, die haben die Nacht überlebt und dürfen ins Leben zurück. Denn. Täuschen wir uns nicht. Krisen. Das sind hergestellte Vorgänge. Das Unvermeidliche. Das verbuchen wir unter Schicksal. Die Krisen. Die werden uns ins Haus geliefert. Die werden von irgendjemandem gemacht. Krisen beruhen auf Ekpathie. Es wird zugemutet. Zugetraut. Zugefügt. Das Präfix »zu«

beschreibt eine Bewegung auf ein Ziel hin. Die Zumutung, die der Person zugebraut wurde, ist eine Zufügung. Die Person ist ein Opfer.

In London. In Kew Gardens. Ich gehe von Bank zu Bank und sitze lange. Ich starre auf die Riesenbäume da. Schöne, weitausladende, riesige Bäume stehen da. Diese Bäume haben ihre Idealform ausbilden können, weil sie genug Platz bekommen haben, wachsen und werden zu können. Nach der Euphorie über diese Schönheit werde ich dann wieder sehr traurig. Die Bäume an den Straßen und in den Gärten. Hier. In London. Sie werden zurechtgestutzt. Sie müssen klein bleiben. Ihre Wurzeln würden sonst den Gehsteig beschädigen. Das würde Geld kosten. Und wir leben ja schließlich in einer »cost of living crisis«. Auch die Natur muss sich dem Ausschluss und dem Einschluss stellen, weil im Ekpathischen die Natur zu einem Mitspieler erklärt werden kann und völlig unnatürlich mit den Folgen dieser Vermenschlichung belastet werden kann. Dieser Vorgang »hilft« ja dann auch, wenn es um die Klimakrise geht. Die Natur wird entweder zum Objekt stilisiert oder zum Opfer. Den Umständen wird beides nicht gerecht, wenn es um das Natürliche ginge, weil Natur ja längst nicht mehr existiert. Zu viele Krisen wurden den Landschaften zugemutet.

Krise. Krisis. Ist das Mittel, das die Krise verkünden kann, dann selbst schon Krise? Ist Sprache selbst die Krise? Nun. Es geht ja immer um Veränderung. Ich kann mich an Predigten in der katholischen Stadtpfarrkirche in Baden erinnern, in denen mir das Wort Krise als Chance erklärt wurde. Ein altgriechisches Lehnwort gegen eine altfranzösische Entlehnung, die auf das lateinische Verb »cadere« zurückgeht. Wie perfekt sich diese ewigen Erbschaften unserer Sprachen an so einem Beispiel darstellen lassen. Und wie perfekt, wie diese ewigen Erbschaften unsere ewige Einschränkung erzählen. Nie genug Platz in den Wörtern, wachsen und werden zu können. Nie genug Platz, die eigene Idealform ausbilden zu können. Immer schon beschränkt im Ekpathischen, müssen wir klein bleiben. Wir würden sonst Geld kosten. Für Bildung etwa. Oder Essen. Oder Wissen. Oder Verständnis. Weil Empathie nichts Materielles einträgt und immer nur einschließt und damit immer nur noch mehr Geld kostet. Wir werden in Selbstbeschränkung ins Ekpathische hineintrainiert. Die Predigt über Krise als Chance war da nur so eine Trainingseinheit im langen Strom der Zurichtungen. Wenn aus der ekpathischen Ansprache die Reaktion des Körpers entspringt. Wenn das Unbehagen die Wahrheit ahnt, aber nicht sagen kann. Erst wenn es so dringlich wird, wie in dieser »cost of living crisis« und der Hunger die Erziehung übernimmt.

Der Klimawandel wirke sich auch auf Kew Gardens aus, steht im Informationsflugblatt. Klimawandel. Das ist auch so ein Versteckwort. Und. Es ist zu

sehen. Auch die Tropenbäume, die sich in oft bis zu 100 Jahren an das Klima in Kew Gardens angepasst haben, zeigen Hitze- und Trockenheitsschäden. *Sequoia sempervirens*. *Styphnolobium japonicum*. *Robinia pseudoacacia*. Und sogar die heimische *Quercus castaneifolia*. Sie alle zeigen Schäden. Der Klimawandel hat diese Lebewesen mit einer Krise konfrontiert. Aber kann so eine Krise überwunden werden? Was heißt das? Eine Krise überwinden?

In der Logik des Ekpathischen. Es klingt nach Sieg. Es beschreibt sich automatisch ein kriegerischer Vorgang. Aber was ist es nun, was sich da der Person in den Weg stellt? Was sind die veränderten Umstände, die die Krise darstellen? Und warum ist es immer positiv, wenn eine Krise bewältigt und damit überwunden wurde?

Wieder. Es ist die Logik unserer Kultur des Ekpathischen, die es begehrenswert macht, zu überwinden und damit hinter sich zu lassen. Die Herausforderung annehmen und bewältigen. Sisyphos kommt mir in den Sinn. Die Herausforderung des Tropensturms Idalia, der gestern Florida erreichte und heute in Georgia Überschwemmungen verursacht. Diese Herausforderung. In der Praxis ist sie das. In der Ursache. Da würden die beiden Parteien des Ausschlusses und des Einschlusses aufeinanderprallen. Diese Krisis. Die Wissenschaft sagt, dass die Klimakrise menschengemacht ist. Aber auch hier. Im Bestreben, im Ekpathischen zu bleiben, ist auch die Wissenschaft ein Glaubenssystem geblieben. Dominanz geht immer auf Glauben zurück. Wem geglaubt wird, dem gehört die Macht. Und hier wird mit voller Absicht nicht gegendert. Wir verdanken unsere Welt und wie sie ist und wie sich die Krisen anhäufen nicht dem Versuch, alle in das Werden und Wachsen der Leben einzubinden und zu fördern. Im Gegenteil. Wir werden in die ekpathischen Sprachen zur Form unserer Verständigung gezwungen und verlängern damit das Begehren zu dominieren.

Ich will keine Krise. Ich akzeptiere keine Krise. Ich will das Wort nicht hören. Ich will wissen, was dahintersteckt. Warum ich mich mit künstlicher Intelligenz auseinandersetzen muss? Warum ich wieder ein neues Medium lernen soll? Wer verdient daran? Wem gehört das alles? Warum gehört mir nicht die Welt, in der die Bäume und wir genug Platz bekommen, das Idealmaß zu erreichen? Ich will nicht in Medien wie dem »Guardian« heute dieses widerliche Allgemeinlob bekommen, dass meine Generation ja doch so viel Veränderung verarbeitet hat. Ich will bestimmen, was ich bewältigen will und was nicht. Ich will mitbestimmen, ob es weitere Waldbrände auf der Welt geben soll oder nicht. Und ich will nicht die Folgen des Ekpathischen aushalten müssen. Ich will eine neue Sprache im empathischen Sprechen und nicht mehr diese Tätersprache, in der ich automa-

tisch zum Opfer gemacht werde. Ich will eine soziale Person sein können und nicht dafür ausgelacht werden, dass ich Frieden leben möchte. Ich will nicht mehr den mordlustigen Personen unterliegen, die am Krieg in der Ukraine profitieren. Wirtschaftlich oder ideologisch. Ich will aus dieser Grundkonstruktion Krise herauskommen, aus der sich unsere Kulturen herleiten. Ich will der Sprache der Ekpathie entkommen, die mich zwingt, mich selbst zum Opfer zu erklären, um dann in einem kriegerischen Akt gegen mich selbst, mit der Überwindung wieder einer der von außen induzierten Krisen mir einreden zu können, es geschafft zu haben. Und das »es« bleibt unbeschrieben ungewiss. Die ekpathisch hergestellte Krise behauptet eine Ungewissheit. Ein NichtWissen ist das, das angstbegründend die Leben grundiert und uns in Glaubenssysteme auseinanderdrängt. Eine neue Sprache muss einen neuen Weg finden, Glauben und Wissen durch andere Erkenntnisformen dem gelebten Leben anzunähern. Ein Leben müsste das sein, das dann auch gesprochen werden kann. Mitgeteilt. Meinetwegen wäre das getanzt, und wir sprächen im Tanz miteinander. Alles und wie auch immer. Nur nicht wieder Krisen als Schlachtfelder der Bewährung und die Marschmusik dazu.

DANIEL WISSER

I

Es waren drei oder vier kurze Sätze. Er hatte sie nicht sagen wollen. Die Sätze waren ihm entkommen. Die Sätze durchdrangen den Kopf seiner Frau und prallten an die Wand des Wohnzimmers. Michael Blitzhackl schaute nur zu. Er hörte sich selbst sprechen. Dann wurde es still. Ganz still. Noch am selben Abend packte seine Frau Andrea drei Koffer und verließ die Wohnung.

II

Die Scheidung folgte fünf Monate später. Michael verließ das Gebäude des Bezirksgerichts zusammen mit seiner nunmehrigen Ex-Frau. Sie verabschiedeten sich. Wie gut, dass man sich friedfertig getrennt hatte, kein Drama, keine Krise.

Am Nachmittag wollte Michael seinen Partner Guido Sighardt anrufen. Er erreichte ihn trotz mehrerer Versuche nicht. Daraufhin rief er Guidos Frau Elisa an. »Guido ist plötzlich so schlecht gewesen«, sagte Elisa. »Wir sind mit dem Taxi in die Ambulanz gefahren. Ich warte jetzt hier auf ihn.« Elisas Schweizerdeutsch ließ für Michael alles, was sie sagte, niedlich klingen, wie eine Werbung für Schokolade oder einen Urlaub in den Bergen. Michael ermahnte sich selbst für diesen dummen Gedanken. Er durfte ihn Elisa gegenüber niemals äußern. Die Sätze, die ihm entkamen, konnten Schlimmes anrichten.

Aber gerade wegen des Schokoladentons nahm er das Gesagte nicht weiter ernst. Guido und sein Sodbrennen. Jedes Mal kam das vom Weißwein. Und wenn er genug davon hatte, aß er maßlos.

Wie jeden Abend, seit seine Frau ausgezogen war, ging Michael ins Café Langer. Besonders gefielen ihm die Tische und Stühle des Cafés. Es waren weder auf dem Flohmarkt gekaufte alte Holzmöbel noch diese aus Schalungsmaterialien hergestellten Einrichtungsstücke, die jetzt in den Lokalen en vogue waren. Es waren ungewöhnliche Stühle mit völlig rechteckigen Rahmen aus verchromten Stahlrohren. Sitzfläche und Lehne aus Epoxidharz. Platzsparend und elegant.

Michael betrachtete diese Stühle gerne. Er war ausdauernder darin, sie zu betrachten, als darauf zu sitzen. Am liebsten saß er im Café Langer nämlich doch auf der Holzbank in der Ecke.

Wie jeden Abend trank er drei große Bier und ein kleines. Er war ein zuverlässiger Gast. Die Kellnerin, die den Dienst um 18:00 Uhr begann, kannte er schon gut. Sie gefiel Michael. Er machte ihr jeden Abend ein Kompliment für ihre elegante Kleidung, für den neuen Haarschnitt oder für ihre freundliche Art. Er gab jeden Abend mehr als zehn Prozent Trinkgeld. Sie lächelte jedes Mal. Mit Eleganz und Anmut lief sie zwischen den rechteckigen Stühlen und Tischen des Lokals herum, ohne jemals anzustoßen.

Nach drei großen und einem kleinen Bier ging Michael nach Hause. Er legte sich ins Bett und stellte sich vor, dass er die Kellnerin mit nach Hause genommen hatte. In seinen Gedanken duschte sie, um den Geruch nach Schweiß und Bier loszuwerden, und legte sich dann neben ihn ins Bett. In Wirklichkeit: Ein entgangener Anruf von Elisa. Michael beschloss, erst am nächsten Tag zurückzurufen.

Am nächsten Morgen rief er früh zurück. Der erste Satz Elisás, in schönstem Schweizerdeutsch gesprochen, traf ihn mit voller Wucht: »Guido hat einen Gehirntumor«, sagte Elisa. »Sie müssen ihn schon morgen operieren.«

Fünf Wochen später starb Guido Sighardt. Die Firma *Sighardt & Blitzhackl* hatte nun keinen Sighardt mehr. Michael fragte Elisa, ob sie nicht als Partnerin einsteigen wolle, er schaffe das alles nicht allein – schon gar nicht jetzt nach der Scheidung. Andrea hatte immer Buchhaltung und alles Organisatorische gemacht. Doch Elisa winkte ab: »Was mache ich hier? Überall nur Erinnerungen an ihn. Ich gehe zurück nach Basel.« Am Tag der Beisetzung versuchte Michael es nochmals und erhielt dieselbe Antwort.

III

Michael begann wieder zu arbeiten. Er zeichnete Entwürfe. Er setzte sich an den Computer und stellte fest, dass er seit Tagen keine E-Mails erhalten hatte. Das Mailprogramm sagte: *No connection to server*. Darum hatte sich Andrea immer gekümmert. Er wusste nicht einmal, an wen er sich wenden musste. Alles war in Ordnern abgelegt. Andrea hatte Papier geliebt. »Das papierlose Büro!«, hatte sie immer gesagt. »Das papierlose Büro ist wie das E-Book: Eine Zukunft, die nie Gegenwart wird.« Michael rief bei der Wirtschaftskammer an und erklärte,

er wolle den Namen seiner Firma ändern. Der Mann am Telefon nannte ihm das Formular, das er auszufüllen hatte.

Er überblickte die Mappe mit den aktuellen Projekten: Er hatte drei Aufträge laufen. Das war gar nicht schlecht. Von den Einkünften daraus würde er zwei Jahre oder mehr leben können. Zuerst musste er die Anzahlungen einfordern. Auch das hatte bis dahin Andrea erledigt. Sie konnte das. Sie beherrschte das Telefonieren. Michael war darin schlecht. Er telefonierte ungern. Am Telefon merkte man ihm seine Unsicherheit an und manche Kunden wurden dadurch selbst unsicher. Nun aber musste es sein. Von einem Auftraggeber fand er sofort die Kontaktadresse einer gewissen Frau Wagner. Er erreichte sie leider auch sofort. Jetzt musste er sprechen und dabei selbstsicher klingen. Er erklärte, dass es Veränderungen in seiner Firma gegeben habe, dass er sich aber freue, den Auftrag zu erledigen. Lange vermied er es, von der Anzahlung zu sprechen, tat es aber dann doch.

»Wir haben eigentlich alles längst fertig«, sagte Frau Wagner. »Der Chef wollte nur einmal Ihre Entwürfe sehen, konnte aber den Link, den Sie geschickt haben, nicht öffnen. Können Sie den Link nochmals schicken? Dann überweisen wir prompt die Anzahlung.«

Den Link nicht öffnen! Der Satz verärgerte Michael. Er beschloss ins Café Langer zu gehen. An diesem Abend bot er der Kellnerin das Du-Wort an. Sie hieß Andrea. Ausgerechnet! An diesem Abend erholte er sich von der Namensgleichheit nicht mehr.

Michael ging wie jeden Abend gerade und rechtwinklig nach Hause, gerade und rechtwinklig wie die Metallrahmen der Stühle im Langer. »Sie kann den Link nicht öffnen«, sagte er zu sich selbst und lachte hysterisch. Andrea hatte auf der Webseite von *Sighardt & Blitzhackl* einen passwortgeschützten Bereich aufgebaut, wo Kunden die Entwürfe, die die beiden Designer für geplante Projekte machten, ansehen konnten. Michael klickte auf den Bookmark für die Homepage der Firma. Vor ihm baute sich eine schwarze Seite auf. Dort stand in großer weißer Schrift, vermutlich in Garamond, einer Serifenschrift, die er hasste:

Und wenn die Leiber, welche nichts gefunden,
enttäuscht und traurig von einander lassen;
und wenn die Menschen, die einander hassen,
in einem Bett zusammen schlafen müssen:
dann geht die Einsamkeit mit den Flüssen ...

(Rainer Maria Rilke)

Die Seite bestand aus nichts anderem als aus diesem Zitat. Kein Menü. Kein Bild. Kein Link. Die alte Webseite war verschwunden. Michael tippte die URL händisch ein und kam wieder nur zu dem Rilke-Gedicht. Jemand hatte seine Webseite gehackt. Er musste beim Provider anrufen. Aber es war kurz nach Mitternacht. Also morgen.

IV

Vom seinem Provider erhielt Michael eine verstörende Antwort: Er selbst habe Webspace und Domänenname vor vier Monaten gekündigt. Der Name sei inzwischen von einer anderen Firma gekauft worden. Michael beschloss, seinen Freund Peter Erdmann anzurufen, ein Rechtsanwalt, der immer wieder für ihn tätig gewesen war. Zuletzt hatte er ihm eine Anwältin für die Scheidung empfohlen.

»Ist alles okay? Du klingst nicht gut«, sagte Peter.

»Mir geht es gut«, sagte Michael. »Warum soll es mir schlecht gehen? Die Scheidung war einvernehmlich.«

»Nur zu verständlich, wenn du eine Krise hast.«

»Ich habe keine Krise«, sagte Michael. »Ich habe drei gute Aufträge. Aber ich brauche meine Webseite zurück. Bitte hilf mir!«

»Und da ist noch was«, sagte Peter. »Aber es ist eine Kleinigkeit. Ich will dich damit jetzt nicht belästigen.«

»Was denn?«

»Also, das letzte Honorar ...«, sagte Peter und stockte. »Ihr habt es noch nicht bezahlt.«

»Gut, hör zu«, sagte Michael. »Hilf mir, dass ich die Webseite zurückbekomme. Dann kriege ich die Anzahlungen für meine Aufträge und bezahle dich sofort.«

Irgendwie meinte Michael seinen Freund überzeugt zu haben, obwohl Peter nichts mehr sagte und auflegte. Michael musste sich beruhigen. Er suchte sich selbst auf Wikipedia. Er wollte jetzt seine eigene Biografie lesen. Es war damals schwer gewesen, eine Wikipedia-Seite zu etablieren, aber nachdem er den Staatspreis für Design erhalten hatte, war es gelungen. Er tippte seinen Namen ein. Er fand nichts. Er tippte seinen Namen in Google ein. Das Ergebnis: *No results for »Michael Blitzhackl«*. *Did you mean »Blitzkurier Botendienste«*? Er öffnete die Seite für den Staatspreis für Design. Dort stand bei dem Jahr, in dem er ihn erhalten hatte: *2017 (nicht vergeben)*.

Er suchte noch einige Seiten, von denen er wusste, dass dort Designs von ihm zu sehen waren – oder eher zu sehen gewesen waren. Denn bald wurde ihm klar: Michael Blitzhackl war aus dem Netz verschwunden. Gelöscht. Seine Firmenadresse gab es nicht mehr und vielleicht erhielten die, die ihm schrieben, Fehlermeldungen und konnten ihn nicht erreichen.

Michael ging ins Café Langer. Schon um 16:30 Uhr. Andrea war noch nicht da. Er setzte sich. Er bestellte Kaffee. Zwei Tische weiter sah er einen Mann sitzen, den er kannte. Er hieß Ernst und Michael hatte ihn über Andrea kennengelernt. Sie waren sogar zweimal bei ihm zu Hause eingeladen gewesen. Ernst redete mit einer Frau, die ihm gegenüber saß, blickte aber manchmal in Michaels Richtung. Zwei- oder dreimal nickte Michael ihm grüßend zu, aber Ernst ignorierte ihn. Einmal sah Ernst ihm sogar in die Augen und Michael hob die Hand, um zu grüßen. Aber Ernst starrte in Michaels Richtung, als würde er durch ihn hindurchblicken.

Als er den ersten Schluck Kaffee machte, fiel es Michael ein. Genau dieser Ernst hatte ihm bei einem Treffen erzählt, dass er eine Idee für eine Fernsehserie habe: Sie handelt von einem Mann, der einen anderen Mann, einen Feind, aus Rache oder Konkurrenz aus dem Netz, aus allen Archiven und Bibliotheken löscht. Er erinnerte sich daran, dass er mit ihm einen Abend lang darüber gesprochen hatte, wie Politiker es schafften, jede Erwähnung unliebsamer Vorgänge in ihrem Leben, die frühere Zugehörigkeit zu anderen Parteien, Fotos mit inzwischen rechtskräftig Verurteilten oder die Arbeit für anrüchige Firmen aus dem Netz verschwinden zu lassen. Sie hatten dazu mächtige PR-Manager und gaben wohl auch hohe Geldsummen dafür aus.

Ernst hatte seine Sache völlig ernst gemeint. Es war ein gezielter Angriff auf ihn. Andrea und Ernst waren dafür verantwortlich. Oder Elisa und Ernst? Peter rief an. Michael ging sofort ans Telefon.

»Also, das ging schnell«, sagte Michael.

»Michael!«, sagte Peter. »Du selbst hast die Domäne und den Webspace gekündigt.«

»Das behaupten die. Aber ich habe das nie getan!«

»Sie haben mir einen Scan der Kündigung geschickt«, sagte Peter. »Da ist eindeutig deine Unterschrift drauf. Michael, kann es sein, dass du Hilfe brauchst?«

»Ich habe das hundertprozentig niemals gemacht!«

»Es ist doch kein Wunder nach alledem, was in den letzten Monaten passiert ist. Die Scheidung. Guidos Tod. Es war zu viel. Nimm doch eine Auszeit!«

»Dann melde ich eine neue Domäne an und kaufe einen neuen Weospace«, rief Michael laut, der gleichzeitig sah, dass Ernst und seine Begleiterin aufstanden und gingen, ohne ihn zu beachten. »Ich brauche nur die Daten. Das Backup. Verstehst du? Da sind alle unsere Projekte drauf. Fotos, Skizzen, Texte, die Entwürfe für die aktuellen Auftraggeber. Ich würde Monate brauchen, um das alles wieder auf meinen Festplatten zusammensuchen, einzurichten und hochzuladen. Kannst du mir das letzte Backup besorgen?«

»Michael, versprich mir, dass du heute noch zu einem Psychologen gehst«, sagte Peter. »Und das mit der letzten Rechnung vergessen wir einfach. Okay?«

»Du verstehst nicht, es ist nicht nur die Webseite. Ich weiß inzwischen, wer ...«, rief Michael nun schon so laut, dass sich Gäste an den Tischen zu ihm umdrehten. Aber Peter hatte schon aufgelegt.

V

Michael beschloss, auf Andrea zu warten. Sie wunderte sich, dass Michael kein Bier bestellte. Nein, kein Bier an diesem Abend. Er musste nüchtern sein. Andrea war die Einzige, der er noch vertrauen konnte. Er musste einen Satz finden, der sie traf, der sie umwarf.

Er wartete bis zur Sperrstunde. Als er der Letzte im Lokal war, ging er auf Andrea zu: »Ich habe eine Bitte an dich. Es ist wichtig. Bitte, komm mit mir nach Hause.«

Andrea verzog das Gesicht: »Bist du betrunken? Du hast doch heute gar nichts getrunken. Warum soll ich mit zu dir nach Hause kommen?«

»Ich muss dir etwas ganz Wichtiges erzählen.«

»Heute?«

»Jetzt!«

»Dann erzähl es mir«, sagte Andrea. Sie nahm die zwei Stühle, die sie schon mit der Sitzfläche auf den Tisch gelegt hatte, wieder herunter und setzte sich auf einen. Michael setzte sich auch. Und er schilderte die ganze Sache von Anfang an. Das dauerte gar nicht lang, was ihn verwunderte. Ernst hatte es doch für die Story einer kompletten Fernsehserie gehalten. Nun war sie in ein paar Minuten erzählt. Andrea saß still da.

»Was sagst du?«, fragte Michael.

»Ich soll etwas sagen? Was denn?«, fragte Andrea.

»Was ich tun soll?«

Plötzlich stand Andrea auf. Sie ging hinter Michael auf und ab, was ihn verstörte und an seinen Geografielehrer erinnerte.

»Also, wenn das alles wirklich so ist ...«, sagte Andrea, ging bis zur Wand, drehte um und ging in die andere Richtung. »Nimm dir einen Anwalt! Kämpfe! Hol dir deine Webseite zurück, deine Preise und die Artikel über dich.«

»Glaubst du, dass ich eine Chance habe?«

»Du musst es versuchen!«, sagte Andrea.

Michael nickte. Er schlug mit der Faust auf den Tisch: »Danke!«

Er stand auf und wollte Andrea umarmen, aber sie blieb nicht stehen, wo sie stand, sondern ging weiter auf und ab.

»Oder ...«, sagte sie im Gehen. »Oder es ist in Wirklichkeit ganz anders.«

»Wie?«, sagte Michael.

»Du hast das alles selbst getan. Was hast du denn zu deiner Frau gesagt, dass sie dich sofort verlassen hat?«

Sie blieb stehen und blickte Michael in die Augen. Er starrte sie an. Dann rief er: »Du hast recht.«

Michael rannte zur Tür und wollte sie aufreißen, aber Andrea hatte sie versperrt. Sie kam mit dem Schlüssel. Michael ging zur Seite und ließ sie aufsperrern.

»Ich habe gesagt: Ich halte die Menschen nicht mehr aus«, sagte Michael. »Ich halte auch dich keinen Tag mehr aus. Im Bett neben dir zu liegen ... Es ist unerträglich. Ich will allein sein.«

Dann öffnete er die Tür und rannte nach draußen.

VI

Ein Jahr später sah Michael seine Ex-Frau auf der Vernissage eines befreundeten Künstlers. Sie nickte ihm zu. Er ging zu ihr. Beide hatten ein Glas von dem viel zu warmen Weißwein in der Hand. Andrea drückte ihm ein Küsschen auf beide Wangen. Michael roch die Fahne des sauren Weißweins aus ihrem Mund.

»Und?«, fragte Andrea. »Schaffst du es ohne Sekretärin?«

»Nein«, sagte Michael. »Es geht alles zugrunde.«

»Na ja, dafür ist dein Leben jetzt erträglich«, sagte Andrea. »Du liegst hoffentlich ganz alleine im Bett!«

»Rilke«, sagte Michael. »Es steht in einem Gedicht von Rilke. Du kennst das Gedicht ...«

»Du hast es immer mit Rilke gehabt«, sagte Andrea. »Vielleicht hätte ich sogar Rilke gelesen. Aber du hast zu viel von ihm geredet. Ich hasse Rilke.«

»Erzähl mir keinen Unsinn! Glaubst du, ich weiß nicht, was du und Ernst getan habt?«, fragte Michael. »Es war seine Idee. Er hatte sie schon vor Jahren. Aber jetzt habt ihr sie ausgeführt. Ihr habt mich gelöscht.«

»Ist es wahr, was man erzählt?«, fragte Andrea.

»Was erzählt man denn?«, fragte Michael.

»Dass du verrückt geworden bist. Angeblich hast du alle deine Preise zurückgegeben – sogar den Staatspreis.«

»Ja, das stimmt«, sagte Michael. Er hielt sein Weinglas hoch und schüttete den Inhalt über seinen Kopf. Dann sagte er: »Dieser Wein ist sogar zum Duschen zu warm.«

Kollektive Krisenerfahrungen

Von Hoffnung in Zeiten der Krise

Wilhelm Börner und die Lebensmüdenstelle der Ethischen Gemeinde

EVELYNE LUEF

Im Dezember 1928 erreichte die Mitglieder des Wiener Goethe-Vereins ein Bittschreiben: Ein gewisser Theodor Hermann Goethe, der – so suggeriert der Brief – einen in das 17. Jahrhundert zurückführenden gemeinsamen Ahnen mit Johann Wolfgang Goethe aufweisen konnte, war aufgrund von Arbeitslosigkeit in ärgste seelische Bedrängnis geraten. Versuche, dem »sehr bedauernswerten, gebildeten, äusserst sympathischen Manne« einen neuen Posten zu verschaffen, seien bislang missglückt, weshalb nun die Mitglieder des Goethe-Vereins um finanzielle Unterstützung oder Vermittlung einer Anstellung für den Namensvetter des berühmten Dichterkönigs ersucht wurden.¹ In fetten Lettern weist der Briefkopf die »Lebensmüdenstelle der Ethischen Gemeinde« samt Adresse und Hinweis auf Beratungszeiten als Absender aus, deren Leiter Wilhelm Börner (1882–1951) unter den Stempel der Einrichtung in schwarzer Tinte seine Unterschrift setzte (Abb. 1–2).

Ob das Schreiben den gewünschten Erfolg brachte, muss offenbleiben, zu erahnen ist jedenfalls, dass es sich bei der »Lebensmüdenstelle« um eine Beratungsstelle für Menschen in Lebenskrisen handelte, die mit Engagement – und offensichtlich auch Kreativität – um das Wohl ihrer Klient*innen bemüht war. Dabei sticht neben dem typografischen Erscheinungsbild insbesondere die verwendete Terminologie hervor: Von »Lebensmüden« ist hier die Rede, nicht von »Selbstmördern«, wie sonst in den 1920er-Jahren gebräuchlich.²

Diese (auch sprachliche) Sensibilisierung ist den langjährigen Bestrebungen von Wilhelm Börner in jedem Fall mitgeschuldet. Der Freidenker, Volksbildner, Philosoph und Pazifist war ab 1909 Sekretär und seit 1919 Leiter der Wiener Ethischen Gemeinde, gleichzeitig Initiator und wesentliche Triebfeder der ihr angeschlossenen Lebensmüdenstelle, die innerhalb der Ethischen Gemeinde eine Sonderstellung einnehmen sollte. Börners gesamtes Erwachsenenleben war vom Einsatz für diese beiden miteinander verwobenen Einrichtungen geprägt.³ Ihm und vielen seiner Wegbegleiter*innen, die sich in den 1920er- und 1930er-Jahren intensiv mit Suizidprävention und Lebensfragen befassten, war das Schicksal

10131/094

Lebensmüdenstelle der Ethischen Gemeinde.

Wien, III., Obere Weißgärberstraße Nr. 2.

Beratung täglich von 6 bis 8 Uhr abends.

Wien, 6. Dezember 1928.

An die geehrten Mitglieder des Wiener Goethe-Vereines!

Seit längerer Zeit befasst sich die Lebensmüdenstelle mit einem verzweifelten Manne, namens Theodor Hermann G o e t h e . Er war Sekretär einer Krankenkasse, wurde wegen Auflösung der Ortsgruppe, bei der er amtierte, abgebaut und ist jetzt wirtschaftlich und seelisch am Rande seiner Kraft. Wir bemühen uns schon seit Monaten, diesem sehr bedauernswerten, gebildeten, küsserst sympathischen Manne eine Stelle zu verschaffen. Bisher ist es uns jedoch nicht gelungen. Wie aus dem uns vorliegenden Stammbaume ersichtlich, ist Herr Goethe mit dem Dichter insoferne verwandt, als beide einen gemeinsamen Ahnen in der Person des Hans Goethe, gest. 1686 haben.

Es handelt sich nun darum, Herrn Goethe und seine Familie so lange wirtschaftlich über Wasser zu halten, bis er wieder einen Verdienst hat. Da wir überzeugt sind, dass Sie als Mitglied des Wiener Goethe-Vereines aus rein menschlichen Gründen und zugleich aus Gründen der Pietät gewiss für das furchtbare Schicksal des

eines Theodor Hermann Goethe und vieler anderer offenkundig nicht gleichgültig, wovon zahlreiche Materialien zeugen.⁴

VON DER KRIMINALISIERUNG ZUR PRÄVENTION DES SUIZIDS

Um den Tätigkeitsbereich der Lebensmüdenstelle und die Innovation, die sie darstellte, besser einordnen zu können, bedarf es eines kurzen historischen Rückblicks. Als Handlung gegen Gott, Natur und Gesellschaft war Suizid in weiten Teilen Europas lange Zeit kriminalisiert und gesellschaftlich stigmatisiert. So

Mannes, der drückende Not leidet und nur mühsam von der Selbsttötung abgehalten werden kann, Interesse und Teilnahme haben werden, bitten wir Sie herzlichst, uns für den unglücklichen Träger des erlauchten Namens eine Unterstützung zukommen zu lassen. Wir dürfen dabei wohl um Diskretion bitten.

Sollten Sie in der Lage sein, Herrn Goethe i r g o n d e i n e S t e l l e zu verschaffen, dann wäre ihm natürlich damit am allerbesten gedient und geholfen.

Verzeihen Sie freundlichst diese Behelligung! Aber Hilfe tut dringendst not, soll das Aeusserste verhindert werden.

Mit dem Ausdrucke besonderer Hochachtung zeichnet
für die

Lebensmüdenstelle
der
ETHISCHEN GEMEINDE
Wien, II., Obere Wollgärberstraße 2.

der Leiter:

Wilh. Börner



Abb. 1-2: Wilhelm Börner bittet im Namen der Lebensmüdenstelle um Unterstützung für einen Nachfahren Johann Wolfgang Goethes. Brief von Wilhelm Börner an Elise Richter vom 6. Dezember 1928. WBR, HS, Sign.: H.I.N. 232196.

auch auf dem Gebiet des heutigen Österreich.⁵ Erstmals 1803 nicht mehr als ›Verbrechen‹, sondern als ›schwere Polizeiübertretung‹ bewertet, wurden die entsprechenden ›Selbstmord‹-Paragrafen des Strafgesetzes mit dem sogenannten ›Milderungspatent‹ vom 17. Jänner 1850 vollends aufgehoben.⁶ Das bedeutete, dass für Suizid und Suizidversuch fortan nicht mehr das Strafgericht, sondern die politische Behörde, also die Verwaltungsbehörde zuständig war. Im Falle eines Suizidversuchs war für eine seelsorgerische Belehrung oder für eine Einweisung in eine öffentliche Heilanstalt oder eine sonstige Verwahrung zu sorgen. Mit dem ›Milderungspatent‹ war das strafrechtliche Delikt ›Selbstmord‹ verschwunden, doch die gesellschaftliche Wahrnehmung und Beurteilung suizi-

daler Handlungen sowie der Umgang mit suizidalen Individuen änderte sich nur langsam, vor allem nicht allorts im selben Tempo, und war zudem auch von unterschiedlichen weltanschaulichen Standpunkten geprägt.

Um die Jahrhundertwende und in der Ersten Republik war die Suizidthematik auch in Grundsatzdebatten ideologischer Natur eingebettet, die christlich-soziale, klerikale Kreise auf der einen Seite und sozialdemokratische oder freidenkerisch geprägte auf der anderen gegeneinander austrugen. Dass gerade in Fragen der Bestattung und Seelsorge – im stark katholisch geprägten Österreich traditionell Kernaufgaben der Kirche – die Deutungshoheit ebendieser ›Obrigkeit‹ in Frage gestellt wurde, war durchaus von politischer Bedeutung.⁷ Hinzu kam, dass nun auch junge, aufstrebende Wissenschaftsdisziplinen wie die Psychologie und Soziologie darauf drängten, ihre Expertise, was das Innenleben des Menschen bzw. das Zusammenwirken von Individuum und gesellschaftlichen Faktoren anging, einzubringen.

Dass Wilhelm Börner (Abb. 3) gerade im Bereich der Suizidprävention ein produktives Betätigungsfeld für die Ethische Gemeinde sah, verwundert nicht.



*Abb. 3: Wilhelm Börner, um 1930.
WBR, HS, Teilnachlass Wilhelm Börner,
ZPH 1239, Archivbox 7.*

Der überzeugte Freidenker hatte sich seit vielen Jahren für die Trennung von Kirche und Staat eingesetzt und in der Ethischen Gemeinde intensiv daran gearbeitet, im Bereich der ›Lebensführung‹ Alternativen zu den traditionellen Konzepten der Religionsgemeinschaften aufzuzeigen und vorzuleben. Die 1894 nach amerikanischem Vorbild als ›Ethische Gesellschaft‹ gegründete Vereinigung wurde von Börner in eine ›Ethische Gemeinde‹ umgewandelt, die in ihren Strukturen frappant an jene konfessioneller Zusammenschlüsse erinnert: An Stelle der Pfarrgemeinde gab es die Ethische Gemeinde, statt dem Sonntagsgottesdienst wurden Sonntagsteuern abgehalten und statt der priesterlichen Seelsorge wurde eine humane, weltlich-konfessionslose Seelsorge-Gemeinschaft als Rückhalt angeboten.⁸

Obwohl insbesondere in der österreichischen Bundeshauptstadt ab 1919 mit der absoluten Mehrheit der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Landtag und Gemeinderat (dem sogenannten ›Roten Wien‹) eine Ära des Fortschritts angebrochen war, gab es Handlungsbedarf genug. Die Folgen des Ersten Weltkriegs waren noch sehr präsent, die Lebensmittelversorgung war mitunter prekär, die Arbeitslosigkeit hoch und selbst diejenigen, die Arbeit hatten, mussten teils unter unmenschlichen Bedingungen malochen. Zudem warfen die Wirtschaftskrisen der späten 1920er- und 1930er-Jahre ihre Schatten voraus – und persönliche Krisen gab (und gibt) es ohnehin immer.⁹ Zur tatsächlich hohen Anzahl an Selbsttötungen, wie sie zeitgenössische Statistiken auswiesen, kam hinzu, dass dem Thema Suizid in der Zwischenkriegszeit eine bis dato nie dagewesene mediale Aufmerksamkeit zuteilwurde.¹⁰

DIE LEBENSMÜDENSTELLE DER ETHISCHEN GEMEINDE

Als Wilhelm Börner im Dezember 1928 sein Schreiben an die Mitglieder des Wiener Goethe-Vereins aufsetzte, war die Lebensmüdenstelle etwa ein halbes Jahr alt. Am 22. Mai 1928 wurde sie im Gebäude der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft in der Oberen Weißgärberstraße 2 eröffnet, wo sie in zwei Räumen täglich von 18 bis 20 Uhr allen Menschen offenstand, die sich mit Gedanken der Selbsttötung trugen – unabhängig von Staatsangehörigkeit, Beruf, Alter oder Weltanschauung.

Zu den Kernaufgaben der Beratungsstelle zählte die »praktische Fürsorgetätigkeit«, worunter etwa die Unterstützung bei Gesuchen oder Anträgen, die Mediation bei Streit und mentale Stütze in Krisensituationen verstanden wurde

Aus dem Jahre 1928 kamen 39 wieder, aus dem Jahre 1929 79, aus dem Jahre 1930 53, aus dem Jahre 1931 106, so daß die Stelle mit den neuen Schützlingen zusammen von 1051 Menschen aufgesucht wurde.

Die Besuche verteilten sich folgendermaßen:

| | |
|---------------------|-----|
| Jänner | 177 |
| Februar | 214 |
| März | 204 |
| April | 241 |
| Mai | 215 |
| Juni | 230 |
| Juli | 245 |
| August | 230 |
| September | 311 |
| Oktober | 223 |
| November | 166 |
| Dezember | 153 |

zusammen 2607 Besuche.

Nach ihrem Alter gruppieren sich die Schützlinge:

| | |
|-------------------------------------|-----|
| unter 20 Jahren | 32 |
| zwischen 20 und 30 Jahren | 167 |
| zwischen 30 und 40 Jahren | 242 |
| zwischen 40 und 50 Jahren | 196 |
| zwischen 50 und 60 Jahren | 80 |
| zwischen 60 und 70 Jahren | 29 |
| zwischen 70 und 80 Jahren | 8 |

Als Motive der Lebensmüdigkeit wurden angegeben:

| | |
|---|-----|
| Allgemeine wirtschaftliche Notlage | 163 |
| Verschuldung | 34 |
| Dringender Bedarf eines Darlehens | 13 |
| Arbeitslosigkeit | 79 |
| Entzug der Arbeitslosen- oder Notstandsunterstützung | 11 |
| Mangel an Reisegeld an den Dienort oder in die Heimat | 6 |
| Heranziehung wegen geleisteter Bürgschaft | 1 |
| Verlust eines Geldbetrages | 1 |
| Obdachlosigkeit | 51 |
| Wohnungsnot | 51 |
| Drohende Delogierung | 11 |
| Heimatlosigkeit | 3 |
| Schwierigkeiten bei Erlangung wichtiger Dokumente | 13 |
| Nichtaufnahme in die geschlossene Fürsorge oder Verweigerung von Pfänden und Renten | 12 |
| Mangelhafte Bekleidung | 24 |
| Körperliche Krankheit | 25 |
| Schwangerschaft | 4 |
| Nerven- und Geisteskrankheit | 49 |
| Homosexualität | 2 |
| Sexuelle Not | 11 |
| Berufsschwierigkeiten | 3 |
| Trunksucht | 4 |
| Zwistigkeiten | 54 |
| Unglückliche Liebe | 15 |
| Unglückliche Ehe | 46 |

(Abb. 4).¹¹ Suizidprophylaxe wollte man leisten, und in diesem Sinne richtete sich die Lebensmüdenstelle vor allem an Menschen, die bisher noch keinen Suizidversuch unternommen hatten.¹² Die Beratung erfolgte kostenfrei und vertraulich, auf Wunsch auch anonym. Der Gesprächsraum war hierfür durch einen Vorhang abgetrennt, der die Beratenden von den hilfeschuchenden Personen abschirmte.¹³

Wie die Berichterstattung zeigt, war das Interesse seitens der Presse und der Bevölkerung groß. Wenngleich wohl auch Neugier viele Menschen am

| | |
|---|-----|
| Einsamkeit | 14 |
| Gram über den Tod geliebter Angehöriger | 2 |
| Zivilrechtliche Angelegenheiten | 38 |
| Strafrechtliche Angelegenheiten | 8 |
| Rüchtvor-Anzeige wegen Diebstahles oder Veruntreuung | 10 |
| Folgen der strafrechtlichen Verurteilung | 7 |
| Abschaffung oder Ausweisung | 9 |
| Die Berufe unserer Schützlinge verteilen sich folgendermaßen | |
| Arbeiter | 218 |
| Hilfsarbeiter | 75 |
| Diener | 6 |
| Hausgehilffinnen, Bedienerinnen, Köchinnen | 57 |
| Frauen im Haushalt | 52 |
| Pflegerinnen | 9 |
| Kellner | 22 |
| Chauffeure | 10 |
| Gewerbetreibende | 25 |
| Fabrikant | 1 |
| Vertreter | 27 |
| Kaufleute | 21 |
| Öffentliche Beamte und Angestellte | 22 |
| Privatbeamte und Handelsangestellte | 81 |
| Pensionisten | 11 |
| Lehrpersonen und Erzieherinnen | 9 |
| Schauspieler, Sänger, Musiker | 6 |
| Vertreter freier Berufe (Notare, Ingenieure, Schriftsteller, Journalisten, Kunstgewerber) | 19 |
| Studenten | 4 |
| Pfändner, Alters- und Kleinrentner | 15 |
| Verschiedene Berufe | 21 |
| Unbekannt | 65 |

Die Fürsorgetätigkeit im Berichtsjahre ergibt folgendes Bild

| | |
|--|------|
| Interventionen bei Aemtern | 200 |
| Interventionen bei Vereinen | 25 |
| Interventionen bei Fürsorgeräten | 7 |
| Interventionen bei Verwandten, Freunden u. Bekannten | 140 |
| Interventionen bei Arbeitgebern | 47 |
| Interventionen bei Stellenvermittlungen | 31 |
| Interventionen bei Gläubigern | 92 |
| Interventionen bei Schuldnern | 9 |
| Interventionen wegen Wohnung und Unterkunft | 179 |
| Interventionen in Liebes- und Eheangelegenheiten | 22 |
| Interventionen verschiedener Art | 190 |
| Recherchen | 27 |
| Hausbesuche | 256 |
| Einholung von Referenzen | 87 |
| Aerztliche Untersuchungen und Interventionen | 137 |
| Rechtsberatungen | 87 |
| Rechtshilfe | 37 |
| Intervention bei Rechtsanwälten von Schützlingen | 71 |
| Anwesenheit bei Gerichtsverhandlungen | 15 |
| Beschaffung von Aushilfsarbeiten | 59 |
| Materielle Hilfe (Zins, Gas- und Lichtrechnungen, Umsetzen und Auslösen von Pfändern, Beschaffung von Arbeitsmaterial, Zeitungsannoncen) | 87 |
| Speisemarken | 235 |
| Nächtigungsanweisungen | 52 |
| Briefe (Eingaben, Interventionen, Gesuche) | 1625 |

Abb. 4: Bericht über die Lebensmüdenstelle für das Jahr 1932 mit statistischen Auswertungen zur Anzahl der Besuche pro Monat, der Altersgruppen, der Motive der »Lebensmüdigkeit«, der Berufsgruppen sowie der Fürsorgetätigkeit. Mitteilungen der Ethischen Gemeinde, Nr. 30 (Juli 1933), S. 320 f.

ersten Beratungstag in die Obere Weißgärberstraße geführt haben mag, steht der Bedarf an einer solchen Einrichtung außer Zweifel.¹⁴ Von Börner selbst erschien am Eröffnungstag ein Artikel in der »Neuen Freien Presse«, in dem er die Motive zur Gründung und die Aufgaben der Beratungsstelle zusammenfasste und zudem bedauernd darauf hinwies, dass »Unterstützungen in Geld [...] nicht gewährt« und auch »keine Stellen vermittelt werden« könnten.¹⁵ – Das Bittschreiben für Herrn Goethe zeigt, dass man sich zumindest darum bemühte.

Der Eröffnung vorangegangen war eine längere Vorlaufzeit, in der geeignete Räume, Ausstattung und vor allem ehrenamtliche Mitarbeiter*innen gefunden und geschult werden mussten.¹⁶ Der hervorragende Netzwerker Börner konnte bei der Gründung der Lebensmüdenstelle wohl auch auf Unterstützung aus seinem beruflichen Umfeld zählen, wenngleich noch weitgehend unerforscht ist, ob bzw. inwiefern sich prominente Persönlichkeiten um ihn herum in die alltägliche Arbeit einbrachten. Kontakt und Austausch zum Thema Suizidprävention pflegte Börner etwa mit dem jungen Neurologen und Psychiater Viktor Frankl (1905–1997), der sich bereits in dieser Zeit um die Unterstützung gefährdeter Jugendlicher bemühte.¹⁷ Zu jenen, die mehrere Jahre lang in der Lebensmüdenstelle arbeiteten, zählte jedenfalls die im Kreis um Karl (1879–1963) und Charlotte Bühler (1893–1974) tätige Psychologin Margarethe Andics-Karikas (1900–?). Sie promovierte 1935 an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien und veröffentlichte 1938 die Studie »Über Sinn und Sinnlosigkeit des Lebens. Auf Grund von Gesprächen mit geretteten Selbstmördern«.¹⁸ Wilhelm Börner und dessen Ehefrau Stephanie (1887–1953) dürften bei ihr Eindruck hinterlassen haben, denn ein Exemplar ihres Buches ließ sie »Herrn und Frau Börner in tiefster Dankbarkeit u. bewundernder Verehrung« zukommen.¹⁹

Margarethe Andics-Karikas war eine der vielen Freiwilligen, die den Betrieb der Lebensmüdenstelle am Laufen hielten. Ab 1929, dem Jahr des Ausbruchs der Weltwirtschaftskrise, in dem mit 1336 Hilfesuchenden die meisten Beratungen verzeichnet wurden, war eine Bürokraft halbtätig angestellt. 1931 umfasste der Mitarbeiter*innenstand neben dieser angestellten »Beamtin« 43 ehrenamtliche Berater*innen sowie 24 Rechtsanwält*innen und fünf Ärzt*innen.²⁰ Im letzten vollen Berichtszeitraum für das Kalenderjahr 1937 waren es 27 Berater*innen, 26 Rechtsanwält*innen und acht Ärzt*innen gewesen.²¹

Engagement und Ehrenamt waren eine Sache, doch ganz ohne Geldmittel ließ sich die Beratungsstelle nicht führen. Die Finanzierung erfolgte fast ausschließlich über Sach- und Geldspenden aus privater Hand oder von Firmen, die in den »Mitteilungen der Ethischen Gemeinde« jeweils ausgewiesen wurden.²² Für einige Jahre lassen sich auch Subventionen geringeren Ausmaßes durch die Stadt Wien nachweisen.²³ Die allererste Geldspende für die Lebensmüdenstelle stammte von einem gewissen Karl Vlach (1903–1985); sie betrug zehn Schilling und war bereits vor der Eröffnung eingelangt (Abb. 5). In einem Brief an den Gönner zeigte sich Wilhelm Börner »tief gerührt, dass diese erste Spende von auswärts und von einem Nichtmitglied [der Ethischen Gemeinde; Anm. d. Verf.] kam«.²⁴ Vlach hatte an einer der Sonntagsfeiern teilgenommen und anschlie-

ßend brieflich Rat in Lebensfragen gesucht. Börner beantwortete nicht nur diese Fragen, sondern lud Vlach auch ein, in seine Sprechstunde zu kommen, die er wöchentlich in seiner Privatwohnung abzuhalten pflegte. Vlach dürfte dieser Einladung nachgekommen sein, denn zwischen ihm und dem Ehepaar Börner entwickelte sich eine vertrauensvolle Freundschaft, die schließlich (nach dem Tod Stephanie Börners, die ihren Ehemann nur um ein gutes Jahr überlebte) sogar zur Übernahme und Verwaltung von Börners Nachlass führte. Vlach, dessen Leidenschaft die Literatur war und der auch selbst Gedichte verfasste, zwangen die äußeren Umstände seiner Zeit zu einer Anstellung beim österreichischen Heer. Dennoch engagierte er sich in der Ethischen Gemeinde und der Friedensbewegung. Den gesamten Zweiten Weltkrieg erlebte er als Soldat in der Sanitätskompanie.²⁵

Dem Einsatz vieler war es also geschuldet, dass das Projekt »Lebensmüdenstelle« seine praktische Fürsorgetätigkeit so erfolgreich umsetzen konnte. Rasch entwickelte sich die Beratungsstelle zu *der* zentralen Einrichtung der Ethischen Gemeinde. Dementsprechend nahm sie auch in deren »Mitteilungen«, die in unregelmäßiger Folge erschienen, ab 1928 einen Fixplatz ein. Berichtet wurde über die Aktivitäten und Erfolge der Beratungsstelle, abgedruckt wurde der Erhalt

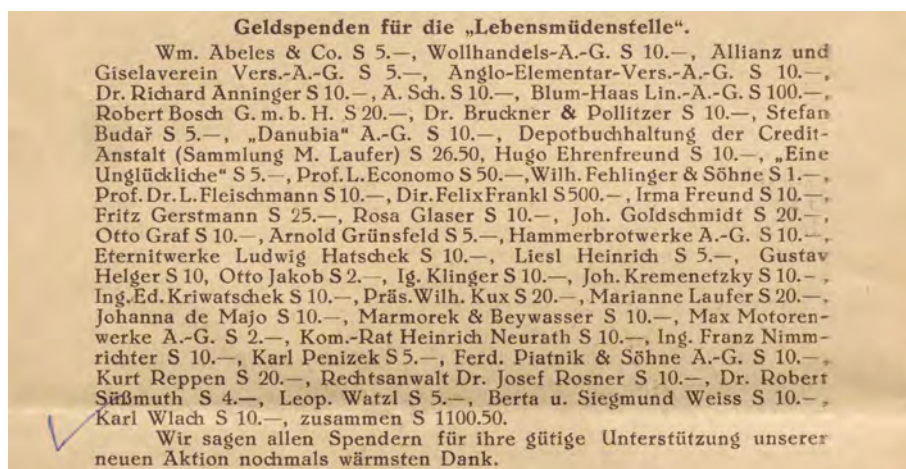


Abb. 5: Geldspenden für die Lebensmüdenstelle mit dem handschriftlich markierten Eintrag des ersten Gönners Karl Vlach in Wilhelm Börners Exemplar der »Mitteilungen«. Mitteilungen der Ethischen Gemeinde, Nr. 14 (Mai 1928), S. 156. WBR, HS, Teilnachlass Wilhelm Börner, ZPH 1239, Archivbox 7.

von Sachspenden und die Namen jener, die Geldzuwendungen machten. Jährlich erfolgte ein Leistungsbericht, in dem unter anderem die Anzahl der Beratungen (»Besuche«) – viele kamen über Jahre hinweg –, das Geschlecht und Alter der Hilfesuchenden, deren Beruf sowie die angegebenen Motive für die »Lebensmüdigkeit« verzeichnet wurden. Wie oben erwähnt, wurde mitunter auch die Art der praktischen Fürsorgetätigkeit nach Häufigkeit aufgelistet.²⁶ Der Kassier des Vereins berichtete jährlich gewissenhaft über die finanzielle Gebarung.

VERBOT UND EXIL

In den rund zehn Jahren ihres Bestehens, vom 22. Mai 1928 bis zur durch die nationalsozialistische Machtübernahme erzwungenen Einstellung des Betriebs am 18. März 1938, wurde die Beratungsstelle von 7134 Personen, davon 3970 Männer und 3164 Frauen, in Anspruch genommen (Abb. 6).²⁷ Ihnen war die Anlaufstelle in Krisenzeiten Stütze gewesen, nun war sie behördlich aufgelöst worden und viele, die sich in ihr engagiert hatten, blickten ungewissen Zeiten entgegen. Wilhelm Börner wurde am 21. März 1938 verhaftet und auch Walter Eckstein (1891–1973), Vorsitzender der Ethischen Gemeinde, war wenige Wochen nach Börner festgenommen worden. Mithilfe prominenter Fürsprecher kamen die zwei Männer am 23. Mai 1938 unter der Auflage frei, dass sie mit ihren Frauen – Lilly Eckstein und Stephanie Börner – das Land verlassen. John L. Elliott (1868–1942), Direktor der Ethical Society in New York, reiste persönlich nach Europa, um sich in Berlin und Wien für die Freilassung der beiden einzusetzen.²⁸ In einem nur spärlich beschriebenen Taschenkalender aus dem Jahr 1938 fanden diese Ereignisse kaum Eingang: »Fahrt nach Hamburg« ist am 27. Juni 1938 notiert, »1^h nachts Abfahrt von Hamburg« zwei Tage später – davor viele unbeschriebene Kalenderblätter. Im »Diary« für das Jahr 1939 – der Vordruck nun bereits in englischer Sprache – waren einige wichtige Zäsuren des Frühlings und Sommers 1938 nachgetragen worden, so steht etwa beim 21. März 1939 vermerkt »1938: Verhaftung Wilhelms«, am 7. Juli 1939 »1938: Ankunft N. Y.«.²⁹

Im New Yorker Exil fanden Stephanie und Wilhelm Börner, mittlerweile beide über 50 Jahre alt, Anschluss an die American Ethical Society, setzten sich für andere Flüchtlinge aus Europa ein und versuchten Affidavits zu organisieren. Im Herbst 1949 kehrte das Ehepaar in das zerstörte Wien zurück und nahm rasch seine Arbeit für die bereits im Jahr zuvor neu gegründete Ethische Gemeinde, zu deren Leiter Wilhelm Börner in Abwesenheit wiedergewählt wurde,

Statistik der "Lebensmüdenstelle" der Wiener

"Ethischen Gemeinde".

Die "Lebensmüdenstelle" wurde am 22. Mai 1928 eröffnet und musste am 18. März 1938 ihre Tätigkeit einstellen.

In den fast zehn Jahren ihres Bestandes wurde die Stelle von 7134 Personen in Anspruch genommen und zwar von 3970 Männer u. 3164 Frauen.

| | 1928 | 1929 | 1930 | 1931 | 1932 | 1933 | 1934 | 1935 | 1936 | 37 |
|--------------------|------|------|------|------|------|------|------|------|------|-----|
| Frauen und Mädchen | 568 | 608 | 418 | 534 | 539 | 338 | 210 | 185 | 181 | 170 |
| Männer | 524 | 728 | 561 | 436 | 435 | 367 | 217 | 225 | 248 | 222 |
| Summe | 912 | 1336 | 979 | 770 | 774 | 705 | 427 | 410 | 429 | 392 |

Hievon nannten 260 Männer und 198 Frauen keinen Namen.

Die meisten Schützlinge kamen mehrmals, manche Jahre hindurch immer wieder. Im Durchschnitt kam jeder dreimal und bei einem Durchschnittsbesuch von 2518 pro Jahr hatten wir täglich ungefähr 7 Schützlinge zu beraten.

Die Altersstufen verteilten sich wie folgt:

| Unterschiedsklassen | 1928 | 1929 | 1930 | 1931 | 1932 | 1933 | 1934 | 1935 | 1936 | 1937 |
|---------------------|------|------|------|------|------|------|------|------|------|------|
| unter 20 Jahren | 29 | 30 | 37 | 25 | 32 | 18 | 14 | 8 | 13 | 11 |
| 20-30 Jahre | 246 | 324 | 252 | 203 | 167 | 172 | 92 | 87 | 76 | 103 |
| 30-40 Jahre | 275 | 449 | 529 | 241 | 242 | 231 | 125 | 121 | 116 | 96 |
| 40-50 Jahre | 210 | 296 | 215 | 187 | 196 | 158 | 111 | 121 | 130 | 92 |
| 50-60 Jahre | 105 | 169 | 103 | 81 | 80 | 86 | 56 | 50 | 64 | 57 |
| 60-70 Jahre | 38 | 49 | 34 | 25 | 29 | 33 | 25 | 19 | 22 | 26 |
| über 70 Jahre | 9 | 19 | 9 | 8 | 8 | 7 | 4 | 4 | 8 | 7 |

Abb. 6: Entwurf einer abschließenden Statistik für die Tätigkeitsjahre 1928 bis 1937 mit den Angaben zur Geschlechterverteilung und den Altersstufen der Hilfesuchenden, Bl. 1. WBR, HS, Teilarchiv der Gesellschaft für Ethische Kultur, ZPH 620, Archivbox 6.

auf. Sie fanden nur noch wenige Freund*innen vor: Ein in der Nachkriegszeit angefertigtes Verzeichnis der ehemaligen Mitglieder der Ethischen Gemeinde weist nur allzu oft Vermerke wie »nach Litzmannstadt abgemeldet«, »nach Nordamerika abgemeldet«, »gestorben« oder »unbekannt wohin abgemeldet« auf.³⁰

DAS PRINZIP HOFFNUNG ALS AUSBLICK

Als der 65-jährige Wilhelm Börner am 26. August 1947 in New York sein Testament erneuerte, hielt er fest, dass die Beilage zu einer früheren Version vom 26. Juni 1932, die er anlässlich seines 50. Geburtstages verfasst hatte, vollinhaltlich gültig sei.³¹ Diese endete mit den Worten »Und meine Hoffnung bis zum letzten Atemzug war die Verwirklichung einer sozialisierten Gesellschaft, in der es kein Elend und keinen Krieg, keine ›Herren‹ und keine ›Knechte‹, sondern nur gleichberechtigte, arbeitsfreudige, frohe, gute Menschen gibt.«³² Vermutlich hat er im Juni 1932 bereits die dunklen Schatten am Horizont gesehen; im August 1947 bestätigte er das zu Papier Gebrachte erneut, obwohl er in der Zwischenzeit in tiefste menschliche Abgründe geblickt hatte, und arbeitete bis zuletzt an seiner Vision einer »sozialisierten Gesellschaft«.

Auf die Lebensmüdenstelle konnten hier nur einige Schlaglichter geworfen werden, die das Projekt und Wilhelm Börner in Erinnerung rufen. An allen Ecken und Enden gäbe es noch vieles zu entdecken und zu erforschen, um Personen aus Börners Umfeld, die seine Arbeit mitgeprägt und mitemöglicht haben (etwa Margarethe Andics-Karikas, Karl Vlach oder Lilly und Walter Eckstein), entsprechend zu würdigen. Zuvorderst wäre es an der Zeit, sich Stephanie Börner intensiver zuzuwenden, die ihrem Ehemann über Jahrzehnte eine wichtige Partnerin im intellektuellen Austausch war, mit ihm gemeinsam Netzwerke pflegte – sei es bei den Sonntagsfeiern der Ethischen Gemeinde, als Gastgeberin in der Unteren Viaduktgasse 32 oder als Korrespondenzpartnerin (Abb. 7). Vieles weist darauf hin, dass sie, die als Unterstützerin und Ermöglicherin primär im Hintergrund agierte, an seiner nach außen hin sichtbaren Arbeit wesentlichen Anteil hatte. Erst nach Wilhelm Börners Tod trat sie, schon von Krankheit gezeichnet, stärker in Erscheinung, als es darum ging, das Gedenken an ihren Ehemann wachzuhalten, Bibliothek und Nachlass für die Nachwelt zu sichern – also ›post mortem Care-Arbeit‹ für ihn leistete.³³

In diesem Sinne versteht sich dieser Text als Einladung zum Knüpfen von Verbindungen, zur Zusammenschau verschiedener archivalischer Materialien

und nicht zuletzt auch als Einladung zu einem Perspektivenwechsel. Denn das hier vorgestellte Projekt der Lebensmüdenstelle und ihrer Beteiligten ermöglicht nicht nur Einblicke in die Suizidprävention im Wien der Zwischenkriegszeit, sondern auch in ein spannendes intellektuelles Netzwerk von Frauen und Männern, das für vielfältige Forschungsfragen produktiv gemacht werden kann.



Abb. 7: Wilhelm und Stephanie Börner, um 1935. WBR, HS, Teilnachlass Wilhelm Börner, ZPH 1239, Archivbox 7.

ANMERKUNGEN

- 1 Brief von Wilhelm Börner an Elise Richter vom 6. Dezember 1928, Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung (im Folgenden WBR, HS), Sign.: H.I.N. 232196, online abrufbar unter <https://resolver.obvsg.at/urn:nbn:at:AT-WBR-540638> (Stand: 16.12.2023). – Die Wissenschaftlerinnen Elise und Helene Richter waren dem Wiener Goethe-Verein in den Jahren 1910/11 beigetreten (vgl. Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Bd. 25, Nr. 3–4. Wien: Verlag des Wiener Goethe-Vereins 1911, S. [17] und Anm. 22 in diesem Beitrag).
- 2 Zur Terminologie vgl. Andreas Bähr: Between »Self-Murder« and »Suicide«: The Modern Etymology of Self-Killing. In: *Journal of Social History* 46 (2013), Nr. 3, S. 620–632; zu Metaphern für Suizidalität vgl. auch Michaela Maria Hintermayr: Todenst. Eine Analyse des geschlechtsspezifischen Suiziddiskurses in Österreich (1870 bis 1970). Universität Wien: phil. Diss. 2018, S. 182 f.

- 3 Zur Geschichte der Ethischen Gemeinde sowie zu Börner und seinem Wirken vgl. die Arbeiten von Sonja Kato-Mailáth-Pokorny: Die Ethische Gemeinde in Wien – Politik und Ethik während der Ersten Republik. In: Logischer Empirismus, Werte und Moral. Eine Neubewertung. Hg. von Anne Siegetsleitner. Wien, New York: Springer 2010 (= Veröffentlichungen des Instituts Wiener Kreis 15), S. 61–80 sowie Wilhelm Börner (1882–1951). Sein Leben an Hand ausgewählter Werke. Universität Wien: Dipl.-Arb. 2007, online abrufbar unter <https://theses.univie.ac.at/detail/157> (Stand: 16.12.2023); zu Börners Biografie vgl. auch https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/index.php?title=Wilhelm_B%C3%B6rner&oldid=916891 (Stand: 16.12.2023).
- 4 Die Wienbibliothek im Rathaus verwahrt mit einem Teilnachlass und einer Sammlung zwei umfangreiche Bestände zu Wilhelm Börner (ZPH 1239 und ZPH 592), zudem das Teilarchiv Gesellschaft für Ethische Kultur (ZPH 620) und eine Sammlung Stephanie Börner (ZPH 2013).
- 5 Vgl. Evelyne Luef: A Matter of Life and Death: Suicide in Early Modern Austria and Sweden (ca. 1650–1750). Universität Wien: phil. Diss. 2016, online abrufbar unter <https://theses.univie.ac.at/detail/38402> (Stand: 13.11.2023).
- 6 Vgl. Evelyne Luef: »... boshaftig den entsetzlichen selbstmord angethann«. Selbsttötung als strafrechtliches Delikt im frühneuzeitlichen Österreich. In: Ermitteln, Fahnden und Strafen. Kriminalitätshistorische Studien vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Hg. von Andrea Griesebner, Georg Tschannett. Wien: Löcker 2010, S. 165–190.
- 7 Vgl. Stefan Schima: Die rechtliche Entwicklung des Bestattungswesens im Spannungsfeld zwischen Kirche und Staat. Das Tauziehen um das Suizidantenbegräbnis und der Konflikt um die Feuerbestattung. In: Freund Hein? Tod und Ritual. Hg. von Wolfgang Hameter, Meta Niederkorn-Bruck, Martin Scheutz. Innsbruck, Wien, Bozen: Studien Verlag 2007, S. 135–156.
- 8 Zur Geschichte der Ethischen Gesellschaft bzw. Ethischen Gemeinde vgl. Kato-Mailáth-Pokorny: Die Ethische Gemeinde in Wien (Anm. 3); zu den Zielen der Ethischen Gemeinde vgl. Was will die Ethische Gemeinde?, WBR, HS, Teilarchiv der Gesellschaft für Ethische Kultur, ZPH 620, Archivbox 4.
- 9 Vgl. Hintermayr: Todernt (Anm. 2), S. 174–229.
- 10 Vgl. Hannes Leidinger: Die Bedeutung der SelbstAuslöschung. Aspekte der Suizidproblematik in Österreich von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Zweiten Republik. Innsbruck, Wien, Bozen: Studien Verlag 2012, S. 95–103.
- 11 Vgl. z. B. Mitteilungen der Ethischen Gemeinde, Nr. 30 (Juni 1933), S. 321. – Die in toto selten nachgewiesenen »Mitteilungen« werden im Folgenden nach dem Bestand im Teilnachlass Wilhelm Börner (WBR, HS, ZPH 1239, Archivbox 7) zitiert.
- 12 Vgl. Wilhelm Börner: Lebensmüdenstelle. In: Neue Freie Presse, 22. Mai 1928, S. 12, online abrufbar unter <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19280522&seite=12&zooom=33> (Stand: 18.12.2023). – Für Menschen, die bereits einen Suizidversuch verübt hatten, war 1927 eine Fürsorgestelle der Polizeidirektion eingerichtet worden.
- 13 Der Lebensmüden letzte Hoffnung. In: Illustriertes Wiener Extrablatt, 23. Mai 1928, S. 5, online abrufbar unter <https://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=iwe&datum=19280523&seite=5&zooom=33> (Stand: 18.12.2023).
- 14 Vgl. ebd. – In der gleichen Ausgabe des »Illustrierten Wiener Extrablatts« wurde unter dem Titel »Die Lebensmüden« über aktuelle Selbstmorde und Selbstmordversuche berichtet (vgl. ebd., S. 3). Ein erstes Resümee zur Beratungstätigkeit wurde im September 1928 in den »Mitteilungen der Ethischen Gemeinde« gezogen (vgl. Mitteilungen [Anm. 11], Nr. 15 [September 1928], S. 173).

- 15 Börner: Lebensmüdenstelle (Anm. 12).
- 16 Laut Stephanie Börner entstand die Idee 1926 (vgl. Wilhelm Börner. Biographische Skizze von Stephanie Börner. In: Zum Gedächtnis Wilhelm Börners. Hg. von der Ethischen Gemeinde in Wien. Wien: Ethische Gemeinde 1952, S. 23).
- 17 Über diesen frühen Kontakt mit Wilhelm Börner äußerte sich Viktor Frankl später folgendermaßen: »Wilhelm wurde von mir [...] zu der von mir organisierten Jugendberatung herangezogen, wie ich von ihm zu der von ihm geschaffenen Lebensmüdenberatung.« (zit. nach Nachwort zu Viktor Erich Frankl an Wilhelm Börner. Briefe 1945 bis 1949. In: Ego und Alterego. Wilhelm Bolin und Friedrich Jodl im Kampf um die Aufklärung. Festschrift für Juha Manninen. Hg. von Georg Gimpl. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang 1996, S. 391–416, hier S. 416).
- 18 Zu Margarethe Andics-Karikas vgl. Wissenschaftlerinnen in und aus Österreich. Leben – Werk – Wirken. Hg. von Brigitta Keintzel, Ilse Korotin. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2002, S. 15.
- 19 Margarethe Andics: Über Sinn und Sinnlosigkeit des Lebens. Auf Grund von Gesprächen mit geretteten Selbstmördern in der Universitätsklinik für Psychiatrie und Neurologie Prof. Dr. O. Pözl in Wien. Wien: Gerold & Co 1938, WBR, Druckschriftensammlung, Sign.: A-141406. – Über die Bibliothek des Theaterhistorikers Fritz Brukner (1881–1944) fand dieses Widmungsexemplar seinen Weg in die Wienbibliothek im Rathaus, wo neben Bruknerns Nachlassbibliothek auch die des Ehepaars Börner aufbewahrt wird.
- 20 Vgl. Wilhelm Börner. Biographische Skizze von Stephanie Börner (Anm. 16), S. 23; vgl. dazu auch Mitteilungen der Ethischen Gemeinde, Nr. 27 (Mai 1932), S. 288.
- 21 Vgl. Bericht über die Lebensmüdenstelle 1937, WBR, HS, Teilarchiv der Gesellschaft für Ethische Kultur, ZPH 620, Archivbox 6.
- 22 Vgl. etwa Mitteilungen der Ethischen Gemeinde, Nr. 14 (Mai 1928), S. 156, Nr. 15 (September 1928), S. 174 oder Nr. 16 (Jänner 1929), S. 187. – Im Zeitraum von Mai 1928 bis Jänner 1929 wurden Geldspenden in Höhe von insgesamt Schilling 6597,50 ausgewiesen. Die Privatspender*innen wurden zwar nur mit abgekürztem Vornamen genannt, doch hinter »R. Mayreder« (Nr. 15, S. 174) und »Prof. Dr. E. Richter« (Nr. 16, S. 187) verbergen sich mit großer Wahrscheinlichkeit die engagierte Frauenrechtlerin und Kulturphilosophin Rosa Mayreder und die Romanistin Elise Richter. Auch die »Neue Freie Presse« beteiligte sich mehrfach durch Redaktionssammlungen, wie auch immer wieder Verweise auf Spenden von Verwandten oder Bekannten von Suizidopfern vermerkt wurden (vgl. hierfür beispielhaft die genannten Quellen für Heft 14 bis 16).
- 23 Vgl. Rathaus-Korrespondenz, 20. Februar 1929, S. 69, online abrufbar unter <https://resolver.obvsg.at/urn:nbn:at:AT-WBR-502966> (Stand: 18.12.2023). Weitere Subventionen sind für die Jahre 1930 bis 1933 nachweisbar.
- 24 Brief von Wilhelm Börner an Karl Vlach vom 17. Februar 1928, WBR, HS, Sign.: H.I.N. 241252, online abrufbar unter <https://resolver.obvsg.at/urn:nbn:at:AT-WBR-540638> (Stand: 18.12.2023).
- 25 Vgl. dazu die Kurzbiografie im Verzeichnis der künstlerischen, wissenschaftlichen und kulturpolitischen Nachlässe in Österreich, online abrufbar unter https://data.onb.ac.at/nlv_lex/perslex/TV/Vlach_Karl.htm (Stand: 18.12.2023). – Die Wienbibliothek im Rathaus verwahrt neben Teilnachlässen Karl Vlach's (ZPH 1578, ZPH 1252) auch eine Autografensammlung aus seinem Besitz (ZPH 1579). Diese Materialien sind bislang kaum erforscht.
- 26 Tätigkeiten für das Jahr 1932. In: Mitteilungen der Ethischen Gemeinde, Juni 1933, Nr. 30, S. 321.
- 27 Vgl. Statistik der »Lebensmüdenstelle« der Wiener »Ethischen Gemeinde«, WBR, HS, Teilarchiv der Gesellschaft für Ethische Kultur, ZPH 620, Archivbox 6.

- 28 Vgl. Kato-Mailáth-Pokorny: Wilhelm Börner (Anm. 3), S. 137 f.
- 29 Taschenkalender 1938 und 1939, WBR, HS, Teilnachlass Wilhelm Börner, ZPH 1239, Archivbox 6.
- 30 Liste der ehemaligen Mitglieder der Ethischen Gemeinde, WBR, HS, Teilarchiv Gesellschaft für Ethische Kultur, ZPH 620, Archivbox 6.
- 31 Testament von Wilhelm Börner, WBR, HS, Teilnachlass Wilhelm Börner, ZPH 1239, Archivbox 6.
- 32 Zit. nach Börner. Biographische Skizze (Anm. 16), S. 27.
- 33 Dass Paarbeziehungen in intellektuellen und künstlerischen Milieus durchaus auch als Arbeitsbeziehungen zu denken sind, haben einige feministisch informierte Arbeiten der jüngeren historischen Forschung eindrucksvoll aufgezeigt und dabei – im Fall von heteronormativen Relationen – so manche Ehefrau eines berühmten Mannes in neuem Licht erscheinen lassen (vgl. etwa Johanna Gehmacher: Arbeitspaare. Kreativität, Hausarbeit, Geschlecht. In: Friderike Zweig. Weibliche Intellektualität im frühen 20. Jahrhundert. Hg. von Deborah Holmes, Martina Wörgötter. Würzburg: Königshausen & Neumann 2023 [= Schriftenreihe des Stefan Zweig Zentrum Salzburg 15], S. 59–76; Paare in Kunst und Wissenschaft. Hg. von Christine Fornoff-Petrowski, Melanie Unseld. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2021). – Einen solchen Ansatz zu verfolgen, schiene mir auch im Fall des Ehepaars Börner lohnend.

»... als läge man im kalten Wasser«
Wetterbefindlichkeit im Kältewinter 1928/29
bei Elise Richter und Helene Vesque

KYRA WALDNER

Zu Jahresbeginn 1929 bahnte sich in Wien ein wetterbedingter Ausnahmezustand an. Bereits im Dezember des Vorjahrs wurden abwechselnd Frostwetter, milde Temperaturen, Regen und Schnee registriert, am 1. Januar allerdings setzte eine Kälteperiode bislang unbekanntem Ausmaßes mit negativen Tageswerten während des gesamten Monats ein. Ungewöhnlich waren neben der großen Kälte auch die Niederschlagsmengen, im Donauebiet etwa schneite es an fünfzehn Tagen des Monats, wodurch sich selbst im Wiener Stadtgebiet hohe Schneedecken bildeten, die den Straßenverkehr beeinträchtigten und das Fortkommen teilweise unmöglich machten. Die Bevölkerung wurde auch in den darauffolgenden Wochen auf eine harte Probe gestellt: Temperaturrekorde im Minusbereich steigerten den Bedarf an Heizmaterial enorm, und der Schneereichtum gefährdete die Versorgung bedürftiger Menschen, sodass Zeitungen und Zeitschriften zunehmend auch über Erfrierungen und Kältetote berichteten und das Wetter, das verrücktspielte, die Berichterstattung dominierte.

Auch im Februar 1929 blieben die Temperaturen unter dem Gefrierpunkt, mehr noch, sie sanken weiter. »Auf der Hohen Warte wurden knapp ober dem Erdboden -28,6 Grad abgelesen«, meldete die »Reichspost« am 4. Februar: »Die Straßen waren fast menschenleer. Der Schnee schrie [sic!] unter dem Tritt, in den Häusern froren die Wasserleitungen ein. Die Milch wurde in Form von Eisklumpen zugestellt.«¹ Noch am selben Tag erreichte ein von der an der Donau liegenden ungarischen Stadt Mohács kommender Eisstoß die Landesgrenze. Die aufgetürmten Eisplatten bauten bis Anfang März weiter vor. Unterbrochen wurde die Eiseskälte lediglich am 6. Februar, als in Wien durch das unerwartete Auftreten von Föhn plötzlich »Frühlingslüfte« wehten und innerhalb von 48 Stunden mit einem Wechsel von -28°C auf +12°C ein Temperaturunterschied von 40 Grad eintrat.²

Der absolute Negativrekord seit Beginn der Temperaturaufzeichnungen allerdings wurde bereits wieder am 11. Februar 1929 bei -26 Grad gemessen. Knapp über dem Erdboden lag die Temperatur gar bei -32,5 Grad.³ Diesen arktischen

Temperaturen zum Trotz kam es zu einer regelrechten »Völkerwanderung« in Richtung Donauufer:

Alles zog zum Eisstoß. Wie in den allerheißesten Sommertagen, an denen jung und alt an die Strandbäder an der Donau zieht, waren gestern die Straßenbahnzüge, die zur Donau führten, bis auf die Trittbretter voll. Auch ganz kleine Kinder wurden mitgenommen. Vom Franz-Josefs-Kai mußten *Sonderwagen* zur Reichsbrücke eingeschoben werden. Die Bundesbahnen führten *Sonderzüge* von Heiligenstadt zum Praterspitz. Das rechte Ufer der Donau war gestern von Nußdorf bis zum Praterspitz hinter *schwarz von Menschen*.⁴

Auch Aufnahmen des Stadtbauamtes vom »seltenen Schauspiel des sich bildenden Eisstoßes«, der 39 Tage lang andauern sollte, fanden Eingang in die sich mit Superlativen überschlagende Presse (Abb. 1).⁵

Dieser Ausnahmezustand, der ganz Wien in Atem hielt, machte beispielhaft auch der Romanistin und Universitätsprofessorin Elise Richter (1865–1943) zu schaffen. Sie verbrachte die eiskalten Tage im Januar 1929 in der Villa im noblen Wiener Cottageviertel, die sie seit 1886 gemeinsam mit ihrer Schwester Helene (1861–1942), ihrerseits Anglistin und Theaterwissenschaftlerin, bewohnte.⁶ Seit ihrem 20. Lebensjahr litt Elise Richter an einer rheumatischen Erkrankung,⁷ die sich wetterbedingt im Kältewinter 1929 verstärkte. Trotz der gesundheitlichen Beeinträchtigung kam sie ihrem Lehrauftrag für Romanische Sprachwissenschaften, Phonetik und Literatur an der Universität Wien, der seit 1927 endlich auch abgesehen wurde, nach, und sie wagte sich zu Forschungszwecken außer Haus. In ihren tagebuchartigen Aufzeichnungen hielt sie die zunehmende Verschlechterung der Witterung fest: Weiß Richter anfangs noch von einem »sehr scharfe[n] Wind« zu berichten, der den Fußweg in die Universitätsbibliothek erschwert habe, häufen sich gegen Monatsende die Einträge zu abgesagten Veranstaltungen und Treffen, und Richter sieht sich außerstande, Fußwege im Stadtgebiet überhaupt noch auf sich zu nehmen: »Schlechtes Wetter. H[elene] bestanden, ich muss ein Auto nehmen«, heißt es am 23. Januar 1929 und tags darauf: »Wieder Autos nehmen müssen«.⁸ Auch Temperaturwerte wurden im Kalender regelmäßig festgehalten (Abb. 2).

Abgesehen von den Einträgen im Taschenkalender hinterließen die außergewöhnlichen Bedingungen auch Spuren in der Korrespondenz von Elise Richter mit der Kunsthistorikerin Helene Vesque von Püttlingen (1854–1946), mit der sie

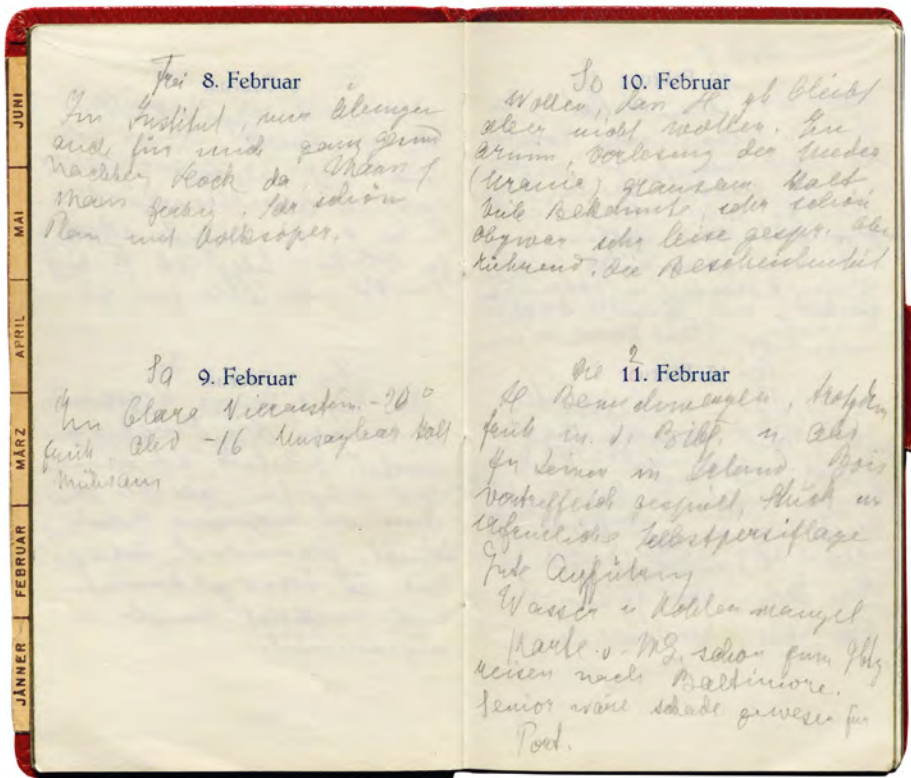


Abb. 2: »-20° früh, Abd[.] -16[°][.] Unsagbar kalt[.] Mühsam[.]« Aufzeichnungen vom 9. Februar im Taschenkalender 1929, im Eintrag vom 12. Februar findet sich der Hinweis auf »Wasser[-] u[nd] Kohlemangel«. Taschenkalender 1929 von Elise Richter, WBR, HS, Sign.: H.I.N. 233365, S. [20 f.].

seit ihrer gemeinsamen Zeit als »Hospitantinnen« an der Universität über mehrere Jahrzehnte in Kontakt stand.⁹ Die Freundschaftsbande mit der Tochter des Juristen und Komponisten Johann Vesque von Püttlingen (1803–1883) und in weiterer Folge auch zwischen den beiden Schwestern Helene Richter und Theresia (»Risa«) Vesque von Püttlingen (1850–1929) waren rasch geschlossen. Zudem war auch Helene Vesque durch Krankheit früh ein unbeschwertes Leben unmöglich gemacht. »Gleiche Interessen, gleiche Ideale erfüllen uns. Sie wurde einfühlsame Teilnehmerin unserer Erlebnisse, und die Besuche bei ihr, der seit rund zwanzig Jahren ans Bett gefesselten, waren eine Quelle eigenartig genußreichen Gebens und Nehmens«, hielt Elise Richter in ihren Erinnerungen fest.¹⁰

Da beide Frauen auf Grund ihrer chronischen Erkrankungen an Wetterföhligkeit litten, zieht sich auch dieses Thema wie ein roter Faden durch den freundschaftlichen Austausch. »Sie brauchen Sonne & Trockenheit«, hatte Vesque bereits im Hochsommer 1913, als ihr selbst die Schwüle unerträglich war, emp-

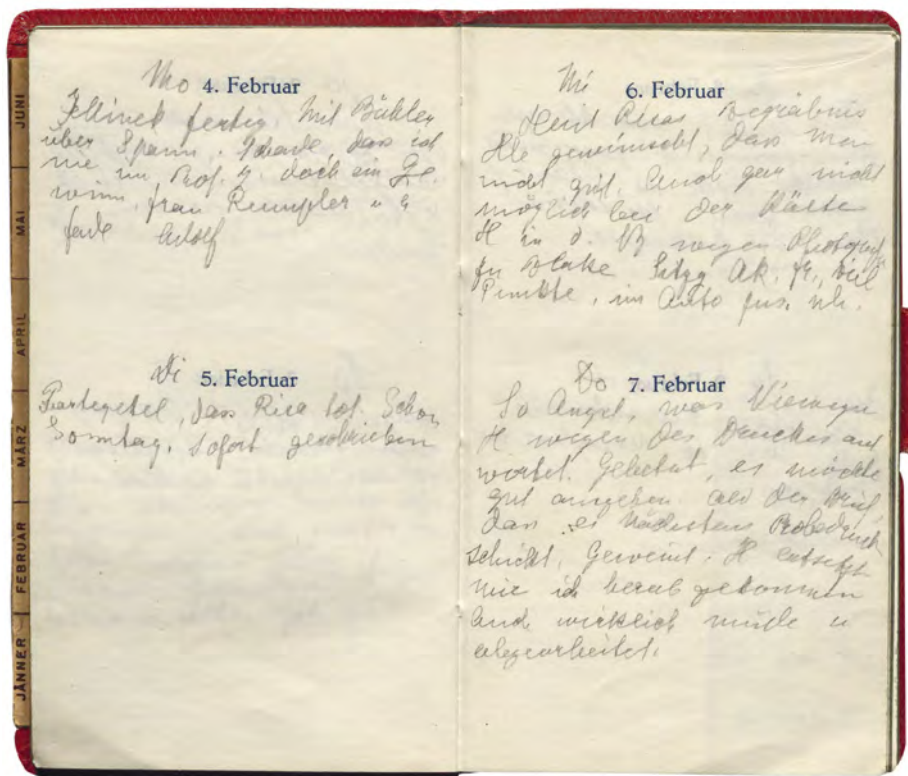


Abb. 3: Am 5. Februar 1929 hielt Richter fest: »Partezettel, dass Risa tot. Schon Sonntag. Sofort geschrieben[.]« Der Beerdigung tags darauf musste sie fernbleiben. Taschenkalender 1929 von Elise Richter, WBR, HS, Sign.: H.I.N. 233365, S. [18f].

fohlen und daran die »Erkenntnis« angeschlossen, »dass das Cottage ein Herd für rheumatisches Unbehagen ist, ja ich möchte viel in Ihrem leidenden Zustand nach dieser Richtung hin diagnostizieren.«¹¹ Im kältesten jemals erlebten Winter des Jahres 1928/29 verstarb Vesques Schwester Risa; aufgrund der Witterung konnte und sollte niemand zu deren Beerdigung gehen: »Heut Risas Begräbnis. Alle gewünscht, dass man nicht geht. Auch gar nicht möglich bei der Kälte«, notierte Elise Richter in ihren Kalender (Abb. 3).¹²

Nur zwei Wochen nach der Bestattung ihrer geliebten Schwester tröstete Vesque die Freundin, weil diese an »Ischia [sic!] als Zugabe« litt. Gleichzeitig stellte sie fest, dass »man bei Null mit weich werdendem Schnee nicht weniger friert als bei 14° [...]. Es ist[,] als läge man im kalten Wasser.«¹³ (Abb. 4) Auch eine berufliche Einschränkung kündigte sich an: »Das Studentinnenzimmer hat Temperatur unter Null. Sie [die Studentinnen, Anm. d. Verf.] haben sich für heute angesagt – ich hoffe, sie lesen noch in Linz vor der Abreise von d[er]

Univ[ersitäts]-Sperr[e].¹⁴ Diese Sperr[e], die mit wenigen Ausnahmen auch sämtliche städtische Schulen und Kindergärten betraf, um den Kohleverbrauch einzuschränken, erfolgte drei Tage später.¹⁵ Zu dem Zeitpunkt waren die Wienerinnen und Wiener, wie die »Arbeiter-Zeitung« berichtete, längst »von der Hams- ternervosität befallen« und tätigten »Angstkäufe« in Lebensmittelgeschäften.¹⁶

Die damaligen Temperaturen fernab der Norm hielten sich im Osten des Landes bis 2. März 1929. Erst ab 10. März kletterte die Anzeige auf dem Thermometer wieder über den Gefrierpunkt, was das Ende des langen, buchstäblich eisigen Winters einleitete und die Eismassen auf der Oberfläche der Donau zum Schmelzen brachte. Nur die kontinuierlich langsame Erhöhung der Temperaturen bewirkte, dass der Wasserstand im Verhältnis zu den vorhandenen Eisbergen niedrig blieb, sodass die befürchtete Überschwemmungskatastrophe ausblieb.

Sie kenne die India als Zu-
gabe, das ist, »Klimm«, »Klei-
besuche von auswärts« »Klei-
men mit jäh« »ausgeklon-
Die Alektinke fahrt soll
ja unaussprechlich sein
Dass, wenn ich's gerade recht
brauche, täglich Jemand
kommt, ist eine Gabe Gottes
Dass man bei Null mit sich
währendem Schnee nicht
weniger friert als bei 140-
empfinde ich heute. Es ist
als läge man im kalten
Wasser. Vielleicht fängt, mit
dem Tanen die Kalamität
für Wien erst recht an
Das Studentinnenzimmer
hat Temperatur unter
Null. Sie haben sich für
heute angesagt - ich hoffe
sie lesen noch in Lieg.
vor der Abreise von J. Univ.
Sperr[e] M. L. »Krieg-
zeit - mit graut

Abb. 4: Wenig Hoffnung auf ein
nahes Ende der Krise in der Karte
von Helene Vesque an Elise Richter
[Poststempel 18. Februar 1929].
WBR, HS, Sign.: H.I.N. 232890.



Abb. 5: Anleitung zur Selbsthilfe in der Postkarte von Helene Vesque an die Freundin Elise vom 20. März 1929. WBR, HS, Sign.: H.I.N. 232885.

Am 17. März konnte die »Arbeiter-Zeitung« schließlich ein Ende der Misere in Aussicht stellen: »Der Eisstoß von Wien fast zur Gänze schon abgegangen.«¹⁷ Auch in einer Karte von Helene Vesque an Elise Richter vom 20. März klingt wieder mehr Lebensmut und Pragmatismus angesichts der anstehenden, in der durch das Wetter verursachten Krise unterbliebenen Unternehmungen an (Abb. 5), wengleich mit dem Tod der Übersetzerin und Mitbegründerin der Frauenvereinigung für soziale Hilfstätigkeit Elise Gomperz (1848–1929) ein weiterer Trauerfall im engeren Kreis zu beklagen war: »Liebe Elise, so natürlich mir die Steifheit für meine Gelenke erschiene bei der Nähe von Schnee & Eisstrom im Cottage, so schrecklich leid tut mir's für Sie[,] Darum fuhre man ja sonst Anf[ang] April nach Süden[,] um solchen Gefahren zu entgegen.« Der Rat der Freundin lautete: »Schmieren Sie nur viel mit Mesotan oder wie das Oel heißt & werden Sie mobil.«¹⁸

ANMERKUNGEN

- 1 Reichspost (Wien), 4. Februar 1929, S. 3.
- 2 Vgl. Reichspost (Wien), 6. Februar 1929, S. 6.
- 3 Vgl. Neuigkeits-Weltblatt (Wien), 12. Februar 1929, S. [1].
- 4 Arbeiter-Zeitung (Wien), 11. Februar 1929, S. [1]. Kursivierung im Original gesperrt.
- 5 Vgl. etwa Das interessante Blatt (Wien), 14. Februar 1929, S. [1].
- 6 Vgl. Heidi Brunnbauer: Im Cottage von Währing / Döbling ... Interessante Häuser – Interessante Menschen II. Gösing: Edition Weinviertel 2006, S. 245–250, hier S. 246.
- 7 Vgl. Elise Richter: Summe des Lebens. Hg. vom Verband der Akademikerinnen Österreichs. Wien: WUV-Verlag 1997, S. 5.
- 8 Taschenkalender 1929 von Elise Richter, Einträge vom 23. und 24. Januar 1929, S. [12], Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung (im Folgenden WBR, HS), Sign.: H.I.N. 233365.
- 9 Vgl. Richter: Summe des Lebens (Anm. 7), S. 83. – Die beiden lernten einander erstmals in einer Lehrveranstaltung des deutschen Archäologen Otto Benndorf (1838–1907) kennen, der ab 1877 in Wien lehrte und Gründungsdirektor des 1898 eingerichteten Österreichischen Archäologischen Instituts war, das heute an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften angesiedelt ist.
- 10 Ebd.
- 11 Karte von Risa und Helene Vesque an Elise Richter vom 17. Juli 1913, WBR, HS, Sign.: H.I.N. 232941.
- 12 Taschenkalender 1929 (Anm. 8), Eintrag vom 6. Februar 1929, S. [19].
- 13 Vgl. Karte von Helene Vesque von Püttlingen an Helene Richter, undatiert [Poststempel 18. Februar 1929], WBR, HS, Sign.: H.I.N. 232890.
- 14 Ebd.
- 15 Vgl. Maßnahmen der Gemeinde zur Einschränkung des Kohleverbrauchs. In: Das kleine Blatt (Wien), 16. Februar 1929, S. 2 f.
- 16 Vgl. Arbeiter-Zeitung (Wien), 17. Februar 1929, S. [1].
- 17 Arbeiter-Zeitung (Wien), 17. März 1929, S. 9.
- 18 Karte von Helene Vesque von Püttlingen an Elise Richter vom 20. März 1929, WBR, HS, Sign.: H.I.N. 232885. – Bei »Mesotan« handelt es sich um ein von den Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. entwickeltes medizinisches Produkt zur lokalen Anwendung, das 1902 in der »Pharmazeutischen Zeitung« erstmals als »hervorragendes Mittel zur Behandlung rheumatischer und gichtischer Affektionen« vorgestellt wurde. Vgl. Pharmazeutische Zeitung (Berlin), 15. Oktober 1902, S. 819.

Krise des Verdrängens

Elisabeth Reicharts Roman »Februarschatten«

MICHAEL HANSEL

Die im oberösterreichischen Steyregg geborene Elisabeth Reichart (geb. 1953) zählt zu jenen österreichischen Autor*innen, die sich am intensivsten mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und deren Fortwirken auseinandergesetzt haben. In ihrem Erstlingswerk, dem 1984 im Verlag der Österreichischen Staatsdruckerei veröffentlichten Roman »Februarschatten«, machte Reichart die sogenannte »Mühlviertler Hasenjagd« zum Thema, eines der abscheulichsten NS-Verbrechen, die auf österreichischem Boden verübt wurden.¹

Anfang Februar 1945 gelang es rund 500 sowjetischen Kriegsgefangenen, aus dem Todesblock des Konzentrationslagers Mauthausen auszubrechen. Die SS leitete daraufhin eine Großfahndung ein, bei der neben Gendarmerie, Volksturm und Hitlerjugend auch die Zivilbevölkerung der Umgebung aufgerufen wurde, Hatz auf die halb verhungerten und spärlich bekleideten Flüchtigen zu machen und keinen der Ergriffenen am Leben zu lassen. In dieser mehrwöchigen buchstäblichen Menschenjagd wurden mit tatkräftiger Unterstützung der Landbevölkerung, die Häftlinge mit Dreschflegeln und Mistgabeln erschlug und erstach, fast alle Entflohenen ermordet. Nur einige wenige mutige Bauernfamilien versteckten und versorgten trotz des hohen Risikos Entflozene bei sich. Soweit bekannt ist, haben nur elf Flüchtlinge die »Mühlviertler Hasenjagd« überlebt – sieben gelten als vermisst.² Die Leichen der Sowjetsoldaten wurden in der Marktgemeinde Ried in der Riedmark, knapp vier Kilometer vom KZ entfernt gelegen, im Hof der dortigen Schule aufeinandergestapelt. Heute erinnert ein unbehauener Granitstein aus dem Steinbruch von Mauthausen mit 489 eingravierten Strichen an die ermordeten Kriegsgefangenen. Obgleich sich im Jahr 1948 im Wiener und Linzer Volksgericht insgesamt 13 Angeklagte wegen Verbrechen im Zuge der »Mühlviertler Hasenjagd« in acht Verfahren verantworten mussten,³ haben letztlich die nur ansatzweise stattgefundene Entnazifizierung und Österreichs Opferthese dazu geführt, dass dieses furchtbare Gemetzel (wie auch der kleine vorhandene Widerstand) verdrängt und totgeschwiegen wurden.

Das Schweigen, das Verdrängen und das Vergessenwollen und -müssen hat Elisabeth Reichart als Hauptmotiv für ihren Roman »Februarschatten« gewählt. Sie schöpfte dabei auch aus eigenen Erfahrungen. Von der »Mühlviertler Hasen-

jagd« hat die promovierte Historikerin, obwohl sie in der nahen Umgebung aufgewachsen ist, erst spät bei einem Besuch der KZ-Gedenkstätte Mauthausen und aus Erzählungen der Großmutter erfahren.⁴ Im Mittelpunkt ihres Textes steht die Figur Hilde, eine vergräunte ältere Frau, die als junges Mädchen die Menschenjagd miterlebt hat und in das »kollektive Verbrechen verstrickt worden«⁵ ist. Einzig ihr Lieblingsbruder Hannes entzieht sich dieser Unmenschlichkeit

119

Aber etwas anderes in ihr wollte den Knieen nicht nachgeben,
wollte die gesehene Bilder festhalten, das also sind die
Russen, das also sind die Schwerstverbrecher. Aber wie konnte
einer, der nicht einmal ~~alle~~ die Kraft hatte, alleine zu
stehen, die Kraft haben, andere zu töten.

- Verbotene Gedanken, ~~verboten und verboten~~
Hilde bekam Kopfschmerz weil sie ^{den} ~~in~~ Platz, den Deutschland
ihr zugewiesen hatte, den ^{in dem} ~~in~~ Haus, verlassen hatte. Sie
schlich zurück in die Allee. ^{von dem} ~~von~~ Dorf kamen Menschen herauf,
bewaffnet mit Dreschflegeln und Gartenwerkzeug. Auf Säulen
fanden sie Geflohene, ~~in~~ Schnee fanden sie Halb tote, überall
fanden Menschen Menschen, nur Hilde schien niemand finden zu
wollen. Dabei wollte sich nichts so sehr, als gefunden werden.
Wollte, daß es ein Ende hatte mit den verbotenen Gedanken, mit
der ~~SCHULDE~~, Deutschland verraten zu haben, es weiterhin ver-
raten zu müssen. Weil sie das Gesehene mit dem Gehörten nicht
vereinbaren konnte, weil sich vor das Gehörte das Gesehene
stellte ~~unbewaffnete, hilflose, zerbrechliche Körper~~ ^{Körper * Körper} ~~und~~ endlich
sprang ein Wort aus dem Schatten, stand ein Wort ^{deutlich lesbar} ~~klar~~ ~~geschrieben~~.
in Schnee, ~~waren~~ die Wörter wieder aufgreifbar durch ~~ein~~ ^{ein}
rettendes Wort: vergiß! ^{wiederholte}
immer wieder ~~sagte sie es~~, ^{sagte sie es *} zuerst in Gedanken, bis sie sicher
war, es würde ihr nicht verloren gehen im Aussprechen. Dann
sagte sie es leise vor sich hin, sagte es ~~lauter~~ ^{lauter}, schrie
es, aber ^{kein Mensch außer ihr hatte} ~~niemand~~ schien auf dieses Wort gewartet zu haben,
^{kein Mensch suchte} ~~niemand~~ schien ein Wort zu suchen in dieser Februarnacht, die
Suche der anderen hatte nichts mit ihrer Suche zu tun, mit
ihrem ~~Vorhaben~~ ^{Wortgebrauch}. Niemand sonst wollte dieses Wort gebrauchen,
in dieser Nacht.

So ging sie das Wort schreiend nach Hause, ging es ~~in~~ ⁱⁿ ~~ihre~~ ^{ihre} ~~mur-~~

und gewährt einem Flüchtigen Unterschlupf. Hilde, die von Hannes eingeweicht wurde und in einen tiefen Zwiespalt gerät, erzählt der Mutter vom versteckten Soldaten. Der Flüchtling wird daraufhin von den Nazis zu Tode getreten, Hannes einen Tag später an einem Baum erhängt aufgefunden. »Vergiß« wird für Hilde »ein rettendes Wort«, und »sie hatte rasch begriffen, was sie alles vergessen sollte«, wie es im Text heißt (vgl. Abb. 1–2).

gessen die aufgegebenen Wünsche; Vergessen den Inhalt der Tagträume, außer den einen, den ich gelebt habe, mit Anton ^{den} gelebt habe; Vergessen die Scham ^{über die} über die Armut und vergessen das Lachen über sie; Vergessen den Gestank ^{in dem} im Haus und die Einsamkeit im feuchten Schälzimmer; Und vergessen die Hoffnung, ^{LEBEN} lernen zu dürfen, und vergessen Hannes, und vergessen den kalten Februar, den vor allem.

Zuerst durch die Sätze der Erwachsenen: vergiß, was du gehört hast. ~~M~~ Vergiß, was du gesehen hast, vergiß, vergiß, vergiß. ^{Wort nach außen} Aber bald war es nicht mehr nötig, daß sie ihr dieses Wort zuriefen, sie hatte rasch begriffen, was ^{sie} alles ^{an} ^{Wort} vergessen ^{zu} ^{sie} sollte. ^{zu} dieses Wort war

Wenn Erika ein Buch über Anton ^{dieses Buch} und mich schreiben würde, ^{+ sie} über unsere Liebe, ^{sie} würde ich gerne lesen, das wäre ein schönes Buch, darüber würde ich auch gerne erzählen.

Warum erzähle ich Erika dann doch immer wieder aus der Zeit vor Anton? ^{du}

Um die ERWARTUNG ^{an} in die Besuche hinüberzueretten? ^{sie du so}

Um nicht schweigend abzuwarten, bis ich wieder alleine ^{Wort auf} bin? ^{erledigen}

Worüber sonst soll ich mit Erika reden? ^{bald war} ^{aller Wort der Worte}

Es gab keine langen Diskussionen mehr, denn mit ihr diskutierte die Tochter nicht gerne, weil sie sich nicht einfangen ließ von ihr, wie Anton sich hatte einfangen lassen. Und sie schimpfte nur noch selten auf die Frauenbewegung, ^{wenn sie überhaupt noch} die alle ^{für} Frauen unzufrieden machte und sonst gar nichts, ^{und die die} Familien zerstörte, ^{aber doch von dem} und das Glück, und selbst auf die Kommunisten schimpfte sie nur noch selten, ^{war} ^{traute} ^{hat} ^{mit} ^{sein} ^{klümp} ^{über} ^{mit} ^{ganzen} ^{Wort} ^{das} ^{alte} ^{schon} ^{zu} ^{oft} ^{herausgeschrien}.

Abb. 1–2: Schweigen, Schuld, Verrat und über allem das Vergessen: Mehrfach überarbeitetes Typoskript des Romans »Februarschatten«, S. 119 und S. 31. Vorlass Elisabeth Reichart, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: ÖLA 349/W1.

»Vergiß« ist, wie Christa Wolf im Nachwort des Romans schreibt, Hildes Überlebenswort, »das sie ihren Nächsten unkenntlich« macht und »sie in eine unselige Selbstvergessenheit« treibt.⁶ Nach dem Tod ihres Mannes bleibt der Protagonistin nur ihre gemeinsame Tochter. Erika, eine angehende Schriftstellerin, möchte ein Buch über das Leben ihrer Mutter schreiben. Die vielen Fragen der Tochter lassen bei Hilde trotz ihres Widerstandes immer wieder Bruchstücke der Vergangenheit aufblitzen. Schließlich wird bei einem gemeinsamen Besuch des Dorfes, in dem Hilde ihre Kindheit und Jugend verbrachte, die Vergangenheit wieder zur Gegenwart und zur Krise verdrängter und verschwiegener Geschichte. Die »Februarschatten« haben sie wieder eingeholt.

Welche Ambivalenzen und latente Traumata das Erlebte in Hilde ausgelöst haben, wird durch die Struktur des Romans mit seinen zahlreichen Brüchen, abgehackten Sätzen, Rückblenden, wechselnden Erzählinstanzen und direkter und erlebter Rede erkennbar. Reicharts gebrochenes, stockendes und bruchstückhaftes Erzählverfahren lässt die Leser*innenschaft, wie Christa Wolf ausführt, teilhaben »an den Zuckungen einer Frau, die etwas Entsetzliches heraus-

würgen soll. Ein Wissen, ein Geheimnis, das sie selbst beinahe nicht mehr kennt, so fest hat sie es in sich eingeschlossen.«⁷

Gleichwohl Elisabeth Reichart viel Beachtung und Lob für »Februarschatten« erntete, erlangte die »Mühlviertler Hasenjagd« erst 1994 durch Andreas Grubers Film »Hasenjagd. Vor lauter Feigheit gibt es kein Erbarmen« größere Bekanntheit. Zeitgleich mit diesem erfolgreichsten österreichischen Film der Kinosaison 1994/95 entstand der Dokumentarfilm von Bernhard Bamberger, der die Reaktionen der Bevölkerung auf die Dreharbeiten beobachtete und Zeitzeug*innen der damaligen Geschehnisse



Abb. 3: Buchcover von »Februarschatten« bei Otto Müller in der Neuauflage von 1995.

zu Wort kommen ließ. Was die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit betrifft, war die Öffentlichkeit bereits einigermaßen durch die Waldheim-Affäre von 1986, das sogenannte »Bedenkjahr« 1988 und die Rede des Bundeskanzlers in der Parlamentssitzung vom 8. Juli 1991 sensibilisiert. Franz Vranitzky relativierte die auch von offizieller Seite hochgehaltene Opferthese Österreichs und bekannte die Mitschuld der Österreicher*innen an den nationalsozialistischen Verbrechen.

Dass die Beschäftigung mit der NS-Vergangenheit ein kontinuierlicher Prozess sein muss, der keineswegs abzuschließen ist, zeigt sich an dem Umstand, dass sich in den letzten Jahren rechtsextreme Ideologien wieder vermehrt verbreiten und eine Art »Herrenmenschentümelei« erneut auflebt. Elisabeth Reicharts Roman »Februarschatten«, der seit seinem Erscheinen vor knapp 40 Jahren bei mehreren Verlagen Neuauflagen erfuhr (zuletzt 1995, 2004 und 2014 im Otto Müller Verlag in Salzburg; vgl. Abb. 3), ist ein wesentlicher Beitrag zur Aufarbeitung und Aufklärung.

ANMERKUNGEN

- 1 Im Vorlass von Elisabeth Reichart am Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek befinden sich mehrere Entwürfe und handschriftlich korrigierte Typoskriptfassungen des Romans, Sign.: ÖLA 349/W1.
- 2 Vgl. Klaus Amann: »Mauthausen ist eine schöne Gegend« – Die Last des Verschweigens. In: Österreich-Konzeptionen und jüdisches Selbstverständnis. Identitäts-Transfigurationen im 19. und 20. Jahrhundert. Hg. von Hanni Mittelman und Armin A. Wallas. Tübingen: Niemeyer 2001, S. 209–228, hier S. 216 f.
- 3 Vgl. Irene Leitner: »Umlegen, umlegen, es gibt keine Gefangenen!« Die »Mühlviertler Hasenjagd« im Spiegel der Linzer Volksgerichtsakten. In: Justiz und Erinnerung (2004), Nr. 9, S. 8–17 (online abrufbar unter <http://www.nachkriegsjustiz.at/service/archiv/Rb9.pdf> [Stand: 30.12.2023]).
- 4 Vgl. Elisabeth Reichart: [Ohne Titel]. In: »Über Kramer hinaus und zu ihm zurück«. Hg. von der Theodor Kramer Gesellschaft. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1990 (= Zwischenwelt 1), S. 31–34, hier S. 32.
- 5 Amann: »Mauthausen ist eine schöne Gegend« (Anm. 2), S. 217.
- 6 Christa Wolf: Nachwort »Struktur von Erinnerung«. In: Elisabeth Reichart: Februarschatten. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch 1989, S. 106–108, hier S. 106.
- 7 Ebd.

Gertrud Wilkers Blick auf ihresgleichen

Autorinnenschaft und Genderstereotype in der Schweizer Literatur

MARGIT GIGERL

»Wo ist Evas Stimme geblieben?« frage ich. »Blieb ihr die Zunge im Hals? Würgen sie es bisher alle hinunter, was sie zu sagen gehabt hätten?«¹ Mit dieser Frage wirft Gertrud Wilker (1924–1984) präludierend einen »Blick auf meinesgleichen«, eine 1979 erschienene Sammlung von »28 Frauengeschichten«, so der Untertitel. Es sind dissonante poetische Stimmen von jungen und alten Frauen, Müttern, Töchtern, Witwen, Geschiedenen, Unverheirateten, Armen und Wohlhabenden, Bankiersgattinnen, Alpinistinnen und Putzfrauen, Unbekannten bis auf Hölderlins »Diotima«, Suzette Gontard, und die expressionistische Malerin Paula Modersohn-Becker. »Blick auf meinesgleichen« handelt in kompositorisch verdichteten Prosaminiaturen von Frauen, die sich mit den herrschenden patriarchalen Strukturen mehr oder weniger arrangiert haben, aufbegehren oder unter- und zugrunde gehen. Schon acht Jahre zuvor, am 3. Mai 1971, hat Wilker in einem ihrer sechs im Schweizerischen Literaturarchiv überlieferten literarischen Notizhefte, die ihr Schreiben von den frühen 1960er-Jahren bis zu ihrem Tod begleiten, einen unscharfen Katalog von weiblichen Rollenmodellen aufgefächert: »Morgenfrau, Mittagfrau, Nebelfrau, Nachtfrau, Hexe, Besenreiterin, Kräuterweib mit behaartem Kinn.«² (Abb. 1)

Genderstereotype sind wie andere soziale Konventionen und Lebensformen brüchig geworden, nicht nur, aber auch für Gertrud Wilker und nicht erst seit den 1970er-Jahren. Als 18-Jährige lässt sie mit ihrem Kirchenaustritt das kleinbürgerlich protestantische Herkunftsmilieu hinter sich und heiratet wenige Jahre später als Studentin ohne Aussteuer den aus Wien emigrierten, ebenfalls mittellosen Mathematikstudenten Peter Wilker. 1950 promoviert sie an der Universität Bern mit einer Untersuchung zu »Gehalt und Form im deutschen Sonett von Goethe bis Rilke« und unterrichtet anschließend deutsche Sprache und Literatur an der privaten Handelsschule Bern.

Gertrud Wilker, die heute eine nahezu Unbekannte auch innerhalb der Schweizer Literatur ist, hat ihre sehr spezifische literarische Stimme in der Beobachtung fragwürdiger sozialer und politischer Verhältnisse geschärft und

3. Mai 71.

Rollenkatalog:

Eine, die in Zeitschriften über Dinge liest, die sie nicht
kennt, nicht hat, wie solche sie (woszu sie):

Organisatorin, Strip-tease, LSD-Konsum, Tagel
des Hochjungen, die Abenteuerliche.

Mutterfrau, Putzfrau, Nähfrau, Nachtfrau,
Hexe, Besenbesitzerin, Kräuterweib mit behaarten
Kissen. 1970

Wortwörter - Sie begraben - die - Frau.
Beim Bombenwurf auf der Böhmerland

Eine, die ganz ohne Schuld von der Familie be-
täuscht, nicht zurückkommt, weil sie > ist sie allein
nicht aushält. 1960

Meine Mutter in Gedanken an mich als Mutter. 1950

Tante Anna-Louise (Adress-jahrliste) 1965.

Abb. 1: Vom unaufgeregten Leben der Zeitschriftenleserin über die Rückkehrerin
der aus der Familie Geflüchteten bis zu »Tante Anna-Louise«: Gertrud Wilker
entwirft Anfang Mai 1971 in ihrem Notizheft einen »Rollenkatalog«. Nachlass
Gertrud Wilker, Schweizerisches Literaturarchiv, Sign.: SLA-A-8-4.

vergleichbar autonom experimentierend gefunden. Während ihres Studiums beginnt sie in den späten 1940er-Jahren zu schreiben, 1959 betritt sie mit den beiden Erzählungen »Der Drachen« und »Ein Gespräch« die literarische Bühne, die in der Schweiz der 1950er- und 1960er-Jahre für Autorinnen ein besonders harter »Holzboden« ist, um ein Diktum Gottfried Kellers zu bemühen.³ Schreibende Frauen sind rar: Da ist die befreundete Schriftstellerin Erika Burkart (1922–2010), die zurückgezogen im Landhaus Kapf im Aargau lebt und in den 1950er-Jahren ihre ersten Lyrikbände veröffentlicht. Ungefähr zur selben Zeit beginnt Silja Walter (1919–2011) als Schwester Maria Hedwig in der Abgeschiedenheit des Benediktinerinnenklosters Fahr erste Lyrikbände, christliche Spiele und Erzählungen zu publizieren. Meret Oppenheim ist als Lyrikerin kaum bekannt. Vorbilder wie Cécile Ines Loos, Annemarie Schwarzenbach oder Regina Ullmann sind am Beginn von Wilkers Schaffen bereits verstummt respektive vergessen.

Gertrud Wilker selbst findet sich nach der Geburt einer Tochter (1956) und eines Sohnes (1961) in den klassischen Rollen als Mutter und Hausfrau wieder. Im Gedicht »Beredt oder schweigsam« reflektiert sie die Vereinbarkeit von familiären Pflichten und ihrer Schriftstellerinnenexistenz:

Dann holt ich Kartoffeln im Keller, / und dachte während des Schärens
nach / über schöne und unschöne Verse: / ob man über Kartoffelpüree, /
Staub wischen und Socken waschen / schweigen müsste in einem Ge-
dicht? [...] Sehr wunderbar jedenfalls ist es, / beredt oder schweigsam /
diesem Leben zu dienen, / zu waschen, zu braten, zu kochen, / und Verse
zu schreiben mit derselben Hand.⁴

Der zweijährige Aufenthalt der Familie in den Vereinigten Staaten während zweier Gastprofessuren Peter Wilkers schärft ihr Bewusstsein, »daß ich in Amerika nicht zuhause sei«.⁵ In den »Collages USA« (1968) hält sie fest, wie sie die deutsche Sprache gleichsam »noch einmal erlernt, bewußt, als ein Spiegelbild meines Lebensanteils«.⁶ Hier lernt sie – neben den Werken von William Faulkner, Ernest Hemingway oder John Steinbeck – auch jene der Schriftstellerinnen Emily Dickinson, Carson McCullers und Gertrude Stein kennen und schätzen, ebenso die der Lyrikerin und Feministin Adrienne Rich (1929–2012), deren Jahrzehnte umfassende »Poems« Wilker noch gegen Lebensende zu übersetzen plant.

Die Einführung des Stimm- und Wahlrechts für Frauen in der Schweiz mit der Volksabstimmung (der Männer) vom 7. Februar 1971 fällt mit dem sozialen und kulturellen Aufbruch der »68er«-Generation und der neuen Frauenbewegung zusammen, in deren Kontext auch Schweizer Autorinnen nicht länger ignoriert werden können. Eveline Hasler, Hanna Johansen, Gertrud Leutenegger, Erica Pedretti, Laure Wyss – sie alle treten in diesen Jahren in die literarische wie politische Öffentlichkeit. So wird auch Wilkers 1979 erschienener »Blick auf meinesgleichen« im Kontext der Frauenbefreiungsbewegung als exemplarische »Frauenliteratur« rezipiert und erfährt große Resonanz, ebenso das ein Jahr zuvor von ihr herausgegebene »Kursbuch für Mädchen« – eine Anthologie literarischer Texte von Autorinnen *und* Autoren mit einem Vorwort Luise Rinsers.

Sich jeglicher Programmatik widersetzend, umkreist Wilker stark autoreflexiv in ihrem letzten Roman, »Nachleben« (1980), das Leben ihrer Tante Emma Kupli in einer der ersten Darstellungen einer lesbischen Protagonistin in der Schweizer Literatur. In mehreren Essays der späten 1970er-Jahre beschäftigt sie sich kritisch mit Fragen einer weiblichen Ästhetik und wehrt sich gegen den Begriff »Frauenliteratur«, den sie für ihre Texte »nicht ohne weiteres angewendet wissen«⁷ möchte. Dieser subsummierte unterschiedlichste Genres und Schreibweisen höchst simplifizierend, sei jedoch ein »notwendige[s] Ärgernis«.⁸

ANMERKUNGEN

- 1 Gertrud Wilker: Blick auf meinesgleichen. 28 Frauengeschichten. Frauenfeld, Stuttgart: Huber 1979, S. 8.
- 2 Gertrud Wilker: Welt wörtlich. Bewegliche Kamera. Literarisches Notizheft (1966–1981), Nachlass Gertrud Wilker, Schweizerisches Literaturarchiv, Sign.: SLA-A-8–4.
- 3 Brief von Gottfried Keller an Wilhelm Baumgartner vom 28. Januar 1849, online abrufbar unter <https://www.gottfriedkeller.ch/briefe/> (Stand: 22.02.2024).
- 4 Gertrud Wilker: Beredt oder schweigsam. In: Schweizer Monatshefte, Nr. 2, Februar 1984, S. 159 f.
- 5 Gertrud Wilker: Collage USA. Zürich, Stuttgart: Flamingo 1958, S. 10.
- 6 Ebd., S. 56.
- 7 Gertrud Wilker: Frauenliteratur – Das notwendige Ärgernis. In: Schweizer Buchspiegel, Nr. 142, Juni 1979, o. S.
- 8 Ebd.

Konflikte im institutionellen Kontext

Das Alter als Druckmittel der Wissenschaft?

Aus dem Briefwechsel Theodor Mommsens mit Josef Karabacek

CLAUDIA KREUZSALER · ANGELIKA ZDIARSKY

Wie nämlich nicht jeder Wein,
so wird nicht jeder durch hohes Alter sauer.

Cicero, Cato maior de senectute, XVIII 65

»[...] es ist zwar egoistisch, aber doch begreiflich, daß die Publication post obitum mir unerwünscht ist.«¹ Diese Zeilen schrieb der deutsche Ausnahmegelehrte Theodor Mommsen (1817–1903) (Abb. 1) im Jahr 1889 – einen Tag vor seinem 72. Geburtstag – an Josef Karabacek (1845–1918) (Abb. 2), den Direktor der Papyrussammlung Erzherzog Rainer in Wien. Mommsen, der spätere Nobelpreisträger für Literatur, war damals schon der bedeutendste Althistoriker seiner Zeit und weit über seine Fachgrenzen hinaus angesehen, die Disziplin der Papyrologie hingegen gerade im Begriff sich zu konsolidieren. Die große Masse an Papyrusdokumenten aus Ägypten war nämlich erst rund zehn Jahre vor den drängenden Zeilen Mommsens entdeckt worden. Sein Interesse war durch die Veröffentlichung erster Dokumente aus der frühen römischen Kaiserzeit geweckt worden,² vermutete er doch zu Recht eine schier unerschöpfliche Informationsfülle, die in den Papyri nur auf ihre Auswertung wartete. Der erfahrene Forscher erkannte das Potential der neuen Quellen und förderte die Etablierung der gerade aus der Wiege gehobenen Wissenschaft, nicht zuletzt indem er seinen Schüler Ulrich Wilcken (1862–1944) für die Papyri begeisterte und die Publikation in Sammelwerken analog zu den großen Inschriftencorpora urgierete.³ Die zukünftige Bedeutung der Papyri für die Altertumswissenschaften voraussehend habe Mommsen gesagt, »das zwanzigste Jahrhundert werde das der Papyrologie sein, wie das vergangene das der Epigraphik war.«⁴

Doch wie begegnete der alternde Wissenschaftler seiner persönlichen Krise, dass eine unüberschaubare Anzahl an unbearbeiteten Quellen wohl nicht mehr zu seinen Lebzeiten ausgewertet werden kann? In der Korrespondenz mit Josef Karabacek ist Mommsens Strategie klar: Beharrlich nutzt er sein fortgeschrittenes Alter als Druckmittel, um zur Eile bei der wissenschaftlichen Aufarbeitung der ihn interessierenden Quellen zu mahnen. Doch nicht nur Mommsens Dilemma tritt in diesem Briefwechsel deutlich hervor; vielmehr offenbart er auch,

dass die Masse an Urkunden, ihre Sichtung, Inventarisierung und Bearbeitung, aber vor allem die äußeren Erwartungshaltungen Karabacek und sein Team an ihre Grenzen brachten, war man doch in dieser frühen Phase der Papyrussammlung noch primär mit der Selbstorganisation beschäftigt.

DIE PAPYRUSSAMMLUNG ERZHERZOG RAINER

Die Anfänge der Wiener Papyrologie sind eng mit der Geschichte der Papyrussammlung Erzherzog Rainer verbunden, die 1883 als Privatsammlung des Habsburgers gegründet wurde.⁵ Der Teppich- und Antiquitätenhändler Theodor Graf (1840–1903) hatte, angespornt durch den Universitätsprofessor Josef Karabacek, etwa 10.000 Papyrusdokumente aus den ersten großen Funden zusammengetragen.⁶ Erzherzog Rainer (1827–1913) wollte diese als Sammlung im Inland halten und kaufte sie geschlossen um 25.000 Gulden an.⁷ Auch in den darauffolgenden Jahren tätigte er noch weitere umfangreiche Ankäufe, sodass die heutigen mehr als 180.000 Objekte umfassenden Bestände der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek im Wesentlichen auf diese Erwerbungen zurückzuführen sind.

Die Gründung einer Sammlung von solcher Größe stieß in den Fachkreisen natürlich auf reges Interesse. Im April 1885 stattete auch Theodor Mommsen der Papyrussammlung im Österreichischen Museum einen Besuch ab, worüber sich der Erzherzog in einem Schreiben zufrieden äußerte:

Ihr Bericht über den Besuch des Professors Mommsen hat mich sehr interessiert, und gefreut. Daß von dieser Seite der Werth der Papyrus Sammlung in quantitativer und besonders qualitativer Hinsicht anerkannt wird, besonders aber, daß die Bearbeitung, das Lesen derselben so weit vorgeschritten ist, ist sehr erfreulich. Diese Herren werden sich überzeugen, daß man in Österreich in wissenschaftlicher Beziehung auch etwas leisten kann, und daß die Art der Publikazion, dem Werthe des Inhalts entsprechen werde.⁸

Für die angesprochene Veröffentlichung der Papyri hatte Karabacek zu dieser Zeit bereits klare und durchaus ambitionierte Pläne: Künftig sollte die Sammlung über zwei Publikationsorgane verfügen, die Reihe »Corpus Papyrorum Raineri Archiducis Austriae« und die in mehreren Heften erscheinenden Jahr-

gangsbände »Mittheilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer«. Die »Corpus«-Bände sollten vollständige und kommentierte Editionen der Urkunden vorlegen, während die »Mittheilungen« für inhaltliche Studien und Berichte aus der Sammlung gedacht waren und auch Informationen für ein breiter gefächertes, interdisziplinäres Publikum liefern sollten.⁹ Den Auftakt machte als erste eigenständige Publikation der Sammlung ein Doppelheft der »Mittheilungen«, das pünktlich zum 7. Internationalen Orientalistenkongress am 27. September 1886 in Wien erschien.¹⁰



Abb. 1: Theodor Mommsen, Porträt von Franz von Lenbach aus dem Jahr 1897. Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: PORT_00107004_01.



Abb. 2: Josef Karabacek, Foto von Ferdinand Schmutzer aus dem Jahr 1915. Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: LSCH 1396-C.

»HOCHACHTUNGSVOLL ERGEBENST« – DER FREUNDLICHE AUSTAUSCH ZWISCHEN KARABACEK UND MOMMSEN

Ein Exemplar dieses Heftes sandte Josef Karabacek auch an Mommsen, der mit einem höflichen Dankeschreiben antwortete, jedoch nicht ohne gleichzeitig die

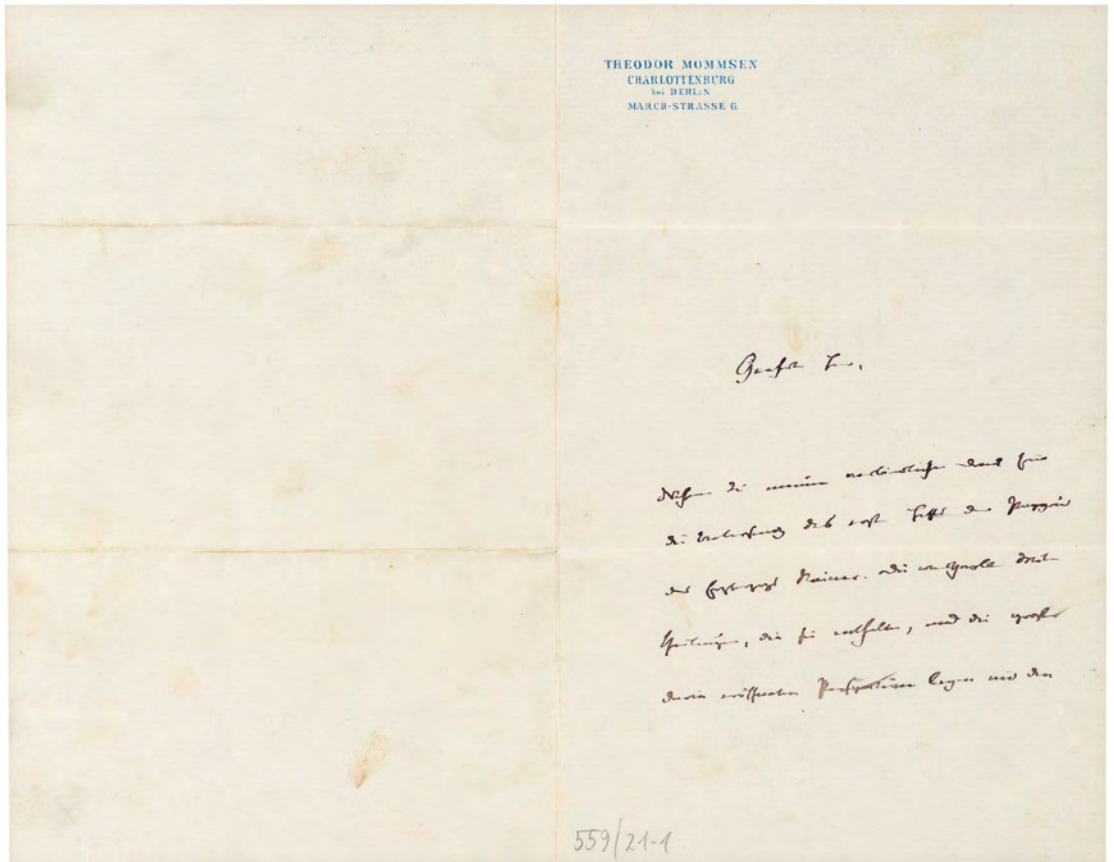
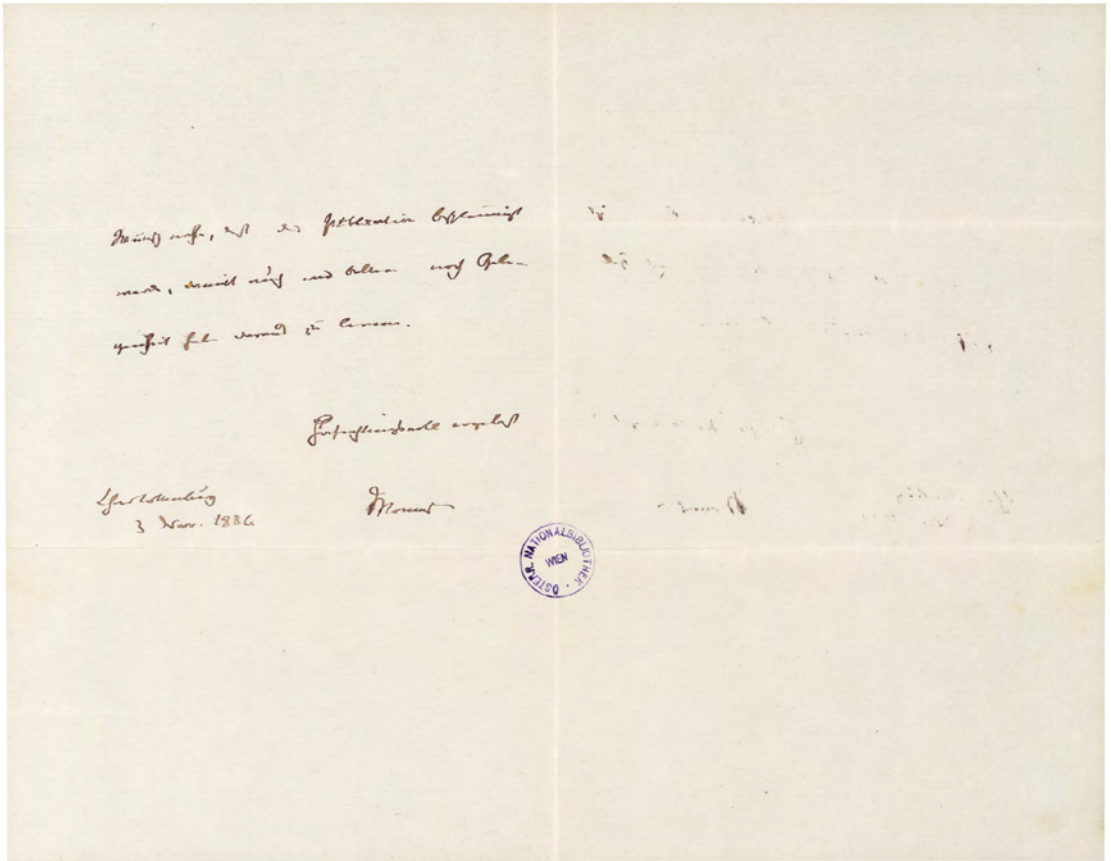


Abb. 3–4: Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 3. November 1886.
HAD, Sign.: Autogr. 559/21-I.

rasche Veröffentlichung der Urkunden mit dem Hinweis auf sein fortgeschrittenes Alter einzumahnen (Abb. 3–4):

Geehrter Herr,
Nehmen Sie meinen verbindlichen Dank für die Übersendung des ersten Heftes der Papyrus des Erzherzogs Rainer. Die werthvollen Mittheilungen, die sie enthalten, und die großen darin eröffneten Perspectives legen mir den Wunsch nahe, daß die Publication beschleunigt werde, damit auch wir Alten noch Gelegenheit haben daraus zu lernen.
Hochachtungsvoll ergebenst
TMommsen^{II}



Nur wenige Monate später, am 11. Jänner 1887, erschien das zweite und abschließende Doppelheft des ersten Bandes. Karabacek, erfreut von der positiven Resonanz, ließ Mommsen auch dieses zukommen: »Bei der freundlichen Aufnahme, welche dem ersten Doppelheft von Ihrer Seite zu Theil wurde, darf ich wohl auch einen gleich günstigen Empfang für diese zweite Sendung erhoffen.«¹²

Falls Karabacek überschwängliche Dankesworte erwartet hatte, wird ihn das tatsächliche Schreiben überrascht haben (Abb. 5–6). Denn diesmal formuliert Mommsen seine Wünsche deutlicher:

Abermals habe ich Ihnen für die Fortsetzung der glänzenden Papyrus-Publikation zu danken. Darf ich aber damit eine Bitte verbinden? Die

THEODOR MOMMSEN
CHARLOTTENBURG
bei BERLIN
MARCH-STRASSE 6.



Hochzeubela Herr

Abermals habe ich Ihnen für die Fortsetzung
der glänzenden Papyri - Publication zu danken.
Darf ich aber damit eine Bitte verbinden? Die
Sammlung hat so viele Documente aus dem
Ende des ersten und dem zweiten Jabte, die für
meine Studien vom höchsten Interesse sein würden,

559/21-2

und noch habe Ihre Hefte denn nicht gelesen.
Ich gebe zu, daß der einigermassen spärlich ist
und daß andere Partien der gleiche Rest auf
Beachtigung haben; aber ich bin ein alter Herr
und einem solchen wird das Warten recht schwer.
Eine rasche Publication der Capitalstücke der
Sammlung sind Sie vom städtig - noblessen
olligt - und Sie müssen den römischen Forderung
ihren die Dichtung zu Gute halten.

Hochachtungsvoll ergebenst

Mommsen.

Ca. $\frac{18}{4}$ 87

Abb. 5-6: Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 18. April 1887.
HAD, Sign.: Autogr. 559/21-2.

Sammlung hat so viele Documente aus dem Ende des ersten und des zweiten Jahrh[underts], die für meine Studien von höchstem Interesse sein würden, und noch haben Ihre Hefte davon nichts gebracht. Ich gebe zu, daß das einigermäßen egoistisch ist und daß andere Partien das gleiche Recht auf Berücksichtigung haben; aber ich bin ein alter Herr und einem solchen wird das Warten recht schwer. Eine rasche Publication der Capitalstücke der Sammlung sind Sie uns schuldig – noblesse oblige [...].¹³

Mit Nachdruck drängt Mommsen erneut zur Veröffentlichung, diesmal speziell jener Papyri aus der frühen römischen Kaiserzeit, die für seine eigenen Forschungen die größte Relevanz hatten. Abermals bekräftigt er sein Anliegen, indem er sein fortgeschrittenes Alter ins Treffen führt. Dabei konnte zu jener Zeit von einer zögerlichen Publikationspraxis keine Rede sein, im Gegenteil war die Sammlung höchst aktiv.

Bereits am 15. Oktober 1887 erschien ein weiterer Sammelband der »Mittheilungen«, der insgesamt acht Hefte und damit den zweiten und dritten Jahrgang vollständig umfasste. Auch diese Publikation sandte Karabacek »mit der Bitte um freundliche Aufnahme« an den berühmten Professor, wobei er dessen Kritik nun entkräftet glaubte:

Aus dem Inhalte werden Sie entnehmen, dass Ihr im letzten an mich gerichteten Schreiben ausgesprochener Wunsch nach Möglichkeit schon jetzt erfüllt wurde. Ich darf wohl versichern, dass, was die Publikation unsrer griech[ischen] Papyrus überhaupt u. die aus röm[ischer] Kaiserzeit insbesondere betrifft, Dr. Wessely keinerlei Schranken auferlegt sind, sowie, dass er die Vorbereitung zur Herausgabe derselben in unserem Corpus Papyrorum Raineri emsig betreibt. Unsere »Mittheilungen« sollen ja nur den augenblicklichen Bedürfnissen genügen.¹⁴

»WER UNS RÄTHSEL AUFGIEBT, SOLL SIE WENIGSTENS VOLLSTÄNDIG GEBEN« – DER TON WIRD RAUER

Doch Karabaceks Hoffnung, den Forderungen Mommsens entgegengekommen zu sein, erfüllte sich nicht. Vielmehr enthält das Dankeschreiben Mommsens diesmal nicht nur eine augenzwinkernde Mahnung, sondern eine harsche Kritik

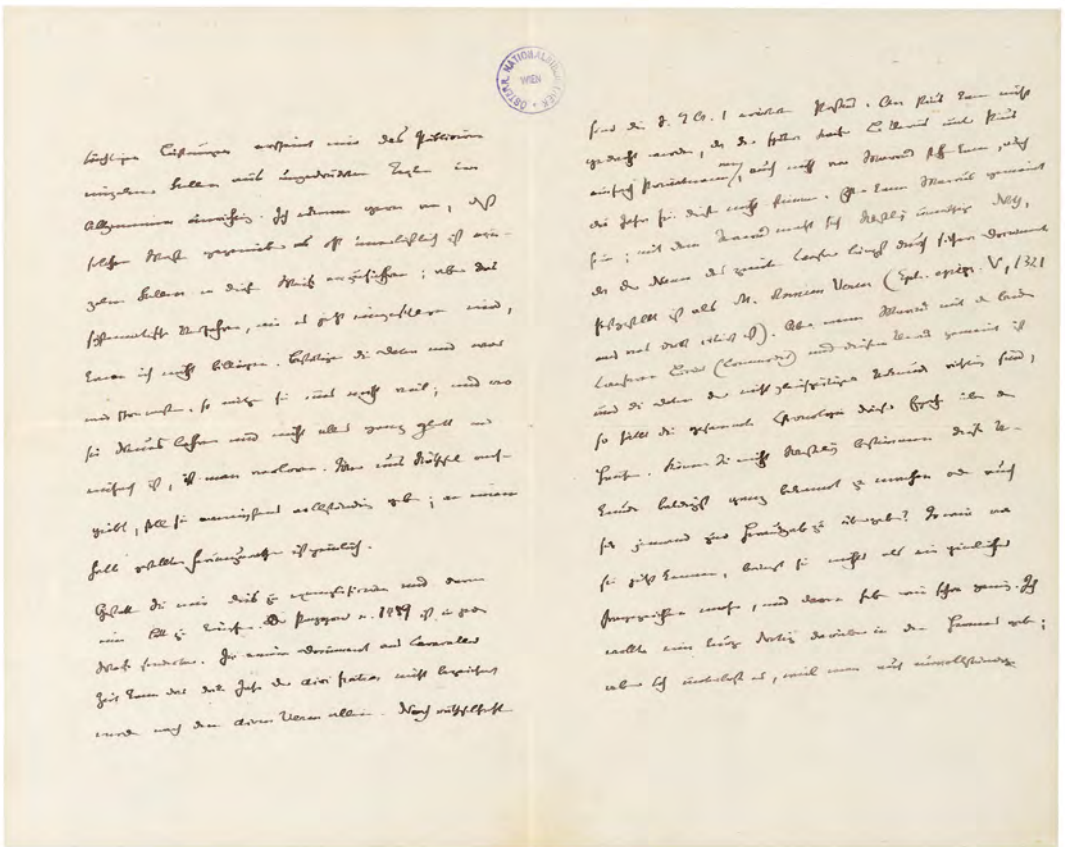


Abb. 7: Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 12. Dezember 1887, Seite 2 und 3. HAD, Sign.: Autogr. 559/21-3.

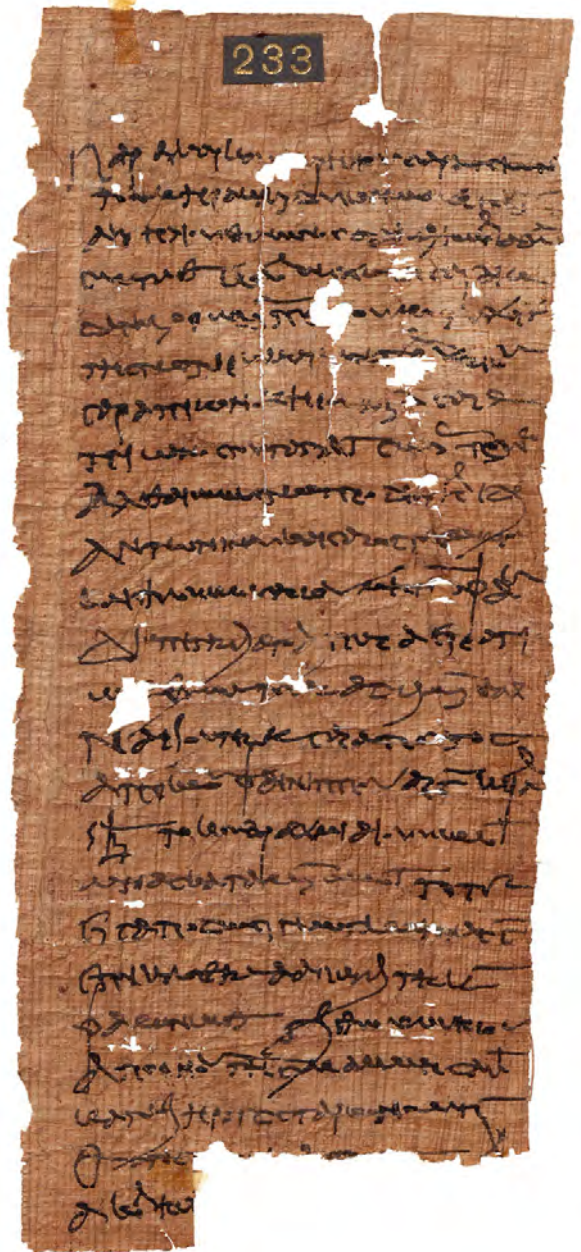
auf vier Seiten (Abb. 7). Im Zentrum des Tadels stand der Bearbeiter der griechischen Urkunden, nämlich Karl Wessely (1860–1931). Dieser zitierte in seinem Beitrag zu Datierungsformeln zahlreiche Textausschnitte aus noch unveröffentlichten Urkunden – ein Vorgehen, das Mommsen ganz grundsätzlich missfiel:

Bei aller Anerkennung seiner tüchtigen Leistungen erscheint mir das Publiciren einzelner Stellen aus ungedruckten Texten im Allgemeinen unrichtig. Ich erkenne gerne an, dass solchen Massen gegenüber es oft unerlässlich ist einzelne Stellen in dieser Weise anzuführen; aber das systematische Verfahren, wie es jetzt eingeschlagen wird, kann ich nicht billigen. Bestätigen die Daten nur was wir schon wissen, so nützen sie uns nicht viel; und wo sie Neues lehren und nicht alles ganz glatt und einfach ist, ist man verloren. Wer uns Räthsel aufgibt, soll sie wenigstens vollständig geben; an einem halb gestellten herumzurathen ist peinlich.¹⁵

Sodann entzündet sich Mommsens Ärger an einem für ihn unlösbaren Datierungsproblem in einer Urkunde, von der Wessely nur zwei kleine Textauschnitte bekannt machte (Abb. 8).¹⁶ Mommsen vermutet, dass der vollständige Text des Papyrus Klärung bringen könnte, und fordert von Karabacek: »Können Sie nicht Wessely bestimmen[,] diese Urkunde baldigst ganz bekannt zu machen oder auch sie jemand zur Herausgabe zu übergeben? So wie wir sie jetzt kennen, bringt sie nichts als ein peinliches Fragezeichen mehr, und davon haben wir schon genug.«¹⁷

Vordergründig ist Mommsens Kritik eine rein methodische, doch liegt ihr eben jenes Dilemma zugrunde, das sich als roter Faden durch seine Briefe zieht: Die ungestillte Neugierde auf das entdeckte, aber noch unveröffentlichte Quellenmaterial, das ihm auch angesichts der auszugsweisen Publikation weiterhin verschlossen bleibt. Nur die umfassende Herausgabe der Texte könnte Abhilfe schaffen, doch für Mommsen drängt die Zeit.¹⁸ Eine Antwort aus Wien auf die so vehement vorgebrachten Vorwürfe hat sich nicht erhalten, vermutlich hat es diese auch nie gegeben.

Abb. 8: An der Datierung dieses Papyrus entbrannte die hier ausgeführte Diskussion zwischen Theodor Mommsen und Josef Karabacek. Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: P.Vindob. G 2019; SB XVIII 13858.



»ICH DARF WOHL DEM GEGENÜBER MIT EINEM OFFENEN
WORTE KOMMEN« – DIE WIENER REPLIK

Der am 1. Mai 1888 erschienene vierte Band der »Mittheilungen« dürfte Mommsen erstmalig nicht druckfrisch als Geschenk übersandt worden sein. Nicht nur, dass im Briefwechsel diesbezügliche Begleit- und Dankeschreiben fehlen, auch reagiert Karabacek auf eine Anfrage Mommsens im November 1889 nur oberflächlich höflich:

Zu meinem großen Bedauern entnehme ich Ihren Zeilen, dass Sie bisher nur in den Besitz von Bd. 1–3 dieser Mittheilungen gelangt sind. Da Sie der einzige Gelehrte sind, welchem ich die Publikation aus der erzherzoglichen Sammlung honoris causa zu überreichen mir erlaube, ist die Fahrlässigkeit der mit der Absendung betrauten Persönlichkeit umso gröblicher. Ich gebe sogleich den Auftrag das Versäumte nachzuholen.¹⁹

Karabaceks Ausführungen wirken vorgeschoben. Denn zu diesem Zeitpunkt war sogar schon das erste Doppelheft des fünften Bandes erschienen. Auch ist es wohl kein Versehen, dass Mommsen beinahe unhöflich darauf hingewiesen wird, dass ihm die »Mittheilungen« bislang als Geschenk überlassen worden waren.

Der ganze Brief lässt Karabaceks frühere Verbindlichkeit gegenüber dem berühmten Professor vermissen. Mommsen hatte angefragt, ob 1884 von Karabacek angekündigte lateinische Papyrus-Urkunden (Abb. 9) zwischenzeitig bereits publiziert worden waren,²⁰ da er sie in den ersten drei Bänden der »Mittheilungen« nicht finden konnte – nicht ohne die übliche Mahnung: »Ich fürchte, daß dies nicht der Fall ist; dann aber sollten Sie doch uns nicht mehr allzu lange auf diese Documente warten lassen.«²¹ Karabacek antwortet unverzüglich mit einer klaren Absage:

Sie fürchteten mit Recht: unsre lateinischen Papyrus-Urkunden sind leider noch nicht publiziert worden. Nicht durch meine Schuld und nicht in Folge mangelnder Initiative. Unsre lateinischen Paläographen sind noch nicht soweit gekommen, die graphisch wichtigen, aber ungemein schwierigen Texte vollständig lesen zu können – und dass ich sie vorerst durch ihre einfache Luftdruck-Reproducierung nicht aus den Händen geben möchte, solange, bis unsre Fachleute ihr ganzes Können daran erschöpft, dürfte einigermaßen zu entschuldigen sein. Ich kann indes die

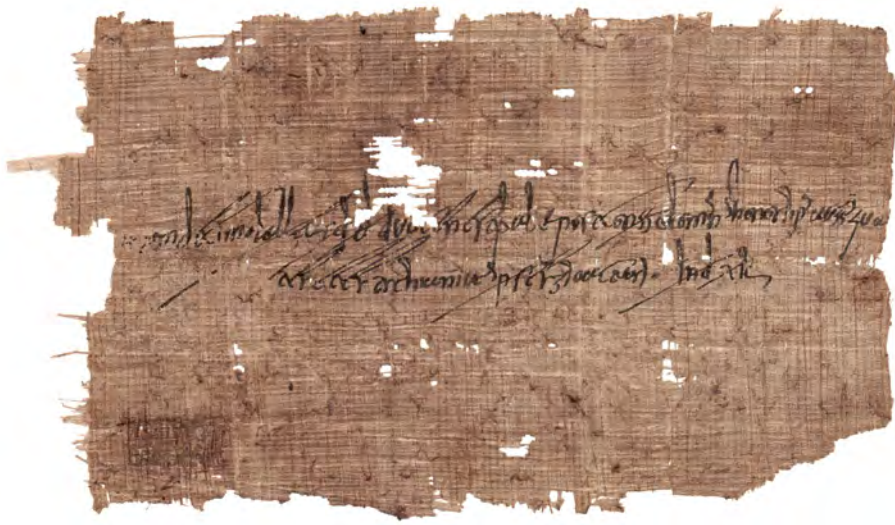


Abb. 9: Einer der lateinischen Papyri, deren Veröffentlichung Mommsen so dringend urgierte. Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: P.Vindob. L 121: ChLA XLV 1330.

Versicherung geben, dass nichts verabsäumt wird, um diese Urkunden sobald als irgend möglich zu veröffentlichen.²²

Im weiteren Verlauf des Schreibens spricht Karabacek auch konkret die Vorhaltungen Mommsens an:

Die Fassung Ihrer Anfrage klingt wie ein leiser Vorwurf, als würden hier die Hände in den Schooß gelegt, zum Mindesten aber, als würde nicht schnell genug publiziert. Ich darf wohl dem gegenüber mit einem offenen Worte kommen. Ihre mir wiederholt kundgegebene Ungeduld verpflichtet mich dazu ebenso, wie zu aufrichtigem Danke, als ich dieselbe wohl als den Ausdruck Ihrer uns erfreuenden Theilnahme erkennen darf. Und deshalb möchte ich gar sehr wünschen, Sie möchten sich bald durch eigene Anschauung überzeugen können von dem, was seither zur Bewältigung der ungeheuren Papyrus-Massen hier geschehen ist.²³

Sodann geht Karabacek in die Offensive und bringt die Berliner Papyrussammlung ins Spiel:

Ich denke, dass man in Berlin – wenigstens glaubte ich mich im verflossenen Sommer persönlich davon überzeugt zu haben – uns in dieser Beziehung nicht voran ist, bei ungleich geringerer Zahl von Stücken. Dasselbe kann wohl auch vom Publizieren gelten. Hier wie dort kennt

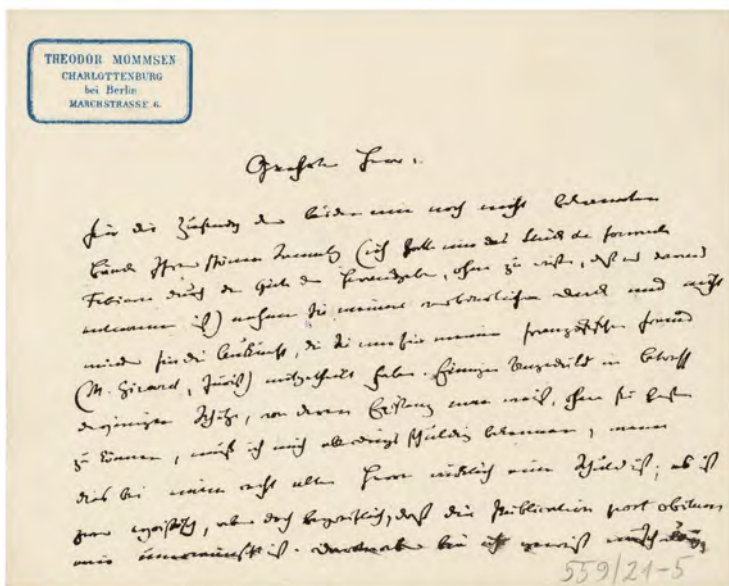


Abb. 10–11: Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 29. November 1889. HAD, Sign.: Autogr. 559/21-5.

man also die Schwierigkeiten, welche sich einer zusammenfassenden Publikation, etwa einem Corpus, entgegenstellen, so lange das Material nicht ganz durchgearbeitet ist.²⁴

Geradezu brüskierend wirkt Karabaceks unmissverständlicher Seitenhieb auf Berlin, also Mommsens eigenen Wirkungsbereich, wo es zwar deutlich weniger Stücke als in Wien aufzuarbeiten gelte, man aber publikationstechnisch keineswegs besser aufgestellt sei. Zum Abschluss erläutert Karabacek erneut den Zweck der unterschiedlichen Publikationsorgane – ein Passus, der auch als barsche Antwort auf die Kritik Mommsens aus dem Jahr 1888 gelesen werden kann:

Hoffentlich gelingt es, im kommenden Jahre zwei Bände des Corpus Papyrorum Raineri – eines griechischen von Dr. Wessely mit Contrakten u. eines arabischen, für welchen ich schon 80 Lichtdrucktafeln fertig habe – flott zu machen. Neben dieser großen Publikation werden die »Mittheilungen« fortgesetzt werden. Sie dienen dazu Funde und Lese-früchte möglichst schnell zur Kenntniss zu bringen. Die Herausgabe vollständiger Texte ist dabei ausgeschlossen, doch ausnahmsweise zulässig.²⁵

Karabaceks forsches Schreiben hatte offenbar die gewünschte Wirkung. Das Antwortschreiben Mommsens klingt ungewohnt ausgeleichend (Abb. 10–11). Zwar treibt er den schon gewohnten Hinweis auf seine altersbedingte Ungeduld nun

daß ich Ihnen das bestmögliche Publicitätsanlangen als
 mustergültig Vorbild bezeichnet habe soll; ich weiß mich
 davon nicht frei. Leider wird es in dieser Beziehung nicht
 besser werden, sondern schlechter; Wilckens Ernennung zum
 Professor in Breslau ist für ihn erfreulich, aber nicht für unsere Papyrus.
 Daß ich auf diese Angelegenheit gar keine Einwirkung habe und dabei
 auch nichts thun kann als ›Gott bessere es‹ sagen, wird Ihnen wohl be-
 kannt sein.

Dankbar ergebenst
 Mommsen²⁶

4. 29
 11 89

Dankbar ergebenst
 Mommsen

NATIONALBIBLIOTHEK
 WIEN

auf die eingangs erwähnte Spitze, doch ist der Tenor des Briefes vor allem einlenkend und Verständnis heischend:

Gehrter Herr,

für die Zusendung der beiden mir noch nicht bekannten Bände Ihrer schönen Sammlung [...] nehmen Sie meinen verbindlichen Dank und nicht minder für die Auskunft, die Sie mir [...] mitgeteilt haben [...]. Einiger Ungeduld in Betreff derjenigen Schätze, von deren Existenz man weiß, ohne sie lesen zu können, muß ich mich allerdings schuldig bekennen, wenn dies bei einem recht alten Herrn wirklich eine Schuld ist; es ist zwar egoistisch, aber doch begreiflich, daß die Publication post obitum mir unerwünscht ist. Darüber aber bin ich gewiß unschuldig daß ich Ihnen die Berliner Publicationslaenge als musterhaftes Vorbild bezeichnet haben soll; ich weiß mich davon völlig frei. Leider wird es in dieser Beziehung nicht besser werden, sondern schlechter; Wilckens Ernennung zum Professor in Breslau ist für ihn erfreulich, aber nicht für unsere Papyrus. Daß ich auf diese Angelegenheit gar keine Einwirkung habe und dabei auch nichts thun kann als ›Gott bessere es‹ sagen, wird Ihnen wohl bekannt sein.

Dankbar ergebenst
 Mommsen²⁶

DAS ENDE DES LANGEN WARTENS

Nach diesem letzten Drängen Mommsens auf rasche Publikation der Wiener »Schätze« sollte es letztlich noch weitere fünf Jahre dauern, bis der erste Band der Editionsreihe »Corpus Papyrorum Raineri« erschien.²⁷ Herausgegeben von Wessely mit Beiträgen des Rechtshistorikers Ludwig Mitteis (1859–1921), umfasst das Werk 247 Editionen juristischer Urkunden aus der frühen römischen Kaiserzeit, also genau jene Dokumente, deren Kenntnis Mommsen so sehr begehrte. Eine umfassende oder gar abschließende Publikation war es freilich nicht: Trotz des Ziels, »nach Möglichkeit alle verwandten Texte« zu veröffentlichen,²⁸ waren die aufgenommenen Papyri nur ein Bruchteil des aus dieser Zeit vorhandenen Urkundenmaterials. Einige Papyri waren stillschweigend nur teilweise entziffert worden, etliche zusammengehörige Fragmente wurden nicht als solche erkannt und getrennt oder gar nicht ediert. Nur ein kleiner Teil der Texte wurde wie angekündigt mit Übersetzung und Kommentar versehen, die meisten Stücke sind ausschließlich als Transkriptionen unter einer Gesamtüberschrift zusammengefasst; Abbildungen gibt es keine.

Immerhin, für den »alten Herrn« Theodor Mommsen hatte sich das lange Warten noch gelohnt. Der bis an sein Lebensende aktive Wissenschaftler ging in seinen späten Arbeiten immer wieder auf neu erschienene Papyrusdokumente ein, so auch auf den letzten Papyrus aus dem Corpus Papyrorum Raineri I, einen Pachtvertrag aus dem 4. Jahrhundert.²⁹ Wieder stolperte Mommsen über eine problematische Datierung, jedoch machte ihn Wesselys Lesung diesmal gleich stutzig. In Folge bat er den nach Wien berufenen Ludwig Mitteis um eine Überprüfung des Textes vor Ort und publizierte eine kritische Notiz samt Korrekturvorschlag.³⁰

Im selben Jahr 1895 erschien noch der zweite Editionsband der Reihe »Corpus Papyrorum Raineri« mit koptischen Texten und ebenso der erste Band der »Berliner Griechischen Urkunden«.³¹ Auch in anderen europäischen Papyrus-sammlungen nahm am Ende des 19. Jahrhunderts, in den letzten Lebensjahren Mommsens, die Herausgabe von Papyri in Corpusbänden deutlich an Fahrt auf. In immer kürzeren Abständen wurden mehr und mehr Papyri veröffentlicht.³² Freilich waren dies erst die Anfänge. Mommsen sollte recht behalten mit seiner Zukunftsprognose für die Papyrologie, in der sich eben auch die betrübte Erkenntnis über die Endlichkeit der eigenen Arbeitsspanne spiegelt: Die Fülle der Papyrusquellen wurde nämlich erst im Laufe des 20. Jahrhunderts der Forschung zugänglich gemacht, die massenhafte Entdeckung der Papyri kam für Theodor Mommsen, der am 1. November 1903 in seinem 86. Lebensjahr starb, schlichtweg zu spät. Ein Umstand, den Mommsen von Anfang an gehaut hatte.

ANMERKUNGEN

- 1 Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 29. November 1889, Nachlass Josef Karabacek, Sammlung von Handschriften und alten Drucken der Österreichischen Nationalbibliothek (im Folgenden HAD), Sign.: Autogr. 559/21–5.
- 2 Ulrich Wilcken: Zu Mommsens Gedächtnis. In: Archiv für Papyrusforschung 3 (1906), Nr. 2, S. 147–150, hier S. 147.
- 3 Ebd. sowie Otto Hirschfeld: Gedächtnisrede auf Theodor Mommsen. In: Ders.: Kleine Schriften. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1913, S. 931–965, hier S. 956–958.
- 4 Karl Preisendanz: Papyruskunde. In: Handbuch der Bibliothekswissenschaft. Hg. von Georg Leyh. Bd. I. 2. Aufl. Stuttgart: K. F. Koehler Verlag 1950, S. 163. In Folge auch Eric Gardner Turner: Greek Papyri. An Introduction. Oxford: Princeton University Press 1968, S. 23. Zu Bernard P. Grenfell als einem persönlichen Zeugen des Ausspruchs, vgl. Nikolaos Gonis: Mommsen, Grenfell, and ›The Century of Papyrology‹. In: Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik 156 (2006), S. 195–196.
- 5 Vgl. Angelika Zdiarsky: »Es geht nun einmal ein ganz besonderer Zauber von diesen braunen Blättern aus [...]«. Zur Genese der Sammlung Papyrus Erzherzog Rainer. In: Halbmond über dem Nil. Wie aus dem byzantinischen das arabische Ägypten wurde. Hg. von Bernhard Palme. Wien: Phoibos 2022 (= Nilus. Studien zur Kultur Ägyptens und des Vorderen Orients 26), S. 79–91 mit weiterführender Literatur.
- 6 Josef Karabacek: Der Papyrusfund von El-Faijûm. Wien: Carl Gerold's Sohn 1882; Ders.: Die Theodor Graf'schen Funde in Aegypten (Der Papyrusfund von el-Faijûm. Die textilen Gräberfunde). Ein Vortrag gehalten am 27. März 1883 zur Eröffnung der Ausstellung dieser Funde im k. k. Öst. Museum für Kunst und Industrie. Wien: Verlag des k. k. Oesterreich. Museums 1883 sowie Ders.: Katalog der Theodor Graf'schen Funde in Aegypten. Wien: Verlag des k. k. Oesterreich. Museums 1883.
- 7 Vgl. z. B. den ungezeichneten Artikel »Erwerbung des Papyrus-Fundes von El Fayum« in Wiener Zeitung (Wien), 14. Dezember 1883, S. 11; zum kolportierten Kaufpreis vgl. die entsprechende Meldung ohne Titel unter der Rubrik »Kunst-Nachrichten« in Allgemeine Kunst-Chronik (Wien), 15. Dezember 1883, S. 742.
- 8 Brief von Erzherzog Rainer an Josef Karabacek vom 13. April 1885 (Privatbesitz); vgl. dazu Angelika Zdiarsky: Kat.-Nr. 110: Erzherzog Rainer an Josef Karabacek. In: Halbmond über dem Nil (Anm. 5), S. 169 f.
- 9 Die »Allgemeine Literatur-Chronik« zitiert dazu aus dem »Prospect« der ersten »Mittheilungen«: »Bei dem fast unerschöpflichen Reichthum der Sammlung an Urkunden, welche die verschiedensten Gebiete des menschlichen Wissens und Könnens berühren, werden die »Mittheilungen« ebenso für den classischen Philologen, Orientalisten, Egyptologen, Historiker, Palaeographen, Chronologen, Metrologen, Numismatiker, Theologen und Juristen, als auch in technischer und kunstgewerblicher Hinsicht auf Grund eines ganz neuen Materials eine Fülle von Aufschlüssen bieten und sohin für Alle unentbehrlich sein.« (Allgemeine Literatur-Chronik, Gratis-Beilage zur Allgemeinen Kunst-Chronik [Wien], 4. Dezember 1886, S. 1)
- 10 Mittheilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer I, No. 1–2. Hg. von Josef Karabacek. Wien: Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1886, S. 1; Wiener Zeitung (Wien), 4. November 1886, S. 6.
- 11 Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 3. November 1886, HAD, Sign.: Autogr. 559/21–1.
- 12 Brief von Josef Karabacek an Theodor Mommsen vom 31. März 1887, Nachlass Theodor Mommsen, Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz (im Folgenden SBB), Sign.: Ka 70, Karabacek, Bl. 2.

- 13 Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 18. April 1887, HAD, Sign.: Autogr. 559/21–2.
- 14 Brief von Josef Karabacek an Theodor Mommsen vom 8. Dezember 1887, SBB, Sign.: Ka 70, Karabacek, Bl. 3.
- 15 Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 12. Dezember 1887, HAD, Sign.: Autogr. 559/21–3. Der Brief ist vollständig abgedruckt bei Herbert Hunger: *Aus der Vorgeschichte der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek. Briefe Theodor Grafs, Josef von Karabaceks, Erzherzog Rainers und anderer.* Wien: Georg Prachner Verlag 1962 (= *Mitteilungen aus der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Neue Serie VII*), S. 78 f.
- 16 Karl Wessely: *Die Daten griechischer Papyrus aus römischer Kaiserzeit I. bis III. Jahrhundert n. Chr.* In: *Mittheilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer II–III.* Hg. von Joseph Karabacek. Wien: Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1887, S. 8 und Anm. 1 auf S. 9.
- 17 Brief von Mommsen an Karabacek vom 12. Dezember 1887 (Anm. 15).
- 18 In Hinblick auf den fraglichen Papyrus waren Mommsens Befürchtungen durchaus begründet. Die Urkunde wurde erst 1921, 18 Jahre nach seinem Tod, vollständig bekannt gemacht, und zwar von Wessely selbst (vgl. Carolus Wessely: *Catalogus Papyrorum Raineri. Series Graeca. Pars I. Textus Graeci papyrorum, qui in libro »Papyrus Erzherzog Rainer – Führer durch die Ausstellung Wien 1894« descripti sunt.* Leipzig: Haessel 1921 [= *Studien zur Palaeographie und Papyruskunde XX*, Nr. 19]). In der Edition korrigierte Wessely die Lesung und beseitigte damit das Datierungsproblem. Die von Mommsen geforderte sofortige Gesamtedition des Textes hätte freilich kaum geholfen, da nicht der sonstige Urkundentext, sondern nur die größere Erfahrung in der Entzifferung die Lösung ermöglichte.
- 19 Brief von Josef Karabacek an Theodor Mommsen vom 18. November 1889, SBB, Sign.: Ka 70, Karabacek, Bl. 5.
- 20 Karabacek veröffentlichte in der »*Österreichischen Monatsschrift für den Orient*« (Wien) wiederholt kurze Berichte mit Neufunden aus den Beständen der Papyrus Erzherzog Rainer. In der »*Miscelle*« in der »*Monatsschrift*« vom 15. November 1884 (S. 279 f.) erwähnte er »zwei Quittungen des Actuars Sergius aus dem Jahre 398 n. Ch.« als »die ältesten datirten lateinischen Documente, welche man überhaupt kennt« (desgleichen im Jahr 1885, S. 180). 1886 (S. 188) vermerkte Karabacek als Neufund »eine dritte Quittung des Actuars Sergius [...] vom Jahre 385«. Wenn Mommsen auf »die in der Österr. Monatsschrift 1884 S. 280 von Ihnen erwähnten lateinischen Papyrus-Urkunden aus d. J. 385 und 398« verweist, muss es sich um eine Vermengung der beiden Notizen handeln. Die unterschiedlichen Datierungen beruhen laut Karabaceks Antwortschreiben einzig auf einem »üblen Druckfehler [...]. Unsre drei Quittungen des Actuars Sergius (eine vollständig, die anderen fragmentarisch), datieren sämtlich aus dem Jahre 398«. Bei den in Rede stehenden Papyri handelt es sich um drei Lieferanweisungen für die Heeresversorgung, die vermutlich gesammelt am 19. März 399 ausgestellt wurden (vgl. *Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: P.Vindob. L 119–121: ChLA XLV 1328–1330*). Zwei der drei Papyri wurden von Wessely zusammen mit händischen Umzeichnungen 1898 veröffentlicht (vgl. Carolus Wessely: *Schrifttafeln zur älteren lateinischen Palaeographie.* Leipzig: Commissions-Verlag von Eduard Avenarius 1898, S. 9, Nr. 17 und 18 mit Taf. VII), alle drei Zeugnisse gemeinsam publizierte er erst 1921 (vgl. Carolus Wessely: *Catalogus Papyrorum Raineri* [Anm. 18], Nr. 285–287).
- 21 Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 17. November 1889, HAD, Sign.: Autogr. 559/21–4.

- 22 Brief von Josef Karabacek an Theodor Mommsen vom 18. November 1889, SBB, Sign.: Ka 70, Karabacek, Bl. 4–5.
- 23 Ebd.
- 24 Ebd.
- 25 Ebd.
- 26 Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 29. November 1889, HAD, Sign.: Autogr. 559/21–5. – Wilcken nahm 1889 einen Ruf an die Universität Breslau an und verließ dafür seine Stelle an der Königlichen Bibliothek in Berlin zur Katalogisierung der Papyri. Seinen papyrologischen Forschungen tat dies keinen Abbruch. Mommsen war freilich an Wilckens Berufung weit mehr beteiligt, als er in dem Schreiben zugeben gewillt ist (vgl. dazu Stefan Rebenich: Theodor Mommsen. Eine Biographie. München: Beck 2002, S. 158 f.).
- 27 Vgl. Carl Wessely: Griechische Texte I. Rechtsurkunden. Unter Mitwirkung von Ludwig Mitteis. Wien: Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1895 (= Corpus Papyrorum Raineri I).
- 28 Carl Wessely: Vorwort. In: Ders.: Griechische Texte I (Anm. 27), S. V–VI, hier S. V, wo er neben der Zielsetzung auch die lange Vorbereitungsdauer erklärt: »Durch ein Jahrzehnt ziehen sich die Vorarbeiten zur Publication. Die übernommenen Papyri wurden zuerst nach sprachlichen Gruppen gesondert; die griechischen selbst wieder nach zeitlichen Perioden sortiert. Innerhalb einer solchen Periode mussten die Stücke nach der Verwandtschaft ihres Inhalts eruiert und zusammengebracht werden; dabei gelangten die oft zahlreichen Bruchstücke eines Papyrus zur Vereinigung. Endlich wurden Repräsentanten gewählt, die in der Ausstellung Perioden und Gruppen vertreten. An diese und die Ausstellung knüpft nun diese Publication [...].«
- 29 Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: P.Vindob. G 12444: CPR I 247.
- 30 Vgl. dazu Theodor Mommsen: *Consularia*. In: *Hermes* 32 (1897), H. 3, S. 538–553. – Erst 1933 konnte die problematische Konsuldatierung durch eine Korrektur von Wesselys Lesung mit einer damit einhergehenden früheren Datierung des Papyrus zufriedenstellend erklärt werden (vgl. Howard Comfort: *Amantius and the Date of C. P. R. 247*. In: *American Journal of Archaeology* 37 [1933], S. 287 f.). Zu Mommsens Bemühungen zur Textüberprüfung vgl. Brief von Karl Wessely an Josef Karabacek vom 23. Mai 1897, HAD, Sign.: Autogr. 566/40–15, Brief von Ludwig Mitteis an Josef Karabacek vom 13. November 1897, HAD, Sign.: Autogr. 559/16–3 sowie Brief von Josef Karabacek an Ludwig Mitteis vom 19. November 1897, SBB, Sign.: Ka 70, Karabacek, Bl. 6–7.
- 31 Vgl. Jakob Krall: *Koptische Texte I. Rechtsurkunden*. Wien: Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1895 (= *Corpus Papyrorum Raineri II*) sowie *Ägyptische Urkunden aus den Königlichen Museen zu Berlin. Griechische Urkunden I*. Hg. von der Generalverwaltung. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1895. – Der von Josef Karabacek wiederholt als im Druck befindlich angekündigte eigene Editionsband mit arabischen Urkunden ist dagegen nie veröffentlicht worden.
- 32 Um die Jahrhundertwende erschien auch Wilckens seinem »allverehrten Meister« Mommsen gewidmete zweibändige *Sammlung und Auswertung aller ihm zugänglichen griechischen Ostraka*, ein 1624 Zeugnisse umfassendes »corpus ostracorum«, das sich bewusst am Vorbild der Mommsen'schen *Inscriptencorpora* orientierte (vgl. Ulrich Wilcken: *Griechische Ostraka aus Ägypten und Nubien. Ein Beitrag zur Antiken Wirtschaftsgeschichte*. Erstes und zweites Buch. Leipzig und Berlin: Verlag von Giesecke und Devrient 1899).

»... das unscheinbare Licht in der Nacht«

Ludwig von Ficker und »Der Brenner« zwischen den Diktaturen

MARKUS ENDER

ZWÖLF JAHRE SCHWEIGEN

1946 waren im wiedererstehenden Österreich zwar die Nebel des Zweiten Weltkrieges verfliegen, die Narben und Brüche, die der Krieg bei Menschen und Land gleichermaßen hinterlassen hatte, traten jedoch immer deutlicher zu Tage. Im August jenes Jahres veröffentlichte der Innsbrucker Publizist Ludwig von Ficker (1880–1967) nach langer Pause wieder ein Heft seiner Kunst- und Kulturzeitschrift »Der Brenner«, das er mit bedeutungsschweren Worten auf dem Umschlag einleitete:

Zwölf Jahre war dem Brenner Schweigen auferlegt. Nun tritt er, die Tragweite seines Wiederauflebens im Wort dem alten Wahrblick der Besinnung in Dichtern und Denkern anvertrauend, noch einmal hervor, um allen, denen das Heil der abendländischen Menschheit als brennende Sorge von morgen vor Augen steht, im Bildraum seiner Geistesgegenwart den Horizont einer neuen Zuversicht zu erschließen.¹

Wenn auch chiffriert durch die zunächst ungewohnte, weil vieldeutige Wortwahl und die damit verbundene Metaphorik, stellt diese Eröffnung den Sukkus vielfältiger Krisenerfahrungen dar, die Ficker in den anderthalb Jahrzehnten zuvor erfahren hatte. Mit den zwölf Jahren ist ein konkreter zeitlicher Rahmen benannt: Zu Pfingsten 1934 war die XV. Folge des »Brenner« erschienen, dann folgte die beschriebene Phase des Schweigens bis 1946. Doch es waren nicht nur die Kriegsjahre, die für Ficker eine Belastung dargestellt hatten; schon Jahre vor Ausbruch des Krieges begannen sich für den »Brenner«-Herausgeber mehrere persönliche und gesellschaftliche Entwicklungen zu einem latenten Krisengeschehen zu verdichten, das sich nicht nur auf den unmittelbaren Zeithorizont auswirkte, sondern dessen Folgen bis weit in die Nachkriegszeit und sogar über das Ende des »Brenner« 1954 hinaus spürbar wurden. Ein näherer Blick auf die mikrohistorischen Wirklichkeitserfahrungen offenbart, dass diese mitunter nicht

deckungsgleich mit den historischen Ereignissen der 1930er- und 1940er-Jahre sind. Die Krisenphänomene zeichnen sich vielmehr durch ihre auf die Akteur:innen fokussierte Perspektive und damit durch ihren fragmentarischen, selektiven und subjektiven Charakter aus. Zudem ist eine Annäherung an die Krisen, auf die der »Brenner« in der bewegten Phase österreichischer Geschichte zwischen Dollfuß und Hitler auf spezifische Weise reagierte, aufgrund der Quellenlage nur indirekt möglich und muss aus den vorliegenden Dokumenten und Selbstaussagen rekonstruiert werden.

SORGE UM DAS »HEIL DER ABENDLÄNDISCHEN MENSCHHEIT«

Dem ursprünglichen Wortsinn im Griechischen folgend, bezeichnete »Krise« einen Zustand, der die »heute getrennten Bedeutungen einer objektiven K[rise] und subjektiver Kritik«² noch als bedeutungsgleich in einem Ausdruck erfasste. »Krise« wird nach Reinhart Koselleck im Wesentlichen als Momentum definiert, in dem »eine Entscheidung fällig ist, aber noch nicht gefallen«.³ Der programatische Satz auf dem Umschlag des »Brenner« lässt sich in ebendieser Weise lesen: Einerseits stellt er ein dynamisiertes Modell einer offen formulierten Zeitdiagnose dar, andererseits dient er als (weitgehend) verdecktes Bekenntnis des Alleinherausgebers, mit dem dieser die Zeitläufte, die von zwei Diktaturen geprägt waren, und seine eigene Position in diesen Verwerfungen chiffrierte. Bedeutsam in dieser Verklausulierung sind drei zentrale Aspekte, ausgedrückt in den Wendungen a) der »alte Wahrblick der Besinnung in Dichtern und Denkern«, b) die Sorge um das »Heil der abendländischen Menschheit« und c) der »Horizont einer neuen Zuversicht«. Im Wesentlichen lag Fickers Absicht darin, einen Bogen von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft zu spannen. Die Zeitschrift sollte dabei als Scharnier dienen, im Heute – so die Hoffnung des Herausgebers – die Brücke zwischen dem Gestern und dem Morgen zu schlagen. Jeder einzelne Aspekt ist dabei mit spezifischen Problemfeldern und Krisenphänomenen konnotiert. Im Folgenden wird insbesondere die Sorge um das »Heil der abendländischen Menschheit« im Fokus stehen.

Ludwig von Ficker hatte schon früh den Ungeist erkannt, den der aufkeimende Nationalsozialismus in die Gesellschaft trug. Eine klare Positionierung gegen antisemitische Strömungen war bereits Anfang der 1920er-Jahre erfolgt, als eine vom »Brenner« veranstaltete Lesung von Karl Kraus in Innsbruck eine massive Störung durch deutschnationale Studenten erfahren hatte. Nach dem

Vorfall, der in der lokalen Presse zum Skandal hochgespielt wurde,⁴ brach Ficker deutlich mit seiner bisherigen politischen Sozialisierung, indem er aus der deutschnationalen Akademischen Sängerschaft »Skalden« austrat. Am stärksten in Opposition ließ Ficker aber der entschieden gegen Kirche und Christentum ausgerichtete Kurs Hitlers gehen, der nach der Machtübernahme Anfang 1933 im Deutschen Reich zu einer verworrenen Situation führte, die in einer kontinuierlichen Schwächung der gesellschaftlichen, vor allem aber der politischen Position der beiden großen christlichen Kirchen resultierte. Um die Katholiken im Deutschen Reich zu befrieden, wurde am 20. Juli 1933 vertraglich das Reichskonkordat mit dem Vatikan besiegelt,⁵ was seitens der nationalsozialistischen Führung freilich vor allem aus machttaktischem Kalkül geschah. Diese Verflechtungen von Kirche und ihrem Wesen nach antichristlicher Politik führten bei Ficker zu einer Abwehrhaltung. Er hatte bereits nach dem Wiedererscheinen des »Brenner« nach dem Ersten Weltkrieg entschlossen festgehalten, dass das Versagen der abendländischen Staaten vor allem darin bestanden hatte, ihre christlichen Wurzeln zugunsten des Imperialismus der Kaiserreiche (während des Krieges) bzw. der »im Sinne gesellschaftlich-kultureller und politisch-rechtlicher Homogenisierung«⁶ sich etablierenden Nationalismen (in der Phase nach Kriegsende) aufzugeben zu haben. Nun musste er in Deutschland eine ähnliche Entwicklung beobachten, zumal allmählich deutlich wurde, dass das Reich für einen neuen Krieg rüstete. Ein sichtbares Zeichen dieser Ablehnung findet sich im offenen Brief Fickers an den katholischen Geistlichen Johannes M. Oesterreicher (1904–1993), der 1937 in der Zeitschrift »Die Erfüllung« unter dem Titel »Das neue Gebot« abgedruckt wurde und in dem Ficker dezidiert gegen Judenhass und den Nationalsozialismus Stellung bezog.⁷

Der österreichische Weg unter der Regierung Dollfuß sah im Gegensatz zur nationalsozialistischen Politik Deutschlands im Konzept des Ständestaates eine eindeutige Aufwertung des Katholizismus vor, die auch mit einer Ausweitung des gesellschaftlichen und vor allem politischen Einflussbereichs der Institution Kirche einherging. Ficker verwies in der XV. »Brenner«-Folge 1934 auf diese Entwicklungen und brachte gleichzeitig seine eigene Interpretation der historischen Gegebenheiten ein:

Nicht die »Diaspora« ist die Form der Kirche in Österreich. Im Gegenteil, gerade jetzt ist ihr hier die Möglichkeit gegeben, im Staate wieder heimisch zu werden. Nicht Entterritorialisierung, sondern Repatriierung soll ihr bevorstehen. Es soll eine Verfassung nach christlichen Grundsätzen

geschaffen, ein Staat nach den Ideen eines päpstlichen Rundschreibens neu gebaut werden. Mitten in Europa.⁸

Mit der Verschränkung von kirchlicher und politischer Macht wurde letztlich aber – zumindest indirekt und größtenteils seitens der bestimmenden politischen Kräfte ungewollt – eine geeignete ideologische Basis für den späteren Aufstieg des Nationalsozialismus in Österreich geschaffen. Die Tatsache, dass es eben der christlichsoziale Konservatismus war, der »die primäre Verantwortung für den Weg [trägt], den die Regierung Dollfuß zwischen März 1933 und Februar 1934 eingeschlagen hat – für den Weg weg von Republik und demokratischer Verfassung, hin zur Diktatur«⁹ wurde in diesem Zusammenhang auch von Ficker geflissentlich ausgeklammert. Der Bürgerkrieg vom Februar 1934 findet in seinem umfangreichen Briefwechsel (bis auf wenige Erwähnungen, die eher den Charakter von Randnotizen tragen) keinen Niederschlag; auch die gesellschaftlichen Folgen – das Verbot der Sozialdemokratie, die Abschaffung der politischen Parteien und damit die faktische Zerstörung der Demokratie – spielen darin keine Rolle.¹⁰

Die Ermordung von Engelbert Dollfuß am 25. Juli 1934 durch nationalsozialistische Putschisten wurde von Ficker hingegen als deutliche Zäsur empfunden. Im Brief an seine Tochter Birgit vom 9. August 1934 kommt auch das Attentat auf den Bundeskanzler zur Sprache. Fickers Aussagen erscheinen hier von bestechender Klarheit und Eindeutigkeit, im Gegensatz zur üblichen Briefrhetorik, in der er kaum eindeutige politische Aussagen tätigte (und sich vielmehr als gänzlich unpolitischer Mensch ausgab):

Du kannst Dir denken, wie nah mir der Tod des Bundeskanzlers gegangen ist – und doch, wie hat dieser Opfertod die Atmosphäre hier gereinigt! Es ist, als hätte dieser Verteidiger der oesterreichischen Unabhängigkeit sein Leben opfern müssen, um die Leute zur Besinnung und seinem Land die Rettung zu bringen.¹¹

Diese Position sollte für die kommenden Jahre als programmatische Richtschnur dienen. Fickers Gesamtbriefwechsel illustriert zudem, auf welche Weise er den »Opfertod« des Kanzlers interpretierte. In einem Briefentwurf an den im Umfeld der katholischen Jugendbewegung »Neuland« tätigen Autor Felix Susani, der knapp zwei Monate nach dem gescheiterten Putsch verfasst wurde, wird deutlich, dass Fickers Agenda nicht politisch, sondern eindeutig religiös motiviert

war. Susani hatte Ficker im Vorfeld einen Aufsatz mit dem Titel »Was ist Säkularisation? Gesetz und Glaube«¹² für den »Brenner« angeboten, diesen aber zurückgezogen, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, dass Ficker plante, die nächste Ausgabe dem ermordeten Dollfuß zu widmen. Offenbar hatte Susani der implizit politische Einschlag, der mit diesem Vorhaben vermeintlich einherging, gestört, denn Ficker drückte in seinem Antwortschreiben sein Bedauern über die Rücknahme des Textes aus und erklärte: »Wer den Brenner mehr als oberflächlich kennt, weiß im gegebenen Moment, daß auch das Gedenkblatt für den ermordeten Kanzler seine Belichtung vom Religiösen her erfährt, nicht vom Politischen, das von dieser schweigsamen Sphäre der Besinnung ja heute weit entfernt ist.«¹³

Das noch für 1934 projektierte »Dollfuß-Heft« kam letztlich nicht zur Veröffentlichung, der Plan dazu wurde aber auch in den Folgejahren kontinuierlich aufrechterhalten. So bekannte Ficker gegenüber dem Mittelschullehrer und Schriftsteller Eberhard Steinacker (1907–1993) im März 1935:

Gerade deshalb aber bin ich auch davon überzeugt, daß die Erinnerung an Dollfuß – so, wie sie für den Brenner vorgesehen und da zweifellos am Platze ist – ihr Licht von oben her empfängt. Sie wird daher ganz unmißverständlich sein und jedem die Augen öffnen, der eines guten Willens ist, stehe er politisch mit seinen Sympathien in welchem Lager immer.¹⁴

Von besonderer Bedeutung ist hierbei, dass Ficker in dem Brief auf Hitler als »Antipoden« zu Dollfuß verweist, ohne diesen namentlich zu nennen:

Wenn ich dem Andenken Dollfuß' gerecht zu werden suche, der ja von einem Antipoden aus demselben »christlichen« Lager zur Strecke gebracht wurde, aus dem er selbst hervorgegangen ist, so geschieht das zu allerletzt aus Hochachtung vor einem »christlichen« Staatswesen, in dem solches möglich ist (oder wenigstens war), wohl aber aus Hochachtung vor dem Beispiel eines christlichen Staatsmanns, der beherzt auf seinem Posten gestanden und gefallen ist – ein Treuhänder der letzten christlichen Besinnung im Staatenleben Europas, das nun daran geht, sich selbst das Grab zu schaufeln.¹⁵

Ficker reproduzierte mit seiner religiös unterfütterten Interpretation des Dollfuß-Mordes den Telos des politischen Katholizismus, der 1931 von Prälat Aemi-

lian Schöpfer in den Schlussworten seines Aufsatzes »Katholizismus und Politik« prägnant formuliert wurde: »Die Katholische Aktion hat auch im öffentlichen Leben das eine Ziel zu verfolgen, die Gesellschaft wieder zu verchristlichen, im Rahmen des kleinen Österreich das Reich Christi und das Königtum Christi wieder aufzurichten.«¹⁶ Ein marginales Detail mag nicht sofort ins Auge stechen, ist aber im Gesamtkontext relevant: Ficker beruft sich auf die Instanz der »Vorsehung«, die er in Verbindung mit seiner Vorstellung einer Geschichtsteologie setzt. Angesichts der Tatsache, dass sich auch Hitler dieses Begriffes bedient hat, um seine Politik zu fundieren, erscheint der Gebrauch des Terminus bedenklich. Während Hitlers Vorsehungs-Konzept diesem »als zentrale geschichtstheologische Legitimationskategorie des eigenen Projekts«¹⁷ diente, hat Ficker jedoch eine völlig andere Vorstellung. Sie findet sich bei dem Religionsphilosophen Romano Guardini (1885–1968), der im »Brenner«-Umfeld rezipiert wurde, ausgesprochen: »Vorsehung bedeutet, daß alles in der Welt sein Wesen und seine Wirklichkeit behalte, aber einem über alle Welt hinaus Höchsten diene: dem Liebeswillen Gottes.«¹⁸

»AUSGEGEBEN ZU PFINGSTEN 1938«

Auch 1938 hatte Ficker angesichts einer sich immer deutlicher abzeichnenden Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich die Pläne für das ›Dollfuß-Heft‹ nicht aufgegeben, sondern eher noch forciert (Abb. 1). Illustriert wird das Vorhaben durch eine Reihe von Konzeptblättern, auf denen die Makrostruktur der hypothetischen »Brenner«-Nummer dargelegt erscheint. Das avisierte Datum für die Veröffentlichung spricht eine eindeutige Sprache: »Ausgegeben zu Pfingsten 1938.«¹⁹ Ficker plante, das Erscheinen des Bandes an das symbolträchtige Pfingstfest zu koppeln und damit ein ähnliches Statement zu setzen, wie er es bereits mit der »Brenner«-Nummer 1934 getan hatte. Die Referenz auf Pfingsten ist von Relevanz, da der metaphysische Bedeutungskomplex, der mit dem kirchlichen Fest verbunden ist, intentional mitschwingen sollte: In ebensolcher Weise, wie die Jünger Jesu nach der biblischen Apostelgeschichte zu Pfingsten den Heiligen Geist empfangen haben, sollte auch der »Brenner« als Medium einer überweltlichen Wahrheit wahrgenommen werden. Die Bezüge zentrieren sich in den Entwürfen dabei immer wieder auf den Begriff der ›Liebe‹, wobei evident wird, dass die Deutung der Gottes- und Menschenliebe im Sinne von ›Caritas‹ und ›Agape‹ gemeint ist und nicht die sinnliche Vorstellung von ›Amor‹ und

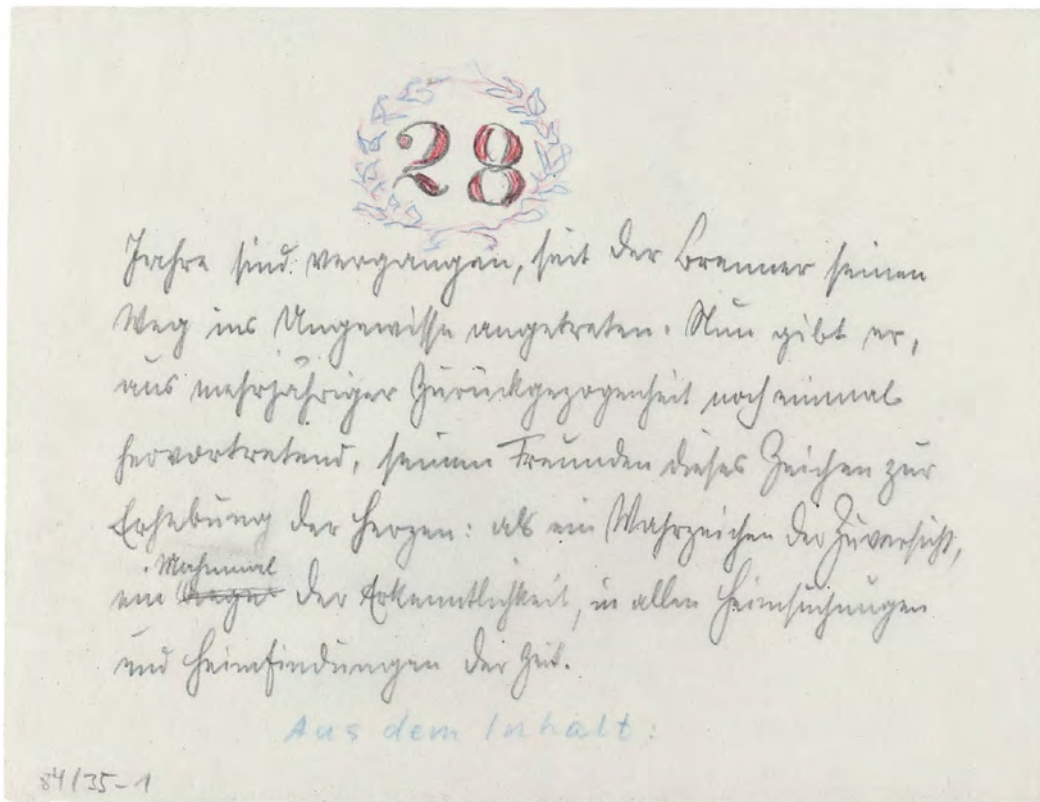


Abb. 1: 1938 hielt Ludwig von Ficker nach wie vor an seinem Plan fest, Dollfuß ein »Brenner«-Heft als »Wahrzeichen der Zuversicht« und »Mahnmal der Erkenntlichkeit in allen Heimsuchungen und Heimfindungen der Zeit« zu widmen. FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign.: 041-084-035-001.

›Eros«. Zur geplanten »Brenner«-Folge ist auch ein handgeschriebenes Inhaltsverzeichnis überliefert, das die formale Struktur und die inhaltliche Dimension des nie erschienenen Heftes erahnen lässt. Ficker plante, folgende Beiträge in den Band aufzunehmen (Abb. 2):

INHALT

Widmung

Vorwort des Verstummen

Hans Kestranek: Präludien und Meditationen

Georg Trakl: Gesang des Abgeschiedenen

Paula Schlier: Die Wiederkunft Christi

Gedenkblatt für Karl Kraus

Walther Grohmann: Bild und Begriff in der Sprache

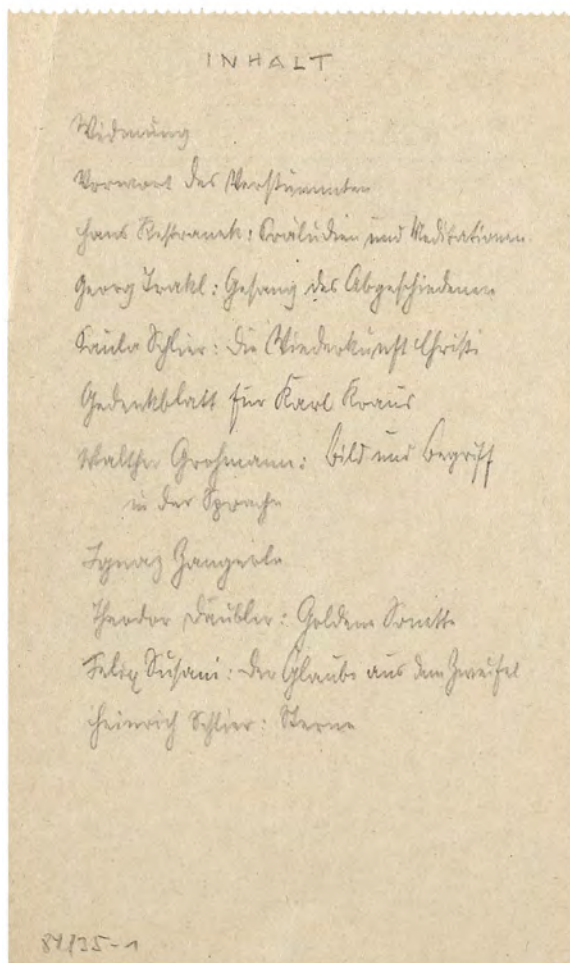
Ignaz Zangerle

Theodor Däubler: Goldene Sonette

Felix Susani: Der Glaube aus dem Zweifel

Heinrich Schlier: Sterne²⁰

Abb. 2: Ludwig von Ficker bringt das »Vorwort des Verstummen« als Hommage an Dollfuß und Trakls »Gesang des Abgeschiedenen« in Beziehung zueinander. FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign.: 041-084-035-001.



Wenngleich die Aufstellung lückenhaft ist, da nicht alle Titel spezifiziert sind, wird eine Tendenz deutlich. Neben der Tatsache, dass Felix Susani auf der Liste steht, sticht insbesondere die Parallelführung der Beiträge zu Dollfuß und von Georg Trakl ins Auge: Schon in der Titelgebung des »Vorwort des Verstummen«, das ausgewählte Passagen aus Dollfuß-Reden enthalten sollte, und dem »Gesang des Abgeschiedenen« von Trakl schwingt auf der Bedeutungsebene eine Ähnlichkeitsrelation mit. Ebenso muss Ficker im Sinne des inneren Kompositionsprinzips, dem der »Brenner« seiner Auffassung nach unterlag, auch die Bild-Dichotomie, die im Sprachverlust des »Verstummen« versus dem »Gesang« zum Ausdruck kommt, deutlich präsent gehabt haben. Ficker hatte die Auszüge aus den Dollfuß-Reden dem Gedenkbuch von Johannes Messner,²¹ einer bereits Ende 1934 entstandenen Hagiographie, entnommen. Es ist nicht mehr nachzuweisen, ob er den Band selbst als Korrektor betreut hat,²² aber die Tatsache, dass das Buch in der Verlagsanstalt Tyrolia erschienen ist, lässt zumindest den Schluss zu, dass Ficker leichten Zugang zur Publikation hatte (Abb. 3).

Der »Brenner«-Herausgeber befand sich mit seiner affirmativen Haltung zu Dollfuß in einer ähnlichen ideologischen Patt-Situation wie Karl Kraus. Wenngleich die Beweggründe heute nicht mehr eindeutig festzumachen sind, kann dennoch angenommen werden, dass Kraus weitgehend von politisch-pragmatischen Überlegungen bestimmt war, die letztlich zu seinem Bekenntnis zu Dollfuß geführt haben.²³ Ficker schlug dagegen eine andere Richtung ein. Er präferierte klar die philosophisch-metaphysische Dimension, die mit der Errichtung eines ständisch orientierten Staatskonzepts verbunden war, und projizierte diese Antizipation auf die Person des Kanzlers, der forthin als (durchaus auch idealisierter) Erfüllungsgehilfe dieser Vision diente. Diese Gedanken konkretisierte er 1934 in einem Briefentwurf ausgerechnet an Kraus, in dem er ihm für das »Fackel«-Heft 890–905 seinen Dank aussprach:

Welch eine Eröffnung der Vorsehung, die den Mord am Bundeskanzler und das Erscheinen dieser so schrecklich einsam aus dem Dunkel tretenden und beherzt die Situation beleuchtenden Fackel fast oder wirklich auf den Tag genau zusammenfallen ließ! Welch ein Tag für den, der in der Nacht zu lesen versteht! Es ist, als sei der unsichtbare Himmel aufgeklafft: die Todeswunde des Erlösers, aus der in Ewigkeit das Blut des Lebens fließt.²⁴

Falls der Brief im Wortlaut des Entwurfs abgesandt wurde, dürfte Kraus der Referenz auf Christus wenig abgewonnen haben. In einem Telegramm antwor-

~~Die Liebe lebt aus dem Gedächtnis der Zukunft.~~
~~Die Liebe lebt aus dem Gedächtnis der Zukunft.~~
~~Die Liebe lebt aus dem Gedächtnis der Zukunft.~~

~~KANZLER DOLLFUSS~~
VORWORT DES VERSTUMMTEN
~~KANZLER DOLLFUSS~~

In so unwürdigen mit hohem Geist mir ⁱⁿ ungenügendem
vertraute sich die Tugend der Tugend, mir ein igei nigen Inter-
esse zu danken und sich nicht selbst zu verzeihen; aber das ist
nicht die Richtung, in der die Menschheit ihre Zukunft finden kann.
Din war es wichtiger als früher, sich darauf zu besinnen, daß ein-
fals der geringen Menschen werden, die im ^{gleichen} ~~gleichen~~ ^{den} mensch-
lichen Bestimmung mit die menschlichen Pflichten verbunden sind;
nicht im Kreiste gegen einander, nur in der unerschütterlichen Zu-
sammenarbeit können die Tugend die großen Aufgaben des
Zeitalters lösen.

*

Allen freundlichen Gedanken, die im gegen den geringen der Tugend der Mensch-
lichkeit ein aufgeführt sein, als Maßstab zum Gedächtnis

~~Die Liebe lebt aus dem Gedächtnis der Zukunft.~~

Abb. 3: Ludwig von Fickers Entwurf zum »Vorwort des Verstummten«: Gestrichen im Titel »Kanzler Dollfuss« und »Aus seinen Reden«, gestrichen rechts oben: »Die Liebe lebt aus dem Gedächtnis. Sie ist die Geistesgegenwart der Zukunft.«. FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign.: 041-084-035-001.

tete er Ficker am 13. August 1934 entsprechend knapp: »Gerührt dankt und grüßt / Kraus«. ²⁵ Kraus vermochte in der »Fackel« sein Schweigen als bewusste Reaktion auf das Zeitgeschehen zu instrumentalisieren; er verstand es als Kampf-ansage gleichermaßen an seine Gegner wie an die neuen Machthaber:

Das stolz bekannte Nichts, das mir zu Hitler einfiel, schlägt, denke ich, alles, was den aktiven Freiheitskämpfern nicht eingefallen ist. Sie sollen sich nicht meinen Kopf und nicht mein Herz zerbrechen! Im Angesicht der Gefahr; zum Trotz einer Trotzüberei, die davor nur in der eignen intellektuellen Widernatur beharrt; doch auch entgegen aller papiernen Pietät – beugen sich Herz und Geist vor dem großen, kleinen, armen Schatten, in welchem wir vor einem fragwürdigen Europa bestehen werden, wenn uns das Verhängnis nicht ins falsche Licht verführt. ²⁶

Zu Fickers Ausführungen bestehen durchaus Parallelen, denn auch darin findet ein transnationaler Europa-Gedanke seinen Ausdruck und ebenso wird der Aspekt der »Verführung« thematisiert. Die moralische Fundierung unterscheidet sich bei den beiden Kulturvermittlern freilich schon fast diametral.

»DER BRENNER, SCHEINT MIR, IST VON FERNHER HÖRBARER UND SICHTBARER ...«

Wie intensiv Ficker das Schicksal seiner Zeitschrift an eine religiös-metaphysische Dimension koppelte und wie stark er diesen Bezug apostrophierte, kommt insbesondere in Briefen an jene Personen zum Ausdruck, die ebenfalls aufgrund der politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen ins Visier der Machthaber gerieten. So legte der »Brenner«-Herausgeber in einem Brief an den Wiener Bibliothekar Franz Glück vom 17. April 1938 dar:

Der Brenner, scheint mir, ist von fernher hörbarer und sichtbarer im Anrollen, seit die Schranken gefallen sind und auch sonst alles in Bewegung geraten ist. Er wird im gegebenen Augenblick des Außerzeiträumlichen hier eintreffen als das unscheinbare Licht in der Nacht, das dem »Dieb in der Nacht« vorausgeht, um ihn selbst zunächst in seiner Erscheinung im Dunkel der Ereignisse unkenntlich zu machen, ehe Er in Seiner Macht und Herrlichkeit wahrnehmbar wird. ²⁷

Das Datum des Schreibens ist von eminenter Bedeutung, um die Aussage in ihrer vollen Tragweite erfassen zu können: Der »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich war durch die »Volksabstimmung« vom 10. April bestätigt worden, die Formulierung »seit die Schranken gefallen sind und auch sonst alles in Bewegung geraten ist« deutet auf ein gewisses Hoffnungspotenzial hin, die geplante »Brenner«-Nummer als kontrafaktische Zeitdiagnose positionieren zu können. Bestärkt wird diese Annahme durch die Anspielung auf die Bibel, 1. Thessalonicher, 5,2, vom »Dieb in der Nacht«; im Original heißt es dort: »Ihr selbst wisst genau, dass der Tag des Herrn kommt wie ein Dieb in der Nacht.«

Die weiteren politischen Entwicklungen hin zum Totalitarismus, die die unmittelbare Exekution der bereits im Reich legislativ verankerten und praktizierten Repressalien (so z. B. der Nürnberger Gesetze) bedeuteten, ließen letztlich auch die Pläne für ein neues »Brenner«-Heft in eine unbestimmte Ferne rücken. Die Zeitschrift hüllte sich weiter in Schweigen, bis sie schließlich selbst in die Mühlen der nationalsozialistischen Kulturpolitik geriet. Im Juni 1940 wurde der »Brenner« durch die Reichsschrifttumskammer verboten und auf die »Liste des schädlichen und verbotenen Schrifttums« gesetzt.²⁸

Es würde zu kurz greifen, die Haltung Fickers in den Krisen- und Kriegsjahren zwischen 1934 und 1945, die von einer eindeutigen Affinität zur ständestaatlichen Idee und zu Dollfuß geprägt ist, als eindimensional zu beschreiben. Seine Aussagen und die überlieferten Archivmaterialien illustrieren vielmehr, dass es ihm in dem komplexen politischen und sozialen Geflecht der 1930er-Jahre in der Hauptsache um das (in gewisser Weise) Ordnung bzw. Orientierung gebende Moment der Verankerung des Christlichen im Staatswesen bestellt war. Unter den Umständen der multidimensionalen Krise im Ständestaat und Krieg, in politischer, ökonomischer und künstlerischer Hinsicht, konnten Ficker und sein Umfeld in diesem Gesellschaftsentwurf einen Ankerpunkt finden, der durchaus sinnstiftend war.

ANMERKUNGEN

- 1 Der Brenner (1946), XVI. Folge, Umschlag. – »Der Brenner« wurde 1910 gegründet und erschien mit Unterbrechungen bis 1934 in unregelmäßiger Folge. Nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen noch drei Hefte (1946, 1948 und 1954). Der Gesamtkorpus ist online abrufbar unter <https://brenner.oeaw.ac.at/> (Stand: 28.12.2023).
- 2 Reinhart Koselleck: Krise. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1976, Bd. 4, Sp. 1235–1240, hier Sp. 1235.
- 3 Reinhart Koselleck: Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt. 7. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992, S. 105.
- 4 Vgl. Barbara Hoiß, Sandra Unterweger: Ein Lokalausweis in Tirol zwischen 1900 und 1950. In: Literatur als Skandal. Fälle – Funktionen – Folgen. Hg. von Stefan Neuhaus, Johann Holzner. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007, S. 314–343, hier S. 327–330.
- 5 Vgl. Bekanntmachung über das Konkordat zwischen dem Deutschen Reich und dem Heiligen Stuhl. Vom 12. September 1933. In: Reichsgesetzblatt, 1933, Nr. 38, Teil II (18. September 1933), S. 679–690.
- 6 Wolfgang Schieder: Die Geburt des Faschismus aus der Krise der Moderne. In: Deutschland und Italien 1860–1960. Politische und kulturelle Aspekte im Vergleich. Hg. von Christoph Dipper. München: R. Oldenbourg Verlag 2005, S. 159–179, hier S. 167.
- 7 Vgl. Ludwig von Ficker: Das neue Gebot. Brief an Johannes Österreicher. In: Die Erfüllung (1937), Nr. 3, S. 115–123. Erneut abgedruckt in: Ludwig von Ficker: Denkwort und Danksagungen. Aufsätze, Reden. Hg. von Franz Seyr. München: Kösel-Verlag 1967, S. 128–141. – Johannes M. Oesterreicher, selbst jüdischer Abstammung, setzte sich im sogenannten »Pauluswerk« und der von ihm gegründeten Zeitschrift »Die Erfüllung« für die Verständigung von Juden und Christen ein.
- 8 [Ludwig von Ficker]: Notizen. In: Der Brenner (1934), XV. Folge (Pfingsten 1934), S. 86–92, hier S. 90.
- 9 Anton Pelinka: Paradigmenwechsel. Lernen aus der Geschichte. Die katholische Kirche Österreichs, der autoritäre Ständestaat und die Zweite Republik. In: Themen der Zeitgeschichte und der Gegenwart. Arbeiterbewegung – NS-Herrschaft – Rechtsextremismus. Ein Resümee aus Anlass des 60. Geburtstags von Wolfgang Neugebauer. Hg. vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes. Wien: Lit Verlag 2004, S. 43–55, hier S. 43.
- 10 Ludwig von Fickers Wirken besticht neben der »Brenner«-Herausgabe durch die hohe Korrespondenzdichte. Über 4.800 Schreiben an ihn und von ihm sind online abrufbar unter <https://www.ficker-gesamtbriefwechsel.net> (Stand: 28.12.2023). Briefe, die noch nicht im Gesamtbriefwechsel publiziert sind, werden im Folgenden nach der gedruckten Edition zitiert (Ludwig von Ficker: Briefwechsel. 4 Bde. Hg. von Walter Methlagl, Ignaz Zangerle u. a. Salzburg, Innsbruck 1988–1996).
- 11 Brief von Ludwig von Ficker an Birgit von Schowingen-Ficker vom 9. August 1934, Forschungsinstitut Brenner-Archiv (im Folgenden FIBA), Nachlass Ulla Wiesmann-Ficker (3. Erwerbseinheit), Sign.: 65–09-10.
- 12 Felix Susani: Was ist Säkularisation? (Gesetz und Glaube), FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign.: 041–074-017–002.
- 13 Briefentwurf von Ludwig von Ficker an Felix Susani vom 12. September 1934. In: Ludwig von Ficker. Briefwechsel 1926–1939. Hg. von Ignaz Zangerle u. a. Innsbruck: Haymon 1991, S. 263 f., hier S. 263.

- 14 Brief von Ludwig von Ficker an Eberhard Steinacker vom 21. März 1935. In: Ebd., S. 275 f., hier S. 275.
- 15 Ebd.
- 16 Prälat Dr. Aemilian Schöpfer: Katholizismus und Politik. In: Der Katholizismus in Österreich. Sein Wirken, Kämpfen und Hoffen. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute und mit einem Geleitworte von Seiner Eminenz Kardinal Friedrich Gustav Piffl herausgegeben von Prälat Dr. Alois Hudal. Innsbruck, Wien, München: Verlagsanstalt Tyrolia 1931, S. 436–356, hier S. 456.
- 17 Rainer Bucher: Hitlers Theologie. Würzburg: Echter 2008, S. 86.
- 18 Romano Guardini: Vom lebendigen Gott. Geistliches Wort. Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag 1930, S. 31.
- 19 Ludwig von Ficker: Entwurf des Inhaltsverzeichnisses für die geplante »Brenner«-Folge von 1938, FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign.: 041-084-035-001.
- 20 Ebd.
- 21 Johannes Meßner: Dollfuß. Innsbruck: Verlagsanstalt Tyrolia 1935.
- 22 Ficker war von 1935 bis 1945 bei der Verlagsanstalt Tyrolia (die nach dem »Anschluss« als Deutscher Alpenverlag geführt wurde), zum Teil unter widrigen Umständen, als Korrektor angestellt; vgl. Anton Unterkircher: Ludwig von Ficker. In: Zeitmesser. 100 Jahre »Brenner«. Hg. vom Forschungsinstitut Brenner-Archiv. Innsbruck: Innsbruck University Press 2010, S. 31–55, hier S. 49.
- 23 Vgl. Joseph Wälzholz: Rückzug? In: Kraus-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. von Katharina Prager; Simon Ganahl. Stuttgart: Metzler 2022, S. 69–81, hier insbesondere der Abschnitt »Die Dollfuß-Problematik«, S. 73–76.
- 24 Briefentwurf von Ludwig von Ficker an Karl Kraus, vermutlich Anfang August 1934, FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign.: 041-058-073-008. – Im Nachlass von Karl Kraus an der Wienbibliothek im Rathaus findet sich kein entsprechendes Korrespondenzstück. Aus Kraus' Telegramm lässt sich aber erschließen, dass Ficker Kraus zuvor kontaktiert hatte.
- 25 Telegramm von Karl Kraus an Ludwig von Ficker vom 13. August 1934, FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign.: 041-025-034-010.
- 26 Karl Kraus: Vorspruch und Nachruf. In: Die Fackel 37 (1935), H. 912–915, S. 70–72, hier S. 70.
- 27 Brief von Ludwig von Ficker an Franz Glück vom 17. April 1938, FIBA, Teilnachlass Franz Glück, Sign.: 217-1-13-5. – Die Korrespondenz Fickers mit Glück ist von einer engen persönlichen gegenseitigen Wertschätzung geprägt, die sich später zu einer Familienfreundschaft entwickelt. Gefestigt wurde das Band durch die beidseitige Karl Kraus-Verehrung und die Umsetzung der Herausgabe der Schriften von Adolf Loos 1931 bis 1932 im Brenner-Verlag. Die Beziehung blieb auch nach 1938 bestehen, als Glück nur überleben konnte, indem er als »U-Boot« an seiner Arbeitsstelle im Schroll Verlag in Wien praktisch untertauchte (vgl. Adolf Loos: Sämtliche Schriften in zwei Bänden. Hg. von Heinrich Kulka und Franz Glück. Innsbruck: Brenner-Verlag 1931 f. sowie zur Biografie Franz Glücks https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/index.php?title=Franz_Gl%C3%BCck&oldid=906860 (Stand: 25.12.2023)).
- 28 Vgl. Jahresliste 1940 des schädlichen und unerwünschten Schrifttums. Leipzig: Ernst Hedrich Nachf. 1940, S. 20.

»Was tun? Ich weiss es noch nicht«

Beispielhafte Krisenkommunikation in Korrespondenzen des Literarischen Colloquiums Berlin

NICOLE FISCHER

Am Sandwerder 5 in Berlin, in einer Gründerzeitvilla am Wannsee, befindet sich heute das Literarische Colloquium Berlin (LCB). Hinter diesem Namen verbirgt sich ein gemeinnütziger Verein, der sich die Förderung der Literatur in all ihren Facetten auf die Fahnen geschrieben hat. Während das LCB heute mit einem vielfältigen Programm – von Autor*innenlesungen, über Filmvorführungen bis hin zu Autor*innenwerkstätten und der Unterstützung von Übersetzer*innen – ein breites Publikum anspricht, wurde es Anfang der 1960er-Jahre zunächst als Autor*innenschmiede gegründet.

Der erfolgreiche Netzwerker Walter Höllerer (1922–2003) hatte sich mit dem literarischen Übersetzer Walter Hasenclever (1910–1992) zusammengefunden, um diese »Akademie für schöpferisches Schrifttum«¹ im Jahr 1963 aus der Taufe zu heben. Von besonderer Bedeutung war hierbei die familiäre Verbindung Hasenclevers zu dem US-amerikanischen Journalisten und Diplomaten Shepard Stone (1908–1990), der von 1954 bis 1968 bei der Ford Foundation als Direktor der Abteilung für internationale Angelegenheit fungierte.² Dieser Kontakt dürfte erleichtert haben, dass es Höllerer gemeinsam mit Hasenclever gelang, die Stiftung als Geldgeberin für die Gründung eines Vereins zur Förderung junger Autor*innen zu gewinnen. In der Einladung zur ersten Veranstaltung des LCB wurde das Vorhaben als »eine durch die Mittel der Ford Foundation ins Leben gerufene und von Professor Walter Höllerer geleitete Organisation, die der Unterweisung und Förderung des schöpferischen Schreibens dienen soll«, beschrieben.³ Höllerer fungierte fortan als Geschäftsführer, Hasenclever wurde erster Programmdirektor.

DIE KOMMUNIKATION IM LCB IN DEN 1960ER-JAHREN

Das Archiv des LCB im Zeitraum 1963 bis 2013 besteht aus etwa 800 Aktenordnern (Abb. 1). Ein großer Teil beinhaltet Briefe, die die Vorgänge und



Abb. 1: Teilansicht des in rund 800 Aktenordnern überlieferten Archivs des Literarischen Colloquiums Berlin. Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg.

Arbeitsprozesse im LCB dokumentieren und einen guten Einblick in den Ablauf der Kommunikation geben.⁴ Telefon und Brief waren in den 1960er-Jahren die Hauptkommunikationsmittel, Telegramme wurden in dringlichen Angelegenheiten vor allem aus Übersee übermittelt. Aus Aktennotizen kann man schließen, dass das Telefon vor allem in zwei Fällen verwendet wurde: zum einen, wenn es um Unaufschiebbares ging, zum anderen, wenn zu bestimmten Sachverhalten keine schriftliche Spur zurückbleiben sollte.

Allein die Geschäftskorrespondenz Walter Hasenclevers zeigt »Verhandlungspraktiken« und Verfahren der »Vertrauensgenerierung« auf und veranschaulicht die individuelle »Wahrnehmung des [...] Zeitgeschehens« und ist somit als »multifunktional« einzuordnen.⁵ Darüber hinaus sind Hasenclevers Briefe als Medien der schriftlichen Kommunikation jeweils ganz unterschiedlich zwischen den beiden Polen der konzeptionellen Mündlichkeit und der konzeptionellen Schrift-

lichkeit zu verorten. Beide Formen sind nicht an ein bestimmtes Kommunikationsmedium gebunden: Die konzeptionelle Mündlichkeit – auch ›Sprache der Nähe‹ genannt – beschreibt eine Ausdrucksweise, bei der sich sowohl die Wortwahl als auch die Satzstruktur spontan, ungezwungen und oft auch unreflektiert zwischen zwei persönlich vertrauten Kommunikationspartner*innen ergeben. Im Gegensatz dazu wird die konzeptionelle Schriftlichkeit (auch ›Sprache der Distanz‹) durch einen hohen Grad an Formalisierung geprägt, wie er oft zwischen Kommunikationspartner*innen herrscht, die sich nicht kennen oder die keine freundschaftliche Beziehung verbindet.⁶ Eine darauf fokussierte Analyse ist besonders im Falle von Briefwechseln interessant, in denen Krisensituationen eine Rolle spielen.

In dem nachfolgend analysierten schriftlichen Austausch Walter Hasenclevers mit Peter Härtling (1933–2017) und Daniel Lustig (geb. 1940) werden jeweils Angelegenheiten besprochen, die die erste Veranstaltung des LCB im Jahr 1963 unter dem Titel »Prosaschreiben« betreffen. In der Einladung wird die Agenda dieses ersten Colloquiums folgendermaßen beschrieben (Abb. 2):

Wir wollen nun, im Gegensatz zu den amerikanischen Colleges, keinen Anfängerkurs zur Erlernung der literarischen Grundregeln durchführen. Wir denken mehr an eine Arbeitsgemeinschaft bestehend aus einigen bereits mehrmals veröffentlichten Schriftstellern auf der einen Seite und einer Gruppe von jüngeren Leuten, die bereits Proben ihres schriftstellerischen Wollens und Könnens geliefert haben, aber von einem solchen praktischen Colloquium vielleicht Freude und Nutzen gewinnen. Wir stellen uns den Verlauf im einzelnen folgendermaßen vor: Jede Woche steht unter der Leitung eines Schriftstellers, der seine Auffassung von den wesentlichen Elementen eines Prosastückes entwickelt und als Aufgabe Motive oder Situationen darstellt, um sie durch die Teilnehmer literarisch gestalten und ausführen zu lassen. Über die einzelnen Arbeiten soll dann diskutiert werden. Die meisten leitenden Schriftsteller wollen selbst über das von ihnen gestellte Thema schreiben, um auch auf diese Weise ihre Auffassung zur Geltung zu bringen.⁷

Zu diesem Vorhaben trafen sich im Mai 1964 in den Räumlichkeiten des LCB in Berlin schließlich 16 junge Autor*innen – Peter Bichsel, Nicolas Born, Hans Christoph Buch, Martin Doehle, Hubert Fichte, Elfriede Gerstl, Peter Heyer, Jan Huber, Daniel Lustig, Joachim Neugröschel, Hermann Peter Piwitt,

Sehr geehrter Herr,

Vielleicht ist Ihnen in den letzten Wochen oder Monaten der Name 'Literarisches Colloquium Berlin' schon einmal zum Bewußtsein gekommen, denn er hat in etwas vagem Zusammenhang sowohl Presse wie Rundfunk heimgesucht. Es handelt sich dabei um eine durch die Mittel der Ford Foundation ins Leben gerufene und von Professor Walter Höllerer geleitete Organisation, die der Unterweisung und Förderung des schöpferischen Schreibens dienen soll.

Es ist fast eine Selbstständigkeit, daß ein junger Mensch, der Komponist oder Dirigent werden will, eine Hochschule für Musik besucht, ein junger Maler eine Hochschule für Bildende Kunst. Nur bei der Literatur überläßt man es dem 'Genie' des Adepten, sich selber seine Werkzeuge und seine Sprache zu schaffen, ohne ihm mehr als einen sehr flüchtigen Rat oder Beistand zu gewähren.

In den Vereinigten Staaten haben sich schon seit vielen Jahren an fast allen Colleges Klassen 'for creative writing' aufgetan, an denen die meisten namhaften Schriftsteller außerordentlich intensive Kurse zur Erlernung des Schreibens und zur Erforschung der einzelnen Literaturgattungen abhalten. Das Renommierstück dieser Unterweisung ist Tennessee Williams, ~~xxx~~ aber der überwiegende Teil aller jungen amerikanischen Schriftsteller hat seine ersten schriftstellerischen Versuche in derartigen Kursen gemacht.

Wir haben daher der Ford Foundation den Vorschlag gemacht, als ein Projekt ihres großzügigen Berlin-Programms die Gründung einer Akademie für schöpferisches Schrifttum zu finanzieren, und fanden ein sehr bereitwilliges Gehör. Wir werden daher schon in diesem Winter ein Colloquium durchführen, dessen Gegenstand die Prosa sein soll.

Wir wollen nun, im Gegensatz zu den amerikanischen Colleges, keinen Anfängerkurs zur Erlernung der literarischen Grundregeln durchführen. Wir denken mehr an eine Arbeitsgemeinschaft bestehend aus ~~einigen~~ ^{einigen} bereits ~~mehrfach~~ ^{mehrfach} veröffentlichten Schriftstellern auf der einen Seite und einer Gruppe von jüngeren Leuten, die bereits Proben ihres schriftstellerischen Wollens und Könnens geliefert haben, aber von einem solchen praktischen Colloquium vielleicht Freude und Nutzen gewinnen.

Wir stellen uns den Verlauf im einzelnen ~~xxx~~ folgendermaßen vor: Jede Woche steht unter der Leitung eines Schriftstellers, der

Abb. 2: Erste Seite des Entwurfs der Einladung zum ersten Literarischen Colloquium »Prosaschreiben« 1963/1964. ALCB, Sign.: 05LC/AA/1,14.

Wolf D. Rogosky, Corinna Schnabel, Wolf Simeret, Klaus Stiller und Ror Wolf –, um unter der Anleitung der vier Mentoren Walter Höllerer, Günter Grass, Hans Werner Richter und Peter Weiss theoretische sowie praktische Probleme der zeitgenössischen Dichtkunst zu erörtern und zu erproben (Abb. 3). Als fruchtbares Ergebnis dieses ersten Colloquiums entstanden die Dokumentation »Prosaschreiben« sowie der Roman »Das Gästehaus«, den die Teilnehmer*innen und Mentoren der Autor*innenwerkstatt gemeinsam erarbeiteten.⁸

KRISENKOMMUNIKATION MIT PETER HÄRTLING UND DANIEL LUSTIG

Im Vorfeld dieser ersten Veranstaltung 1964 war auch Peter Härtling als erfahrener und renommierter Schriftsteller in der Rolle eines Mentors vorgesehen. Er hatte bereits mehrere Gedichtbände – »poeme und songs« (1953), »Yamins Stationen« (1955), »in zeilen zuhaus« (1957), »Unter den Brunnen« (1958), »Spielgeist Spiegelgeist« (1962) – und den Roman »Im Schein des Kometen. Die Geschichte einer Opposition« (1959) veröffentlicht und bei zahlreichen Zeitschriften in unterschiedlichen Positionen mitgearbeitet. Walter Hasenclevers Einladung hatte Härtling zunächst auch angenommen; aufgrund einer persönlichen Schaffens- und Sinnkrise, die auf eine erfolgreiche Abgabe eines Manuskripts folgte, kam es dann allerdings doch zu einer Absage. Ein genauerer Blick auf den Brief, der die bedauerliche Mitteilung enthält, zeigt, wie sich dieser im Spannungsfeld zwischen konzeptionell mündlicher und konzeptionell schriftlicher Sprache bewegt.

Im schriftlichen Austausch ist bereits die Anrede ein erstes paradigmatisches Beispiel dafür, wie sich Äußerungsformen mischen. »Lieber Herr Härtling« und »Lieber Herr dr. [sic!] Hasenclever«⁹ implizieren eine bestimmte Vertrautheit der zwei Parteien (Abb. 4). Während der erste Teil der Anrede eher informell angelegt ist, ist der zweite Teil mit der förmlichen Variante »Herr + Nachname (mit Titel)« eindeutig konzeptionell schriftlich verfasst. Allein diese Anreden also charakterisieren die Beziehung zwischen Hasenclever und Härtling eindrücklich: Durch frühere Korrespondenz oder gar persönliche Treffen miteinander bekannt, wahren die beiden eine professionelle Distanz, die gegenseitigen Respekt und Achtung zum Ausdruck bringt.

Diese Mischung setzt sich im Brief fort, als Härtling explizit seinen Krisenzustand zur Sprache bringt. Während das durchgehend verwendete förmliche



*Abb. 3: Teilnehmer*innen des ersten Literarischen Colloquiums »Prosaschreiben« 1964.
Foto: © Renate von Mangoldt, Berlin.*

»Sie«, die raumzeitliche Trennung der Kommunikationspartner und die hohe Reflektiertheit eindeutige Kennzeichen einer Sprache der Distanz sind, die sich in der nahezu poetisch angelegten Sprache des Briefes niederschlagen, sind die Expressivität, Affektivität, der Ausschluss der Öffentlichkeit sowie überhaupt die Schilderung der persönlichen Ausnahmesituation als Mittel der Vertrauensbildung Ausdruck einer Sprache der Nähe. Ein konkretes Beispiel dafür ist die Reihung »Zustand der Müdigkeit, Lustlosigkeit, Leere«, die Härtling verwendet, um seine krisenhaften Gefühle zu beschreiben. Die aufgezählten Emotionen sind durchweg negative, und Härtling fordert Hasenclever durch seine klare und offene Benennung zur empathischen Anteilnahme auf. Nachfolgend betont er, dass er sich noch immer im Zustand der Ratlosigkeit befinde und seine Krise wohl auf unbestimmte Zeit anhalten werde: »Ein Wirbel von Möglichkeiten, von Veränderungen. Was tun? Ich weiss es noch nicht.« Härtling gewährt Hasenclever also durch seine unverblümete Darstellung intime Einblicke in sein inneres Ge-

Peter Härtling
1 Berlin 45
Goethestrasse 31

05LC/AA/3,39
24.2.1964

Lieber Herr dr. Hasenclever,

dieser Brief wird Sie, vermute ich, in Wut versetzen, und mit Recht - doch ich kann nicht anders: Ich bitte Sie herzlich, mich von meiner Aufgabe am Colloquium zu dispensieren. Warum kommt der Bursche so spät mit seiner Absage, werden Sie fragen; das hat seine Gründe, und einige will ich Ihnen sagen.

Ich hatte, als ich Ihnen zusagte, nicht geahnt, was dieser Februar mir an Unruhe alles bringen würde. Ich war mit meinem Roman beschäftigt, vermied es, mich ablenken zu lassen, und ich bin mit dem Manuskript vor einigen Tagen fertig geworden. Seither befinde ich mich in einem Zustand der Müdigkeit, Lustlosigkeit, Leere. Dahinein brachen plötzlich einige Anfragen, Anträge, die meinen Berufsweg betreffen und die zu erwägen in meiner psychischen Situation ich ausserstande war. Ein Wirbel von Möglichkeiten, von Veränderungen. Was tun? Ich weiss es noch nicht. Doch ich weiss, dass ich nicht fähig wäre, im Colloquium bei der Sache zu sein. Zudem müsste ich meine Arbeit wahrscheinlich mehrfach unterbrechen, da ich aus all den Gründen einige Male verreisen muss.

Ich habe Herrn Dr. Jaesrich heute gesagt, dass ich Ihnen kurzfristig absagen würde. Er versteht mich. Ich kann gar nicht hoffen, dass Sie es auch tun, da ich im Moment nur in Andeutungen zu reden vermag. Später, wenn alles geklärt ist, wird sich das einfacher bereden lassen.

Ich verstehe es, wenn Sie mir zürnten. Dann streichen Sie den Härtling einfach aus Ihrer Liste und denken Sie nicht mehr an ihn. Früher habe ich manchmal gedacht, ich hätte eine Elefantenhaut; doch jetzt reihe ich mich widerspruchslos unter die Mämosen.

Bitte, sagen Sie auch Herrn Professor Höllerer mein Bedauern. Er wird mich zum Teufel wünschen.

Seien Sie herzlich gegrüsst
von Ihrem

Peter Härtling
(Peter Härtling)

Abb. 4: Brief von Peter Härtling an Walter Hasenclever vom 24. Februar 1964.
ALCB, Sign.: 05LC/AA/3,39.

fühlsleben und identifiziert sich zum Abschluss noch selbst als »Mimose«, die auf keine »Elefantenhaut« zurückgreifen könne wie in früheren Tagen.

Auch die Korrespondenz Hasenclevers mit dem israelischen Autor Daniel Lustig behandelt dessen geplante Teilnahme am Colloquium »Prosaschreiben«. Lustig, der zum Studium und zur Verbesserung seiner Deutschkenntnisse nach Berlin kam, wurde 1963 als Stipendiat des LCB nominiert und nahm zumindest teilweise am ersten Prosaworkshop teil. In Israel veröffentlichte er Gedichte und kurze Prosa.¹⁰

Wie bei Härtling thematisieren auch Lustigs Briefe an Hasenclever eine persönliche Krise. Im Januar 1964 ereilt ihn ein Schicksalsschlag, wie einem handschriftlich überlieferten Erklärungsbrief an das LCB zu entnehmen ist: »Ich mußte plötzlich nach Israel fliegen: ich bekam ein Telegramm, daß meine Freundin gefährlich erkrankt sei und im Krankenhaus läge [...]. Das ging alles so schnell, daß ich keine Zeit hatte[,] vor dem Abflug mit dem Kolloquium in Verbindung zu treten.«¹¹ Auch hier ist interessant, mit welchen Inhalten Lustig eine Vertrauensbasis aufbaut und Nähe zu seinem Korrespondenzpartner schafft.

Zunächst legt auch er Hasenclever gegenüber eine Krisensituation offen. Den Anlass dazu gibt die Erkrankung der Freundin, die zwar überstanden zu sein scheint, doch Lustig könne »sie jetzt nicht allein lassen« und befindet sich daher weiterhin in einer Zwangslage. »[E]ins [sic!] bis zwei Monate muß ich bei ihr bleiben – sie hat hier sonst niemand«, und er führt weiter aus: »Durch meine letzten Erlebnisse bin ich in großer Unsicherheit über meine Zukunft«. Wie Härtling beschwört somit auch Lustig Hasenclever durch die direkte und ehrliche Schilderung seiner Situation zur empathischen Anteilnahme. Indem er seine Gefühlswelt, die sich als Zukunftsangst manifestiert, beschreibt, ermöglicht er es dem Gegenüber, die missliche Lage, in der er sich befindet, nachzuvollziehen.

Nach diesem Einblick unterstreicht Lustig seine Verbundenheit mit dem LCB und mit Hasenclever. So heißt es im Brief vom 5. Januar 1964: »[Ich] fühle [...] mich zum Kolloquium zugehörig und ich wende mich an ihm [sic!] mit meinen Problemen wie an meine geistige Familie.«¹² In einem weiteren Schreiben von Anfang Februar des Jahres ist zu lesen: »Entschuldigen Sie[,] dass ich so freimütig meine Situation [sic!] darstelle; Sie werde[n] aber verstehen, dass mir nichts anderes übrig bleibt. Für meine Aufrichtigkeit kann nur meine Person – wie Sie sie kennen – bürgen.«¹³ Lustig wendet nicht nur Techniken der Vertrauensbildung an, sondern fordert auch höflich und nachdrücklich Hasenclevers Unterstützung ein – insbesondere, wenn er die persönliche Zusammenkunft mit Hasenclever während des ersten Teils des Colloquiums ins Spiel bringt.

DIE WIRKUNG DER SPRACHE DER NÄHE

Sämtliche Bemühungen, Hasenclevers Empathie zu aktivieren, beruhen auf der Tatsache, dass sich sowohl Härtling als auch Lustig als Krisenbetroffene dem LCB gegenüber in einer unterlegenen Machtposition befinden: Härtling will aus seiner bereits zugesagten Verpflichtung entlassen werden, und Lustig möchte zu einem späteren Zeitpunkt am Colloquium teilnehmen können. Es ist davon auszugehen, dass sowohl der erfahrene als auch der angehende Autor um den weitreichenden Einfluss Walter Höllers als Direktor des LCB im Literaturbetrieb wissen und daher bemüht sind, die Gunst dieses geschickten Netzwerkers sowie des LCB insgesamt nicht zu verspielen. Im Falle Lustigs als Stipendiaten kommt noch hinzu, dass seine Zukunft in Berlin finanziell vom Wohlwollen dieser wichtigen literarischen Institution und von Hasenclever als deren Repräsentanten abhängt.

In seinen Antwortbriefen entscheidet sich Hasenclever dafür, auf die reine Sprache der Distanz, die einer Berufskorrespondenz durchaus angemessen wäre, zu verzichten. Stattdessen reagiert er mit Verständnis und sichert Härtling und Lustig die weitere Verbundenheit zu. Statt die professionelle Verbindung in den Vordergrund zu stellen, entschließt er sich, den Fokus auf das persönliche Wohlbefinden Härtlings zu legen und betont dadurch die menschliche Verbindung zwischen ihnen beiden als Korrespondenzpartnern, die jegliche professionelle Verpflichtung übersteigt:

Natürlich hatte ich mich auf Ihre zwei Wochen bereits gefreut und bin nicht nur für mich, sondern für unsere ganze Gruppe, darüber bekümmert, daß sie nun nicht stattfinden. Aber meine Sorge gilt viel mehr Ihnen als diesen 2 nicht in vorgesehener Weise stattfindenden Wochen; ich hoffe, daß Sie bald wieder mehr Ruhe und Freudigkeit finden werden und daß Sie sich zumindest von der Absage, die Sie mir erteilen mußten, nicht quälen lassen.¹⁴

Ähnlich fällt die Antwort auf Lustigs Briefe aus. Auch hier zeigt sich Hasenclever empathisch und thematisiert vor jeglichen professionellen Belangen das Wohlbefinden der erkrankten Freundin, indem er gleich zu Beginn schreibt: »So sehr mich die Nachricht, daß Ihre Freundin erkrankt ist, zunächst beunruhigt hat, so froh bin ich, daß nun alles doch eine ganz hoffnungsvolle Wendung genommen hat und Ihre Freundin das Schlimmste überstanden hat.«¹⁵

Abgesehen von seinem Verständnis für Lustigs Situation nimmt Hasenclever einen weiteren Faden aus dessen Brief auf und versichert ihm seine Zugehörigkeit zum LCB auch über das anstehende Colloquium hinaus: »Vor allem würde es mich freuen, wenn Sie sich uns nicht nur für diese Winterperiode, sondern für alle Zeiten, in denen das Colloquium besteht, verbunden fühlen würden.«

Die empathischen, entgegenkommenden und verständnisvollen Reaktionen veranschaulichen, dass Höllerer und Hasenclever vor allem auf persönliche Kontakte setzten, um das LCB als literarische Institution zu etablieren. Besonders zum Zeitpunkt der Abhaltung des ersten Colloquiums unter dem Titel »Prosa-schreiben« unmittelbar nach der Gründung des Vereins konnte diese nicht auf einen renommierten Namen setzen, der angesehene Mentor*innen und ausreichend Stipendiat*innen anziehen würde. Stattdessen mussten sowohl Höllerer als Geschäftsführer als auch Hasenclever als Programmdirektor in mühsamer Arbeit ein Netzwerk aufbauen und den Ruf des LCB im Literaturbetrieb erst erarbeiten.

Die Korrespondenzen mit Härtling und Lustig zeigen beispielhaft, wie wichtig Verständnis und Empathie für die Netzwerkarbeit des LCB vor allem in dessen Anfangszeit waren und von Hasenclever auch zielgerichtet in der Kommunikation eingesetzt wurden. Aus der von allen Beteiligten gepflegten Sprache der Nähe heraus entwickelte sich zwischen Härtling und Lustig auf der einen Seite und Hasenclever und dem LCB auf der anderen eine wertschätzende Kommunikation, die eine fortwährende positive Verbundenheit absicherte.¹⁶

ANMERKUNGEN

- 1 Entwurf zur Einladung zum ersten Literarischen Colloquium Berlin 1963/64, Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg, Archiv des Literarischen Colloquiums Berlin (im Folgenden ALCB), Sign.: 05LC/AA/1,14. – Das Archiv des LCB wurde 2016 dem Literaturarchiv, das auf Anregung Walter Höllerers 1976 in seinem Geburtsort gegründet wurde, als Dauerleihgabe überstellt, um dieses – wie zuvor bereits die Redaktionskorrespondenz der von Höllerer gegründeten Zeitschrift »Akzente« sowie seinen Vorlass – langfristig zu konservieren und für die Wissenschaft zugänglich zu machen. Auch der Nachlass Höllerers befindet sich im Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg.
- 2 Vgl. Volker Rolf Berghahn: *America and the Intellectual Cold Wars in Europe*. Shepard Stone between Philanthropy, Academy, and Diplomacy. Princeton: Princeton University Press 2001, S. 14.
- 3 Entwurf zur Einladung zum ersten Literarischen Colloquium Berlin 1963/64 (Anm. 1).

- 4 Seit Januar 2023 wird im Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projekts »Erschließung des Archivs des Literarischen Colloquiums Berlin im Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg« der Bestand gesichtet. Zu ersten wissenschaftlichen Projektergebnissen vgl. z. B. *Optische Literatur. Die Filmabteilung des Literarischen Colloquiums Berlin*. Hg. von Frederik Lang, Jutta Müller-Tamm. Berlin: Cinegraph Babelsberg 2023 sowie Michael Peter Hehl: *Netzwerkanalyse und Literaturwissenschaft. Grundsätzliche Überlegungen am Beispiel des Archivs des Literarischen Colloquiums Berlin*. In: *Études Germaniques* (2002), H. 4, S. 497–515.
- 5 Vgl. Gunilla Budde: *Geschichtswissenschaft*. In: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Hg. von Marie Isabel Matthews-Schlinzig u. a. Berlin: De Gruyter 2020, S. 61–80, hier S. 63.
- 6 Zum Konzept der Sprache der Distanz / Konzeptionellen Schriftlichkeit und der Sprache der Nähe / Konzeptionellen Mündlichkeit vgl. Peter Koch, Wolf Oesterreicher: *Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte*. In: *Romanistisches Jahrbuch* (1985), Bd. 36, S. 15–43.
- 7 Entwurf für die Einladung zum ersten Literarischen Colloquium Berlin 1963/64 (Anm. 1).
- 8 Vgl. *Prosaschreiben. Eine Dokumentation des Literarischen Colloquiums Berlin*. Hg. von Walter Hasenclever. Berlin: LCB 1964 und Peter Bichsel u. a.: *Das Gästehaus*. Berlin: LCB 1965.
- 9 Hier und im Folgenden Brief von Peter Härtling an Walter Hasenclever vom 24. Februar 1964, ALCB, Sign.: 05LC/AA/3,39.
- 10 Vgl. *Prosaschreiben* (Anm. 8), S. 266. – Außer dieser Kurzbiografie konnten bislang keine weiteren Informationen zu Daniel Lustig ausfindig gemacht werden.
- 11 Hier und im Folgenden Brief von Daniel Lustig an Walter Hasenclever vom 5. Januar 1964, ALCB, Sign.: 05LC/AA/4,18.
- 12 Ebd.
- 13 Brief von Daniel Lustig an Walter Hasenclever vom 2. Februar 1964, ALCB, Sign.: 05LC/AA/4,20.
- 14 Brief von Walter Hasenclever an Peter Härtling vom 26. Februar 1964, ALCB, Sign.: 05LC/AA/3,40.
- 15 Hier und im Folgenden Brief von Walter Hasenclever an Daniel Lustig vom 9. Januar 1964, ALCB, Sign.: 05LC/AA/4,19.
- 16 Über den exemplarisch untersuchten Briefwechsel hinaus bietet sich das Archiv des LCB für weitere Untersuchungen an, die sich der Krisenkommunikation widmen. Interessant erscheinen vor allem Krisen und die darüber geführte Kommunikation auf institutioneller Ebene, wie zum Beispiel in den 1980er-Jahren, als das LCB in existenzbedrohende finanzielle Schwierigkeiten geriet.

»solltet ihr einen gegen-verein gründen,
so will ich darin nicht mitglied werden«

Oswald Wiener und Ernst Jandl im Konflikt
um die Gründung der Grazer Autorenversammlung

ROLAND INNERHOFER

Der internationale PEN-Club sei »ein alibi-verein von journalisten, denen es an persönlichem mut gebricht«, die Mitglieder der österreichischen Landesorganisation seien »militant, meistens aber, dem österreichischen charakter entsprechend, schleicherisch«.¹ Diese und weitere Herabwürdigungen des österreichischen Literaturbetriebs hält Oswald Wiener (1935–2021) in seinem Brief an Ernst Jandl (1925–2000) vom 27. Januar 1973 im Kontext des Konflikts zwischen dem österreichischen PEN-Club und einer neuen Vereinigung von Autor*innen aus dem Umkreis der Wiener Gruppe, der Wiener Aktionisten, des Forum Stadtpark und politisch engagierter Beiträger*innen aus dem »Neuen Forum« fest (Abb. 1). Die Künstler*innen sahen sich in einem Club, dessen Mitglieder sich mehrheitlich an den Konventionen der klassisch-realistischen Tradition orientierten, nicht angemessen vertreten. Als 1972 der Präsident des österreichischen PEN, Alexander Lernet-Holenia, aus Protest gegen die Nobelpreisverleihung an Heinrich Böll, den damaligen Präsidenten des internationalen PEN, zurücktrat, ließ Ernst Jandl beim Steirischen Herbst als Zeichen des Gegenprotests eine »erklärung« zirkulieren, die von achtzehn Autor*innen unterschrieben wurde.² Wiener war nicht zugegen, unterschrieb das Dokument aber nachträglich.

Ernst Jandls Aktion war die Initialzündung für die Gründung einer Autor*innenvereinigung, die zunächst die Anerkennung als zweites autonomes österreichisches PEN-Zentrum anstrebte. Das Scheitern dieses Zieles ging 1973 mit der erfolgreichen Etablierung des Vereins Grazer Autorenversammlung (GAV; seit 2007 Grazer Autorinnen Autorenversammlung) einher.

Der PEN-GAV-Konflikt, aber auch die Vielfalt und die Inhomogenität der künstlerischen Positionen innerhalb der GAV sind gut dokumentiert.³ Die Divergenzen führten schon früh zu einer Reihe von Austritten aus dem Verein, darunter auch zu dem von Oswald Wiener am 17. Juli 1974.⁴ Daher kann sein Brief vom 27. Januar 1973 an Ernst Jandl als dem Spiritus Rector der GAV als

von Oswald Wiener
1 Berlin 37
Beerenstrasse 48

27.1.1973

lieber Ernst -

ich werde nicht zu eurer besprechung nach Graz kommen. deshalb schreibe ich dir, wie ich zu eurem unternehmen stehe und welche aspekte mir dabei besonders wichtig vorkommen.

wie du weisst, fühle ich mich nicht als Österreicher. der österreichische PEN-CLUB sollte mir allein deswegen schon völlig gleichgültig sein; es kommt aber noch dazu, dass der internationale PEN-CLUB selbst in meinen augen ohne daseinsberechtigung ist: ein alibi-verein von Journalisten, denen es an persönlichem mut gebricht, ein klub von wichtigtuern, die von sicherer warte aus die katastrophen anderer, besserer, mit resolutionen begleiten. trotz dieses meines standpunkts muss ich euch recht geben, wenn ihr gegen den österreichischen PEN-CLUB auftrittet. ich weiss, dass seine mitglieder militant, meistens aber, dem österreichischen charakter entsprechend, schleicherisch, alles abzuwürgen versucht haben und versuchen, was mir in der literatur in Österreich bemerkenswert erschienen ist und erscheint. ihr werdet viele vorschläge diskutieren und über euer gemeinsames vorgehen beraten. erlaube, dass ich euch ganz besonders auf zwei punkte hinweise. erstens schadet euch der österreichische PEN-CLUB, wie ich es sehe, hauptsächlich durch sein monopol auf die kulturberichterstattung aus Österreich (und da vor allem in den deutschen zeitung, zeitschriften, rundfunkanstalten etc.). wenn ich hier etwas über österreichische kultur lese, ist es stets von einem mitglied des österreichischen PEN-CLUBS verfasst. man berichtet über oper und burgtheater, über alles, was im österreichischen kunstschaffen konformistisch ist, und sehr häufig über die arbeit der PEN-CLUB-kollegen (welche sich dann in einer anderen zeitung revanieren). ich habe bereits mehrere briefe an deutsche feuilleton-chefs geschrieben, in denen ich den ungläublichen stil und den schwachsinnigen inhalt dieser berichte aus Österreich kritisiert habe. ihr müsst, als zeichen eurer solidarität, unbedingt versuchen, die kulturreise aus den deutschen feulletons zu drängen; schreibt an deutsche zeitung, übt scharfe kritik, bietet euch an, besseres zu leisten. ich bin selbstverständlich bereit, euch dabei zu helfen, wo ich kann. wenn es euch gelingt, als regelmässige kultur-korrespondenten in deutschland fuss zu fassen, dann habt ihr zweierlei erreicht: ihr habt eine wichtige quelle von verleumdungen, hass, unverständnis und missgunst verstopft; und ihr habt der k.u.k. rezension etwas geld weggenommen - das ist das einzige, was ihnen wirklich weh tut. zweitens: ihr müsst unbedingt möglichst viel über die quellen der finanzierung des PEN-CLUB erfahren. verlangt offenlegung der buchhaltung, damit klar werde, wer hier subventioniert, und was mit den subventionen geschieht. wäre ich noch in Österreich, so würde ich sogar noch einen weiteren schritt versuchen: ich nähme mir einzelne exemplarische fälle vor, und würde in zusammenarbeit mit interessierten kollegen versuchen, leistung und einkünfte irgend so eines schreibmaschinenbesitzers zu analysieren. solltet ihr einen gegen-verein gründen, so will ich darin nicht mitglied werden - die chance ist gross, dass solch eine unternehmung am gezänk der brotlosen schnell zugrundegeht. bei einer blosslegung der bisherigen österreichischen kulturpolitik, ihrer ursachen und folgen, ihrer träger und der leidtragenden will ich euch aber gerne helfen.

herzliche grüsse! dein OSWALD

p.s.: bitte arbeite nicht an der kronenzeitung mit!

symptomatisch angesehen werden – und als ein Dokument, in dem sich Bruchlinien manifestieren:

Wiener schreibt aus Berlin, wohin er 1969 gezogen war, da ihm in Österreich nach seinem Auftritt bei der Veranstaltung »Kunst und Revolution« 1968 im Neuen Institutsgebäude der Universität Wien ein Verfahren wegen Gotteslästerung drohte. Gleichwohl nahm er an der zweiten Autorenversammlung in Graz am 24. und 25. März 1973 teil,⁵ bei der die Gründung des Vereins beschlossen wurde. Ebenso war er im September 1973 bei der Klausurtagung der GAV in Retzhof zum Thema »Die Situation des österreichischen Schriftstellers: Analyse der österreichischen Kulturpolitik und Vorschläge zu deren Veränderung« anwesend.⁶

Trotz dieser Teilnahmen ist die Distanz, die Wiener zu Jandls organisatorischem Unternehmen wahrte, nicht nur geographisch bedingt. Wenn Jandl in seiner »erklärung« den österreichischen PEN-Club als »ein getümmel von – bestenfalls – regionalgrößen« und als »eine schande für österreich« bezeichnet, so reklamiert er damit implizit für sich und seine Mitstreiter*innen ein internationales Renommee, das Österreich zur Ehre gereichen soll.⁷ Während sich also Jandl ostentativ als repräsentativer österreichischer Autor zu behaupten sucht, deklariert sich Wiener von Anfang an dezidiert als Nicht-Österreicher: »wie du weisst, fühle ich mich nicht als österreichischer. der österreichische PEN-CLUB sollte mir allein deswegen schon völlig gleichgültig sein«. Da der internationale PEN für ihn ebenso »ohne daseinsberechtigung« sei, steht er auch Jandls Ziel einer Anerkennung durch die Dachorganisation gleichgültig gegenüber.

In seinem elitären Habitus adressiert Oswald Wiener Ernst Jandl als ebenbürtigen Freund, doch weigert er sich, Teil der Gruppe zu sein, die Jandl um sich geschart hat und die Wiener mit »ihr« anspricht. Diesem »ihr« steht das »ich« eines Einzelnen gegenüber, der zwar seine Hilfe anbietet, sich aber von jeder Form der Organisation ausschließt. Was diesen Einzelnen mit Jandl als Repräsentanten einer organisierten literarischen Opposition verbindet, ist der gemeinsame Feind: der österreichische PEN-Club. Wiener verschiebt den Fokus in

Abb. 1: Kritische Worte von Oswald Wiener an Ernst Jandl zur Gründung der Grazer Autorenversammlung. Brief von Oswald Wiener an Ernst Jandl vom 27. Januar 1973, Archiv Ernst Jandl: GAV, PEN, Archiv des Literaturhauses Wien, Sign.: NI.A-2.

diesem Zusammenhang vom österreichischen Machtmonopol des PEN auf seine Hegemonie in der literarischen Kulturberichterstattung aus Österreich in den bundesdeutschen Medien.

Konfliktpotential für die Freundschaft zwischen zwei ungleichen Persönlichkeiten und Temperamenten wie die Jandls und Wieners entsteht dann, wenn die Kompaktheit der Feindesfront brüchig wird. So verteidigt Jandl in einem Brief an Wiener vom 4. April 1973 – im Nachklang der zweiten Autorenversammlung in Graz – Wolfgang Kraus, den Leiter der Österreichischen Gesellschaft für Literatur und PEN-Mitglied, gegen Anfeindungen, weil er selbst und Friederike Mayröcker ihm Stipendien des Deutschen Akademischen Austauschdienstes verdanken.⁸ Wiener erläutert seine Position umgehend im Brief vom 6. April 1973: Kraus bezeichnet er als Opportunisten, der »das Mindere und Epigonale« nur deshalb fördere, »weil es eben in der erdrückenden Mehrheit ist«.⁹

Die hier sichtbar werdende Differenz könnte der Schlüssel für Wieners handschriftliches Postskriptum im Brief vom 27. Januar 1973 sein: »bitte arbeite nicht an der kronenzeitung mit!« Über den Anlass lassen sich nur Vermutungen anstellen, denn Jandls Werke wurden in der »Kronen Zeitung« zwar gelegentlich rezensiert, von eigenen Beiträgen für das Boulevardmedium ist aber nichts bekannt.¹⁰ Wieners Befürchtung mag auf einer durchaus realistischen Einschätzung von Jandls organisatorischem Talent und Begehren beruhen. Dieses Talent befähigte ihn, nicht nur innerhalb der eigenen Gruppierung strategische Allianzen mit unterschiedlichen Personen, Positionen und Institutionen einzugehen, um die angestrebte Selbstetablierung im Literaturbetrieb zu erreichen. Wiener nimmt eine kompromisslosere Haltung ein. Seine fundamentale Kritik am herkömmlichen Literaturbetrieb ist mit einem individualistischen Standpunkt verknüpft, wonach »die Veränderung der Verhältnisse einzig durch ein Auswechseln der sie bestimmenden Persönlichkeiten erreicht werden kann«.¹¹

ANMERKUNGEN

- 1 Brief von Oswald Wiener an Ernst Jandl vom 27. Januar 1973, Archiv Ernst Jandl: GAV, PEN, Archiv des Literaturhauses Wien, Sign.: Nr.A-2.
- 2 Die »erklärung« und die Unterschriften sind als Faksimile abgebildet in Roland Innerhofer: *Avantgarde als Institution? Am Beispiel der »Grazer Autorenversammlung«*. In: *Schluß mit dem Abendland! Der lange Atem der österreichischen Avantgarde*. Hg. von Thomas Eder, Klaus Kastberger. Wien: Zsolnay 2000 (= Profile 5), S. 81–96, hier S. 83 und 85. Die Originaldokumente befinden sich im Archiv Ernst Jandl: GAV, PEN (Anm. 1).
- 3 Vgl. Roland Innerhofer: *Die Grazer Autorenversammlung (1973–1983). Zur Organisation einer »Avantgarde«*. Wien, Köln, Graz: Böhlau 1985, S. 9–65.
- 4 Die Austrittserklärung ist abgedruckt in Innerhofer: *Avantgarde als Institution?* (Anm. 2), S. 91.
- 5 An der ersten Versammlung, die am 24. und 25. Februar 1973 in Graz stattfand, nahm Wiener, wie er im Brief angekündigt hatte, nicht teil.
- 6 Vgl. Innerhofer: *Die Grazer Autorenversammlung* (Anm. 3), S. 55.
- 7 Zit. nach Innerhofer (Anm. 2), S. 83.
- 8 Brief (Durchschlag) von Ernst Jandl an Oswald Wiener vom 4. April 1973, Archiv Ernst Jandl: GAV, PEN (Anm. 1).
- 9 Brief von Oswald Wiener an Ernst Jandl vom 6. April 1973, Archiv Ernst Jandl: GAV, PEN (Anm. 1).
- 10 Jandl war allerdings Mitglied der SPÖ, für deren rechten Flügel die populistische »Kronen Zeitung« immer wieder Sympathien bekundete.
- 11 Brief von Oswald Wiener an Ernst Jandl vom 6. April 1973 (Anm. 8).

Krise im Schreiben –
Schreiben als Krise

»seid zerbrochen, Bleistift,
zerrissen, Papier, verflucht, Tag!«

Schreibszenen in Werner Koflers Prosa »Am Schreibtisch«

CLAUDIA DÜRR

Am 21. Mai 1987 schickt der Schriftsteller Werner Kofler (1947–2011) »115 Seiten oder achtzehn Kapitel« an den Verleger Klaus Wagenbach, in dessen Berliner Verlag 1975 Koflers erster Prosaband »Guggile. Vom Bravsein und vom Schweinigeln. Eine Materialsammlung aus der Provinz« und drei Jahre später »Ida H. Eine Krankengeschichte« erschienen waren. Bei dem 1987 angebotenen Typoskript (»vorgestern fertiggestellt«) handelt es sich um die Prosa »Am Schreibtisch«, genauer gesagt, um deren größten Teil: Die noch fehlenden Schlusskapitel, »die wiederum mit den Anfangskapiteln korrespondieren«, wolle der Autor im Herbst nachliefern, meint aber,

daß der vorliegende Text meiner Einschätzung nach bereits ein solides Buch wäre (stieße mich der Bergführer in den Abgrund oder bewirkte der Alkohol endgültig Lallen und Verstummen), daß ich allerdings selbst größtes Interesse daran habe, diesen schwierigen Aufbau (schwierig im Sinne von kunstvoll) durchzuführen und zu Ende zu bringen.¹

Dass Koflers Vorstellung von der Gesamtgestalt des Textes sowie konkrete Ideen für die Ausarbeitung des letzten Abschnitts zu diesem Zeitpunkt bereits in seinem Kopf waren, zeigt auch die Textgenese: Ein Blatt mit Notizen für den Brief an Wagenbach enthält eine Aufzählung der bisherigen Kapitel; neben diese Bestandsaufnahme – »(bisher) 18 Kapitel« – notierte Kofler die Zahl »3«. ² Die Bedeutung der Zahl wird mit Blick auf ein anderes Blatt mit Notizen zum Werk deutlich, das in zeitlicher Nähe zum Briefentwurf entstanden sein dürfte. Es wurde von Kofler in zwei Teile geschnitten. Die eine Hälfte enthält Satzfragmente für die noch nicht fertiggestellten Kapitel, die andere eine konzeptionelle Skizze des Aufbaus, in der Kofler den Text wiederum in vier Abschnitte teilt und den vierten durch eine Trennlinie als noch in Entstehung befindlich kennzeichnet (Abb. 1).³

Klaus Wagenbach war zwar vom Anfang des Typoskripts angetan, hatte aber bald den »Eindruck, einem unlustigen Geröllgeschiebe beizuwohnen, dessen Absichten nicht über die Schreibabsicht hinausgehen«. Er spricht, den damaligen Untertitel von »Am Schreibtisch« zitierend, von einem »Dilemma« – und schließt seiner Ablehnung den Rat zur Alkoholabstinenz an: »mach endlich eine Entziehungskur«. ⁴

Dass Kofler das Werk vollenden, dass schließlich 1988 der Rowohlt-Verlag (statt Wagenbach) das Buch veröffentlichen, die Literaturkritik es positiv besprechen und die Literaturwissenschaft »Am Schreibtisch« als einen Höhepunkt in Koflers Schaffen bezeichnen würde – all dies ist zum Zeitpunkt der Korrespondenz mit Wagenbach nicht abzusehen. ⁵ Auffällig ist allerdings, wie sehr die im Briefwechsel genannten Herausforderungen und Kritikpunkte mit den in »Am Schreibtisch« manifesten Schreibkrisen korrespondieren. Im Folgenden soll daher für Abschnitte, in denen Ich-Erzähler am Schreiben scheitern, die Haupterkennnis bislang vorliegender Schreibszenen-Studien angewendet werden, nämlich, »daß der Prozeß des Schreibens im Geschriebenen eine Wiederkehr erfahren kann, die sich wiederum für die Analyse des Schreibprozesses nutzen läßt – auch im Vergleich mit den tatsächlichen überlieferten Materialien«. ⁶

»ICH WERDE DOCH NICHT VERSTUMMEN«

»Am Schreibtisch« besteht in der gedruckten Fassung aus 24 Kapiteln oder »Prosastücken«. Es geht, so Kofler selbst in einem frühen Exposé,

um das Wandern eines Themas (mehrerer Themen) durch mehrere Stimmen, beziehungsweise das Wandern einer Stimme (mehrerer Stimmen, Ichs, Ich-Fraktionen) durch mehrere Themen. (Themen, inhaltlich und doch sehr allgemein formuliert, sind: Wildnis und Zivilisation, Stadt und Land, Sprache und Wirklichkeit, Fremdheit des Vertrauten u. a.). ⁷

Darüber hinaus ist das Thema das Schreiben selbst. Der Text strotzt vor Schreibszenen und schreibenden Ich-Erzählern und gilt daher als Koflers Werk mit der stärksten autopoetologischen Ausprägung. Auch Inhalte, die vermeintlich nichts mit kreativen Prozessen zu tun haben, läßt Kofler in »Am Schreibtisch« metaphorisch auf. So vertraut sich zu Beginn ein Fremder einem Bergführer an, stets

Ein anderer Ich-Erzähler, ebenfalls ein Autor, kommt über Schreibabsichten und Textanfänge nicht hinaus und sucht die Ursache der Schreibkrise nicht zuletzt im übermäßigen Alkoholkonsum:

Es ist

Vor mir

Ich,

ja, was wollte ich eigentlich? Jetzt habe ich es vergessen. Da, jetzt fällt es mir wieder ein, *ich erinnere mich nicht*, diesen Satz wollte ich zu Papier bringen. Wollte ich nicht einen Roman beginnen, Arbeitstitel *Der Held des ersten Satzes?* (AS, S. 89)

Der fiktive Autor probiert in der Folge verschiedene Erzählanfänge und Ich-Rollen (z. B. »Ich, Waldhammer Christian«, »ich, Anne Sophie Mutter«, »Ich bin der Erlöser«) aus, um sie alle, kaum artikuliert, mit einem entschiedenen »*Nein*« zu verwerfen (ebd.). Während Kofler auf einem Notizblatt noch schreibt: »warum sich nicht das Vergnügen gönnen, auf dem Papier, ein anderer, viele unterschiedliche zu sein?«,¹⁰ leidet der Ich-Erzähler darunter, in keiner der geliehenen Identitäten in den Schreibfluss zu kommen. Sein letzter Versuch mündet in eine emotional artikuliert Schreibkrise: »*Nein nein nein*, Schluß jetzt, du Narr!; seid zerbrochen, Bleistift, zerrissen, Papier, verflucht, Tag! Was ist nur los, woher diese Ausfallerscheinungen, wozu diese Erfindungen, die nur eine schlechte Tagesverfassung umschreiben, wenn nicht Schlimmeres ...« (AS, S. 90). Die Ursachensuche führt zu keiner Erkenntnis; Entspannung am Schreibtisch bringt erst die Erinnerung an eine Deutschlandreise, an Stimmen, die der Autor im Speisewagen belauschte. Nicht zufällig befördert die akustische Wahrnehmung den kreativen Prozess; entsprechend Wolfgang Straubs Beobachtung ist »bei Kofler Schreiben in erster Linie an das Hören geknüpft. Koflers Schreiben könnte man aus dieser Perspektive – und weil es die Medialität der akustischen Quellen stets mitdenkt – als ein spezifisches Aufschreibesystem sehen: *(auf)schreiben, was man hört (gehört hat)*.«¹¹

In einem handschriftlichen Entwurf sind die auditiven Elemente der Schreibszene noch ausgeprägter. Kofler notiert nicht nur »*Wer ich?*«, sondern darunter »*Wer spricht hier?*« und »*Ich werde doch nicht verstummen*.«¹² Die Überarbeitung einer Typoskriptseite bestätigt diese Tendenz. In zwei handschriftlichen Bearbeitungsphasen (eine mit Bleistift, eine mit Blaustift) verstärkt Kofler die emotionale Selbstansprache des Ich-Erzählers, hinzu kommen der Einwurf »*Schluß*

jetzt, Du Narr!« sowie die wie gerufen wirkenden Verneinungen, die jeden Textbeginn verwerfen (»Nein«). Diese steigern sich bis zur verzweifelten Textzeile »nein, nein, nein, das ist es nicht, sei(d) zerbrochen, Bleistift, zerrissen, Papier, verflucht, Tag!« (Abb. 2).¹³ Die Angst vor dem Verstummen hingegen schwächt der Autor ab: Im Typoskript hadert der Ich-Erzähler noch mit »erfindungen«, »die nur das verstummen umschreiben«, wobei Kofler – charakteristisch für seine Arbeitsweise – danach in Klammer eine Alternative notiert, die sich allerdings nur in der Formulierung minimal von der ersten unterscheidet: »(um das verstummen herum schreiben)«.¹⁴

In einer weiteren überarbeiteten Fassung, die der Druckversion gleicht, ist das ›Verstummen‹ überhaupt nicht mehr vorhanden, vielmehr umschreiben die kritisierten ›Erfindungen‹ »eine schlechte Tagesverfassung«.¹⁵ Die Angst vor dem Verstummen, die in den Notizen aufblitzte und für den Brief an Klaus Wagenbach aufgegriffen wurde, ist im Prosatext einem Schreiben oder Schreibversuchen gewichen, die den Ich-Erzähler allerdings nicht zufriedenstellen und immer wieder abbrechen, abgebrochen werden – sogar mitten im Satz. Bis in die äußere Form des Textes hinein (ein, zwei Worte pro Zeile) deuten bereits die Anfänge (»Es ist / Vor mir / ich«) in der oben geschilderten Schreibszenen auf Abbruch und Krise hin:

In Koflers Notizen zu »Am Schreibtisch« taucht diese Anordnung von Satzanfängen jedoch in unterschiedlichen Kontexten auf: einerseits als Teil von Textsplintern für die oben beschriebene Schreibszenen, andererseits in konzeptionellen Skizzen und in Verbindung mit der Formulierung »alles nicht wahr« (von Kofler ursprünglich als erster und letzter Satz der Prosa geplant). In diesem Zusammenhang stehen die Anfänge nicht für misslungenes Schreiben, sondern erfüllen im Arbeitsprozess eine gegenteilige Funktion: Sie dienen dem Autor als Selbstvergewisserung für den »schwierigen Aufbau (schwierig im Sinne von kunstvoll)«,¹⁶ und zwar in unterschiedlichen Phasen der Arbeit. Das eingangs erwähnte Blatt mit Briefentwurf und Kapitelübersicht entstand, als die Arbeit bereits weit vorangeschritten war, und enthält die Notiz »Es ist / Vor mir / Ich / alles« ebenso wie eine frühe Übersicht über Ideen für einzelne Abschnitte: »Schluß? / Es ist / Vor mir / Ich / Alles nicht wahr«.¹⁷

Doch inwiefern spielen diese – fast wie ein Gedicht anmutenden – Satzanfänge eine Rolle im Text? Sie sind nicht nur abgebrochene Anfänge im Schreiben des Ich-Erzählers, sondern auch Kapitelanfänge in »Am Schreibtisch«. Während »Vor mir« (in Variation »hinter mir«) auf das Motiv der Bergwanderung verweist, das den Text im ersten und letzten Kapitel rahmt (»Vor mir geht der Fremde«),

zeit hinaus zu meinem haus und erlebte die böseste überraschung meines
lebens. mein, franz josefs murkaus unglück begann damit, daß ich mir
ein buch von thomas bernhard zu lesen begann. ich, georg hauptfeld,
ein jüngerer junggeselle (ich suche prosa (jeder art) in der ich die
hauptrolle übernehmen kann. (ich, g h , ein jüngerer junggeselle, ver-
liebte mich dermaßen in europas bestangezogene dichterin, daß ich
sonst oder
außer für sie für nichts und niemanden aug noch ohr hatte . dann aller-
dings -)) (nein) ich, der held - falsch; das ich, der held (der
westlichen welt' - wer ich, welcher held ? was ist (eigentlich) los, woher
diese ausfallerscheinungen, wozu diese erfindungen, die nur das ver-
stummen umschreiben (um das verstummen herum schreiben) ? (ich muß
zeit gewinnen) (ich weiß nicht) ist es der alkohol, war es der
zeckenbiß, war es an einem samstagvormittag ende august vergangenem
jahres, da alles anfang ? (ich, ja, wer, ich vermag es nicht
zu sagen) an jenem (verhängnisvollen) sa vormittag hatte ich ein dusch
bad genommen u beim abtrocknen in der linken armbeuge einen zeck
merkt, aussehend wie ein dicker blutstropfen und im begriff, sich ins
fleisch zu bohren. wohl bin ich gegeb zeckenbiß geimpft, aber wer
(wenn nicht ich) beschreibt mein entsetzen, als ich von der wirtin
von koflers jausenstation hatte erfahren müssen, daß es in dieser gegend
eine zeckenart gäbe, gegen deren biß noch kein kräutlein gewachsen wäre,
die sich an die vorgeschriebene vorkommengrenze unterhalb 1000 m noch
an den frühsummer als hauptsaison hielten und sprachstörungen, amnesie,
lähmungen bewirken könne, oft monate oder jahre später betrübt hatte
ich zum fenster hinaus gesehen auf den birnbaum, ins blätterwerk mit
den ersten gelblichen blättern im bläulichen dunst ((es ist noch august
u doch schon september, hatte ich gedacht, längst ist der sommer vorüber,
wo nehm ich, wenn es ist, die blumen - ? und jetzt wäre es (also)
soweit ? (nein) das kann nicht sein, nein (nein) es ist gewiß der alkohol
(der mir zu schaffen macht (u mich auf der stelle treten läßt (mich
im eigenen saft kochen läßt, garen, dünsten, braten (anstatt prag-
matischen umgang zu pflegen mit meinem talent))) der alkohol und andere

Abb. 2: Von Werner Kofler in mehreren Durchgängen überarbeitetes Typoskript
zu »Am Schreibtisch«. Bestand WK, RMI, Sign.: 11/W7/3.

manifestieren sich »Ich« und »Es ist« als Beispiele für weitere Schreibkrisen im Text: Die betreffenden Abschnitte beginnen mit der Bekräftigung des Schreibenden, dass er nun schreiben wolle, kommen über diese Ansage allerdings nicht hinaus: »*Ich reiste nach Deutschland, um etwas zu erleben*. Mit diesem Satz werde ich, wieder an den Schreibtisch zurückgekehrt, das Kapitel beginnen lassen. Zuvor allerdings muß ich erst einmal wegkommen« (AS, S. 41; vgl. Abb. 3), »*Es ist Mitternacht*. Mit diesem Satz werde ich, an den Schreibtisch zurückgekehrt, das nächste Kapitel eröffnen; jetzt aber reise ich nach Deutschland, um etwas zu erleben« (AS, S. 50).

Abb. 3: Der Autor und sein Schreibtisch in der Wohnung Hetzgasse Nr. 8 im 3. Wiener Gemeindebezirk, 1980er-Jahre. Bestand WK, RMI, Sign.: 11/S4.



Für diese Kapitelanfänge gilt, was Wolfram Groddeck mit Blick auf Robert Walsers Texte feststellt: Sie veranschaulichen »auf paradoxe Weise, dass hier der Vorsatz, schreiben zu wollen, mit dem Anfang des Textes identisch ist.«¹⁸ Der Zeitpunkt des Schreibens wird bei Kofler wiederholt in eine immer ungewisser werdende Zukunft verlagert. Details des Schreibvorhabens erfährt man nicht, eher handelt es sich um die Beschwörung eines Beginns, »das nicht darauf aus ist, *etwas* anzufangen, etwas *Bestimmtes* anzufangen, sondern um ein Anfangen, ohne daß bereits gesagt werden könnte, wo es hingehet – oder hingehen soll«. In Anlehnung an Roland Barthes bezeichnet Sandro Zanetti dieses Phänomen als »intransitive[s] Anfangen«. ¹⁹ Mit Blick auf den gesamten Text kann man feststellen, dass die Ankündigung, einzelne Kapitel mit den genannten Sätzen beginnen zu lassen, zwar einige Male umgesetzt wird, aber nur in Ausnahmefällen eine daran anschließende Erzählung gelingt. ²⁰ Die meisten brechen ab oder werden verworfen.

»... ABBRECHEN, ABGEBROCHEN WERDEN ...«

Von Prosastücken, die ebenso zusammengehören wie sie auseinandertreiben,²¹ schreibt Kofler in einem Exposé zu »Am Schreibtisch«; in einer Notiz hält er entsprechend fest: »Erzählungen, Prosastücke, die abbrechen, abgebrochen werden / Text geht weiter.«²² Aber wie gelingt Kofler letztlich das (Weiter-)Schreiben? Seine Texte – so auch »Am Schreibtisch« – imitieren auf der Handlungsebene Sprachausfälle, erzählen von Erinnerungslücken und beklagen den Hang zur Wiederholung, sind selbst jedoch präzise konstruierte vielschichtige Montagen. Koflers Konstruktions- und Kompositionsprinzipien verhalten sich, wie die Literaturwissenschaft einhellig konstatiert, völlig konträr zu einem »*assoziativen Delirium*« – so die ironische Selbstetikettierung eines der Ich-Erzähler in »Am Schreibtisch« (AS, S. 109). Nur einzelne Arbeiten versuchten allerdings bislang, Koflers Schreibprozess auf Basis einer textgenetischen Untersuchung zu erfassen.²³ Anke Bosse zeigt in einer Analyse der Textgenese von Koflers Theaterstück »Tanzcafé Treblinka«, wie er zwei Prosatexte »architextuell« revidierte, und betont Koflers Vorliebe für die Arbeit mit der Schreibmaschine;²⁴ auch in einem Aufsatz über Schreib-Szenen stellt sie fest, dass er »fast ausschließlich an der Schreibmaschine« und weniger mit der Hand schrieb.²⁵ Auch zu »Am Schreibtisch« sind maschinschriftliche Textzeugen erhalten; umfangreich und für die Textgenese wichtig erweist sich aber auch eine Mappe mit handschriftlich überlieferten Notizen. Die Archivmaterialien zeigen einen komplexen Arbeitsprozess und offenbaren, wie sehr Kofler zu diesem Zeitpunkt seiner schriftstellerischen Karriere eine Praxis entwickelt hatte, die sein Schreiben beförderte.²⁶ Einzelne lose Notizblätter enthalten handschriftliche Passagen, die wortwörtlich in die gedruckte Fassung eingegangen sind oder konzeptionelle Anmerkungen zum Aufbau des Textes; einige Blätter enthalten beides: Textsplitter für die entstehende Prosa sowie Skizzen, die die Gesamtgestalt des Textes betreffen. Die Notizen wurden vom Autor sichtlich mit unterschiedlichen Schreibgeräten überarbeitet; aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Kofler diese Aufzeichnungen während der Niederschrift mit der Schreibmaschine zur Hand. Auch in den überlieferten Typoskripten lässt sich erkennen, wie er Situationen schuf, die das Weiterschreiben begünstigten und den kreativen Prozess nicht stocken ließen: Er tippte mit der Schreibmaschine mehrere (Formulierungs-)Möglichkeiten neben- und übereinander (teilweise in Klammer) oder ließ Freiraum für spätere Ergänzungen; damit ließ er die Entscheidung für die endgültige Formulierung noch offen, hemmte jedoch seinen Schreibfluss nicht. Das Wissen, dass diese

Form der Textproduktion einer späteren Bearbeitung bedarf, begleitet die Niederschrift auf der Schreibmaschine. Bestehende Texte überarbeitete Kofler mehrfach; er tippte Passagen nicht neu, sondern nahm in unterschiedlichen Farben zahlreiche Änderungen, Umschichtungen und Streichungen vor und setzte sich Anmerkungen im Fließtext. Diese auf die wiederholte Lektüre eigener Texte und Textpassagen ausgerichtete Arbeitsweise kann auf unterschiedliche Weise das Weiterschreiben unterstützen, schließlich löst das Verschriftlichte neue Vorstellungen aus.²⁷ Koflers Schreibpraxis verhält sich also, kurz zusammengefasst, völlig anders als jene der Schreibenden in »Am Schreibtisch«, die über die Beschreibung der Schreibumgebung selten hinauskommen, ihren Ideen ausführlich und sprunghaft im Kopf nachgehen und vor allem den Textanfang zur Bedingung für das Gelingen machen. Anders als Kofler setzen sie immer wieder von Neuem an, wenn der erste Satz oder Absatz keinen befriedigenden Schreibfluss auslöst, keinen zufriedenstellenden Text hervorbringt. Der von Kofler konstruierte Autor verwirft in der Regel, anstatt zu überarbeiten, wobei Letzteres in der Prosa auch schwieriger darstellbar wäre. Indem er sein Tun regelmäßig kommentiert, gewährt er uns Einblick in seinen Arbeitsprozess: »(Nun? Ich weiß nicht ... Nein, nicht *nun, ich weiß nicht*, ich werde das wieder streichen, so.)« (AS, S. 55). Das zu Streichende wird vermerkt, aber nicht getilgt.

»KEIN WORT MEHR, SCHLUSS«

Selbstadressierte, dem Schreiben gewidmete Anweisungen sind Teil der Organisation vieler Schreibprozesse: Sie werden im Schreibprozess (modifiziert) eingelöst oder auch nicht, erschöpfen sich aber darin und kommen nicht ins Buch.²⁸ Solche Hinweise an sich selbst notiert auch Kofler: »*später*«, »*straffen*«, »*weitere Beispiele*«, »*Änderungen*«. ²⁹

Doch die Kluft zwischen Erzähler und Autor, Leseradressierung und Autoradressierung ist bei Kofler »denkbar klein«, ³⁰ stellt Elmar Lenhart am Beispiel von Archivmaterial zu »Guggile« fest. Dies gilt umso mehr für den Arbeitsprozess an »Am Schreibtisch«, wo Ankündigungen des Erzählers auch zu Handlungsanweisungen für den Autor werden können. In einer Vorstufe berichtet der schreibende Erzähler vom Vorhaben, ein Kapitel streichen zu wollen: »nein, dieses kapitel werde ich wieder streichen. oder nicht? jetzt habe ich es schon geschrieben. und aus keinem anderen grunde werde ich es wieder (durch) streichen«. ³¹ Und auch der Autor Kofler streicht es in einer Überarbeitung; weder

die Ankündigung noch das Kapitel kommen ins Buch. Auch die handschriftlich am Ende des Typoskripts notierte und umrahmte Zeile löst er ein, ohne sie am Ende abzdrukken – ganz so, als wäre die Fremdadressierung vorab zur Selbstadressierung geworden: »*Ein Schriftsteller muß ein Unterlassungskünstler sein, kein Übertreibungskünstler*«. ³²

Umgekehrt bereichert das Wissen um die Textgenese manche Klage des Ich-Erzählers, etwa an folgender Stelle im Buch: »Ach, es ist so mühsam, Satz für Satz zusammenzutragen« (AS, S. 97). Während im gedruckten Kontext die Mühe der tatsächlichen Entstehung kaum mehr nachvollziehbar ist, finden sich in Koflers Nachlass drei stark überarbeitete Seiten mit Ergänzungen, Streichungen ganzer Passagen und umfangreichen Umstellungen, an deren Ende kaum etwas stehen blieb außer der selbst mehrfach modifizierte Satz, der genau beschreibt, was Kofler hier tat: »ach, es ist so mühsam (~~was für eine mühsal~~), satz für satz zusammenzutragen«. ³³

Die finale Handlungsanweisung gibt der Text sich schließlich selbst: In der letzten Passage von »Am Schreibtisch«, die die zentralen Elemente der Schreibszenen aufgreift, kehren die Satzanfänge (»Es ist« / »Ich« / »Vor mir«) noch einmal wieder, ebenso die typischen Verwerfungen, die Artikulation physischer Schwäche – auf dem Berg wie am Schreibtisch – sowie eine zunehmende Ich-Diffusion. Schreiben wird zur Wahrnehmungsarbeit, denn der Begriff der Wahrnehmung hängt bei Kofler eng mit der schriftstellerischen Tätigkeit an sich zusammen. ³⁴ Erschienen in »Am Schreibtisch« bereits zuvor Schreibkrisen als Wahrnehmungskrisen (Erinnerungslücken, Amnesie etc.), so betont der Autor hier nochmals die sprachliche Konstruktion der entworfenen Welt, mit der er schon zuvor das Vertrauen in Erzähltes und Erzählinstanzen beständig erschütterte.

Der Text endet selbstreferentiell mit der fast identen Formulierung aus Koflers Brief an Wagenbach, in dem er größtes Interesse bekundete, den Aufbau der Prosa »zu Ende zu bringen«. ³⁵ ›Ende‹ im Sinne von Abbruch und ›Ende‹ im Sinne von Vollenden scheinen am physischen Schreibtisch wie in der Prosa »Am Schreibtisch« zusammenzufallen:

Es ist Mitternacht. Ich schreibe: Der Regen peitscht gegen den Kopf. Vor mir geht der Bergführer. Hinter mir geht der Fremde. Nein, ich bin der Fremde. Anders, hinter mir geht der Bergführer, vor mir geht der Fremde. Auch nicht, der Bergführer gilt als vermißt. Vor mir also geht der Fremde. Kennt er den Weg?, will ich mich fragen, da befällt mich eine unerklär-

liche Schwäche, wie es mir auf dem Großelend schon einmal widerfahren ist, [...] ich will ihr nicht Rechnung tragen und muß sie dennoch wahrhaben. (Wahrnehmen? Wer spricht hier! Schmidt? Vollmer? Kein Wahrhaben ohne Wahrnehmen, das ist die Wahrheit, Herr Schmidt.) Lassen Sie uns das gefährliche Beginnen abbrechen, sage ich zum Fremden, ich will umkehren, auf der Stelle. – Zur Umkehr ist es zu spät, antwortet, wie wenn es tatsächlich so wäre, der Fremde, – es ist schon nach Mitternacht. Was man anfängt, muß man auch zu einem Ende bringen – also Schluß jetzt, kein Wort mehr, Schluß. (AS, S. 133)

ANMERKUNGEN

- 1 Brief von Werner Kofler an Klaus Wagenbach vom 21. Mai 1987, Bestand Werner Kofler, Robert-Musil-Institut für Literaturforschung / Kärntner Literaturarchiv der Universität Klagenfurt (im Folgenden Bestand WK, RMI), Sign.: 11/W7/B1. – Die hier geäußerte Zuversicht für die Finalisierung findet sich ebenso in Koflers Notizen: »auch wenn nichts mehr hinzu käme, ein Buch ist es längst« (ebd., Sign.: 11/W7/2. – Kursivierung im Original in Versalien).
- 2 Notizen zu »Am Schreibtisch«, ebd., Sign.: 11/W7/1.
- 3 Notizen zu »Am Schreibtisch«, ebd., Sign.: 11/W7/2.
- 4 Brief von Klaus Wagenbach an Werner Kofler vom 30. August 1987, Bestand WK, RMI, Sign.: 11/W7/B2 (abgedruckt in Werner Kofler. Texte und Materialien. Hg. von Klaus Amann. Wien: Sonderzahl 2000, S. 143). – Die Empfehlung zur Entziehungskur griff Kofler in »Hotel Mordschein«, ein Jahr nach »Am Schreibtisch« erschienen, auf, in dem der Ich-Erzähler berichtet: »eines Tages erhielt ich, ohne daß ich den Verleger um ärztlichen Rat gefragt hätte, von jenem ein druckreifes Manuskript zurück mit der Aufforderung, mich endlich einer Entziehungskur zu unterziehen« (Werner Kofler: Hotel Mordschein. In: Ders.: Kommentierte Werkausgabe. Hg. von Claudia Dürr, Johann Sonnleitner, Wolfgang Straub. Bd. 2. Wien: Sonderzahl 2018, S. 135–248, hier S. 245).
- 5 Vgl. Werner Kofler: Am Schreibtisch. Alpensagen, Reisebilder, Racheakte. Rowohlt: Reinbek bei Hamburg 1988. – Das Werk bildet gemeinsam mit »Hotel Mordschein« (1989) und »Der Hirt auf dem Felsen« (1991) ein Triptychon, weshalb die Literaturwissenschaft meist auf alle drei Texte Bezug nimmt, wenn sie vom Höhepunkt in Koflers Werk spricht.
- 6 Davide Giuriato, Martin Stingelin, Sandro Zanetti: Einleitung. In: »Schreiben heißt: sich selber lesen«. Schreibszenen als Selbstlektüren. Hg. von D. Giuriato, M. Stingelin, S. Zanetti. München: Fink 2008 (= Zur Genealogie des Schreibens 9), S. 9–17, hier S. 12 f.
- 7 Exposé zu »Am Schreibtisch«, undatiert, Bestand WK, RMI, Sign.: 11/W7/2.
- 8 Werner Kofler: Am Schreibtisch. Alpensagen / Reisebilder / Racheakte. In: Ders.: Kommentierte Werkausgabe (Anm. 4), S. 7–134, hier S. 9 (Zitate aus diesem Band werden in der Folge mit der Sigle AS und Seitenangabe im Text nachgewiesen. Allfällige Kursivierungen folgen dieser Vorlage).
- 9 Annegret Pelz: Tischgesellschaft mit Autor. Werner Koflers Schreibszenarien. In: Amann: Werner Kofler (Anm. 4), S. 131–142, hier S. 136.

- 10 Notizen zu »Am Schreibtische«, Bestand WK, RMI, Sign.: 11/W7/2.
- 11 Wolfgang Straub: Schubert schreiben. Text-Musik-Bezüge bei Werner Kofler – ein Überblick. In: Werner Kofler *intermedial*. Hg. von Anke Bosse, Claudia Dürr, Wolfgang Straub. Stuttgart: Metzler 2018 (= *Kontemporär. Schriften zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* 6), S. 71–90, hier S. 77 f. Kursivierungen im Original. – Straub verweist in einer Fußnote auf Friedrich Kittlers Habilitationsschrift »Aufschreibesysteme 1800/1900« (München: Fink 1985). Inwiefern Koflers Ich-Erzähler das Gehörte für den Schreibprozess produktiv macht, geht aus der konkreten Stelle nicht hervor.
- 12 Entwurf zu »Am Schreibtisch«, Bestand WK, RMI, Sign.: 11/W7/2. Kursivierungen im Original in Versalien.
- 13 Typoskript zu »Am Schreibtisch«, Bestand WK, RMI, Sign.: 11/W7/3.
- 14 Handschriftlich überarbeitetes Typoskript zu »Am Schreibtisch«, ebd.
- 15 Typoskript zu »Am Schreibtisch«, ebd.
- 16 Brief von Kofler an Wagenbach vom 21. Mai 1987 (Anm. 1).
- 17 Notizen von Werner Kofler für den Brief an Klaus Wagenbach, Bestand WK, RMI, Sign.: 11/W7/1. Kursivierungen im Original in Versalien.
- 18 Wolfram Groddeck: »Ich schreibe hier ...«. *Textgenese im Text. Zu Robert Walsers Prosastück »Die leichte Hochachtung«*. In: *Anfangen zu schreiben. Ein kardinale Moment von Textgenese und Schreibprozeß im literarischen Archiv des 20. Jahrhunderts*. Hg. von Hubert Thüning, Corinna Jäger-Trees, Michael Schläfli. Paderborn: Fink 2009 (= *Zur Genealogie des Schreibens* 11), S. 97–108, hier S. 99.
- 19 Sandro Zanetti: Wo beginnt der Anfang? Lektürenotizen – erste Gedichtentwürfe bei Paul Celan. In: Thüning, Jäger-Trees, Schläfli: *Anfangen zu schreiben* (Anm. 18), S. 215–236, hier S. 217. Kursivierungen im Original.
- 20 In einen (kurzfristigen) Schreibtausch gerät der schreibende Ich-Erzähler, wenn er den Stil eines anderen Autors – des österreichischen Kriminalchriftstellers Leo Frank – imitiert: »Meine Feder fliegt nur so über das Papier. Ein Inhalt ist so gut wie der andere.« (AS, S. 79)
- 21 Vgl. Exposé zu »Am Schreibtisch«, Bestand WK, RMI, Sign.: 11/W7/2.
- 22 Exposé und Notizen zu »Am Schreibtisch«, ebd.
- 23 Vgl. Elmar Lenhart: *Transmediale und intermediale Phänomene in Werner Koflers »Ida H. Eine Krankengeschichte«*. In: Werner Kofler *intermedial* (Anm. 11), S. 135–150 sowie Anke Bosse: *Werner Koflers »Oliver«-Komplex – genreübergreifend und multimedial. Sprache – Literatur – Koflers »Mimikry des Oralen«*. In: ebd., S. 151–167.
- 24 Vgl. Anke Bosse: *Architextuelle und mediale Transpositionen als Agens der Textrevision. Werner Koflers »Tanzcafé Treblinka«*. In: *Textrevisionen. Beiträge der Internationalen Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition. Graz, 17. bis 20. Februar 2016*. Hg. von Wernfried Hofmeister, Andrea Hofmeister-Winter. Berlin, Boston: De Gruyter 2017 (= *Beihefte zu editio* 41), S. 125–134, hier S. 128.
- 25 Anke Bosse: *Schreibprozesse erforschen und darstellen – literaturwissenschaftliche Zugänge*. In: *Schreibwissenschaft – eine neue Disziplin. Diskursübergreifende Perspektiven*. Hg. von Birgit Huemer u. a. Wien: Böhlau 2021 (= *Schreibwissenschaft* 2), S. 195–210, hier S. 202.
- 26 Im Rahmen des FWF-Forschungsprojekts »Kofler Aural. Auralität und Schreibprozess. Eine digitale genetische Edition von »Am Schreibtisch« wird aktuell die Textgenese von »Am Schreibtisch« erforscht und eine Edition des Textes vorbereitet. Informationen zum Projekt sind unter <https://www.aau.at/musil/literaturforschung/kofler/> abrufbar (Stand: 10.01.2024).

- 27 Vgl. Claudia Dürr, Tasos Zembylas: Wissen, Können und literarisches Schreiben. Eine Epistemologie der künstlerischen Praxis. Wien: Passagen 2009, S. 107.
- 28 Vgl. Bosse: Schreibprozesse erforschen und darstellen (Anm. 24), S. 204.
- 29 Typoskripte zu »Am Schreibtisch«, Bestand WK, RMI, Sign.: 11/W7/3. Kursivierungen im Original in Versalien.
- 30 Lenhart: Transmediale und intermediale Phänomene (Anm. 22), S. 142.
- 31 Textfassung zu »Am Schreibtisch«, Bestand WK, RMI, Sign.: 11/W7/3.
- 32 Ebd. Kursivierungen im Original in Versalien.
- 33 Ebd. Streichung im Original.
- 34 Vgl. Claudia Dürr, Wolfgang Straub: Die Wirklichkeit ist schamlos. Amnesie und Polyphonie bei Werner Kofler. In: Im Rausch des Schreibens. Von Musil bis Bachmann. Hg. von Katharina Manojlovic, Kerstin Putz. Wien: Zsolnay 2017 (= Profile 24), S. 265–276, hier S. 274.
- 35 Brief von Kofler an Wagenbach vom 21. Mai 1987 (Anm. 1).

Schreiben als Heilungsprozess

Annemarie E. Mosers Protokoll einer psychischen Krise im Spiegel ihrer Selbstdokumentation

HELMUT NEUNDLINGER

»Das Schicksal einer sensiblen jungen Frau. Sie überwindet Krankheit und Isolation« lautet der Kolummentitel der Verlagsankündigung zu Annemarie E. Mosers (geb. 1941) Romandebüt »Türme« (1981) (Abb. 1).¹ Krisen, Zusammenbrüche und Traumata stehen im Zentrum der Romane der in Wiener Neustadt geborenen Autorin, und von Beginn ihrer literarischen Karriere an wurde das Erscheinen ihrer Texte von Hinweisen begleitet, dass es sich um autobiographische literarische Berichte handelt. Sie selbst hat ihre mediale Wirkung penibel in einer eigenen Sammlung dokumentiert, die den Diskurs zwischen psychischer Krankheit, persönlicher Krise und Schreiben als Akt der Befreiung protokolliert. Verlagsankündigungen, Rezensionen, Interviews und Lesungseinladungen belegen die breite Rezeption ihrer Arbeit und ihrer öffentlichen Statements zu diesem Themenkomplex in ihrem Vorlass (vgl. Abb. 2).

Mosers Werk steht in Verbindung zu lebensgeschichtlich gefärbter Literatur, die in den 1970er-Jahren eine Konjunktur erfuhr, etwa die Romane »Schöne Tage« (1975) von Franz Innerhofer und »Herrenjahre« (1976) von Gernot Wolfgruber. Ein wesentliches Merkmal dieser Texte besteht in der literarischen Aufarbeitung traumatisierender Erfahrungen und stigmatisierender Lebenszusammenhänge, sei es bäuerliche Knechtschaft oder subproletarische Herkunft. Eine Verwandtschaft zeigt sich auch zu Texten von Frauen mit Psychiatrieerfahrung, etwa Maria Erlenbergers »Hunger nach Wahnsinn« (1977) oder Helga M. Novaks »Aufenthalt in einem irren Haus« (1971), wobei sich Moser insofern von diesen Autorinnen unterscheidet, als ihre Texte primär positive Erfahrungen mit psychiatrischen Anstalten schildern.² Starke Parallelen ergeben sich in der literarischen Beschäftigung mit den geschlechtsspezifischen Aspekten psychischer Erkrankungen.

In den Rezensionen zu ihrem ersten Roman »Türme« fällt wiederholt der Begriff der »Heilung«, Moser wird als eine Krisenexpertin, die aus eigener Erfahrung schöpft, wahrgenommen und eingeschätzt. Wohl zu Werbezwecken legt der Verlag Styria in seiner ersten Ankündigung die Zuschreibung »Protokoll

Das Schicksal einer sensiblen jungen Frau. Sie überwindet Krankheit und Isolation.

Annemarie E. Moser



Annemarie E. Moser
TÜRME
Roman

ca. 172 Seiten, Leinen,
ca. S 178.—, DM 24,80
ISBN 3 222 11330 0



Geboren 1941 in Wiener Neustadt. Nach dem Besuch von Grundschulen als Büroangestellte tätig. Seit 1977 Veröffentlichungen in Zeitschriften und im ORF. Gedichtband: „Anreden“ (1980). Lebt seit 1980 als freie Schriftstellerin in Wiener Neustadt.

„Protokoll einer Heilung“ nennt Hans Weigel diesen Erstlingsroman von Annemarie E. Moser, in dessen Mittelpunkt der Lebensweg einer jungen Frau und ihre Entwicklung zur Schriftstellerin steht. Bedingt durch nicht bewältigte oder falsch gedeutete Erlebnisse in der Jugend, gleitet die Heldin in eine seelische Krankheit, die sie aus der Bahn zu werfen droht. Sie sucht mit allen Kräften Heilung, zuerst in einem Krankenhaus, dann aber auf dem Umweg über eine Sekte, von deren verhängnisvollem Einfluß sie sich allein mit Hilfe ihres kritischen Verstandes und einer durch nichts zu korrumpierenden Menschlichkeit befreien kann. Parallel zu dieser Lösung von äußeren Abhängigkeiten gelingt durch das Eingeständnis von Schuld auch die Lösung von inneren Zwängen. Die Türme – uralte Sinnbilder menschlichen Hochmuts –, die im Titel angesprochen werden, sind Schlüsselsymbole und illustrieren die innere Entwicklung der erzählenden Figur. Im Fundament des dritten Turms wird die Schuldhaftigkeit des Menschen entdeckt – durch diese Erkenntnis ist auch Erlösung möglich.

Annemarie E. Moser ist bis jetzt – von Jeannie Ebner entdeckt – als Lyrikerin hervorgetreten. Eine ihrer ersten Prosaarbeiten wurde mit dem ersten Preis des Autorenwettbewerb der Zeitschrift „profil“ ausgezeichnet. Bis ins Detail genaue Schilderungen (des kleinbürgerlichen Milieus z. B., in dem die Heldin aufgewachsen ist, des Tagesablaufes in einer psychiatrischen Klinik, von Predigterfahrungen im Missionsdienst der Sekte) erwecken im Leser das Gefühl, dabei zusehen und mitzuerleben. „Was mich daran, wie auch an der Autorin persönlich, sehr besticht, das ist der hohe sittliche Ernst“, schreibt Moser-Entdeckerin Jeannie Ebner.

Erscheint: Februar

11

Abb. 1: Der Erstlingsroman »Türme« als »Protokoll einer Heilung« in der Verlagsankündigung. Vorlass Annemarie E. Moser, Archiv der Zeitgenossen, ohne Sign.

einer Heilung« dem Literaturkritiker Hans Weigel in den Mund, der zwar in der Tat mit der Autorin Jeannie Ebner als Entdecker und Förderer Mosers gelten darf.³ Die Formulierung stammt jedoch aus dem Roman selbst und resümiert dort den Entschluss, die Arbeit an diesem Projekt auf- und anzunehmen: »[...] und ich sah einen Turm, einen silbern schimmernden Turm aus Worten, und dachte: »Das wird das Protokoll meiner Heilung.«⁴

»Türme« ist tatsächlich das Protokoll einer psychischen Krise, die Moser als junge Frau erfasst und in den Zustand einer bedrohlichen Labilität versetzt hatte. Die Ich-Erzählerin richtet sich in ihrem Bericht an »Dada«, den abwesenden Vater, der an Tuberkulose starb, als sie zwei Jahre alt war. Die rhetorische Hinwendung markiert zugleich die frühkindliche Prägung durch den Verlust, die tragische Urszene einer Kindheit, in der sich die unglücklichen Umstände zu einer ausweglosen Serie verketteten: die Drangsalierung durch den zwänglerisch-cholerischen Stiefvater, der Selbstmord der Patentante, ihrer einzigen Förderin in Sachen Ausbildung, das Scheitern am hohen Ziel der Studienberechtigung. Der Versuch, ein selbstbestimmtes erwachsenes Leben zu etablieren, mündet in einen schweren psychischen Zusammenbruch. Die Ich-Erzählerin beschreibt ihren Zustand mit eindringlichen Worten:

Immer kleiner wurde meine Welt, hinter den Horizonten lag nichts, statt der Welt eine schwarze, sich rasend schnell drehende Scheibe, und auf der Scheibe lag ich, wurde im Kreis herumgetragen und glitt durch die Fliehkraft immer weiter nach außen, bis ich schließlich in einen schwarzen Abgrund stürzte und verschwand.⁵

Demgegenüber steht die nüchterne Selbstdiagnose: »Ich bin schizophren.«⁶

Der Roman schildert den Prozess der Erkrankung aus der Innenperspektive, zugleich begleitet die Ich-Stimme den Ablauf des Erzählten mit reflexiven Einschüben. Sukzessive erhält der Text die Dimension einer Selbstanalyse,⁷ nicht zuletzt im Hinblick auf die Wendepunkte der Biographie, in denen ein Nachdenkprozess über gerade abgeschlossene Lebensphasen einsetzt.

Moser bezieht sich in der Selbstreflexion dezidiert auf Ereignisse, die über das konkrete Ich hinausreichen, etwa die NS-Herrschaft bzw. den Zweiten Weltkrieg, an den sie zunächst nur schemenhafte Erinnerungen aufruft. Über die Topographie ihrer heimatlichen Umgebung und die Lektüre von Texten wie dem »Tagebuch der Anne Frank« entsteht eine Annäherung an das Geschehene, die in die Frage mündet: Wie hätte ich mich verhalten?⁸ Biographisch bedeutsam

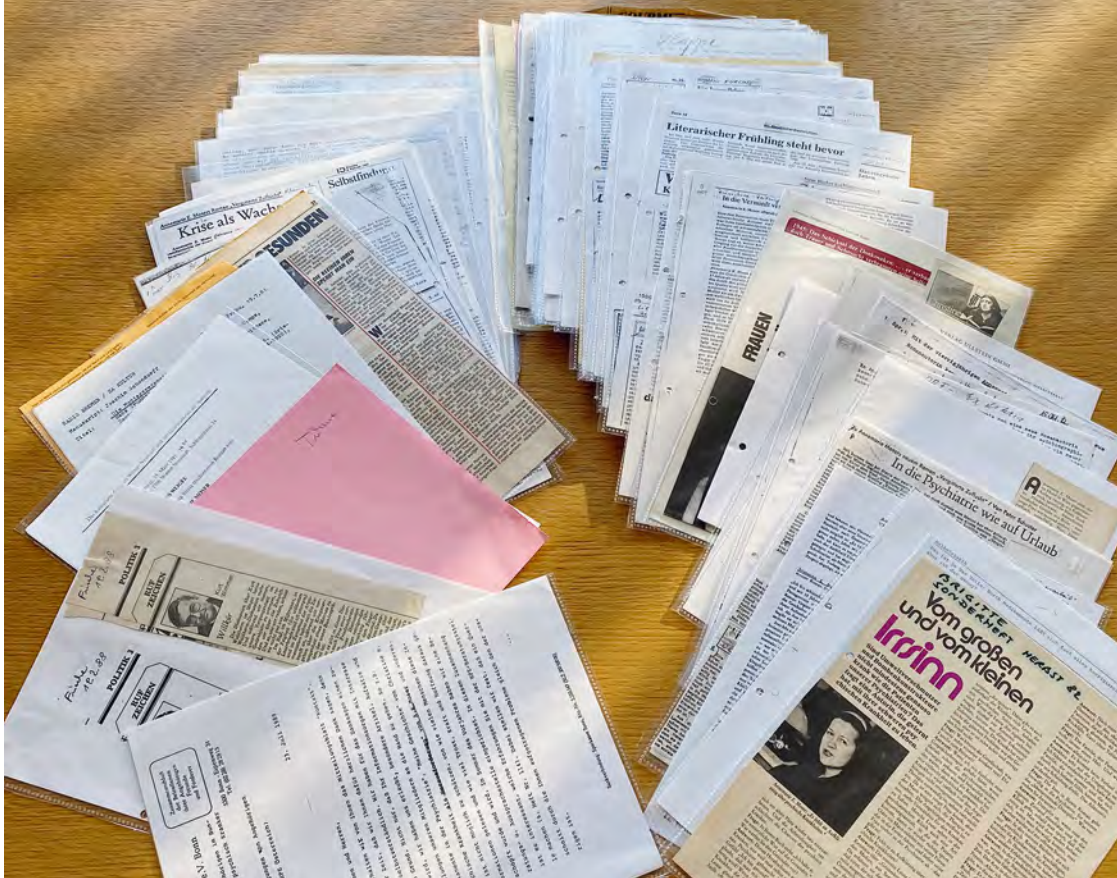


Abb. 2: Annemarie E. Mosers Selbstdokumentation. Archiv der Zeitgenossen.

wird diese Frage in ihrem Resümee der zehnjährigen Mitgliedschaft bei der Sekte der Zeugen Jehovas. Moser erkennt in ihrer Bereitschaft zur Unterordnung wie in ihrem beim Predigen aufflammenden Fanatismus eine Parallele zu jenen, die sich der Begeisterung für die NS-Ideologie hingeeben hatten.⁹

Ein weiterer entscheidender Faktor in der Autoanalyse ist die Auseinandersetzung mit den Schriften Freuds, mit der Erkenntnis der Existenz des Unbewussten.¹⁰ Darauf aufbauend erschließen sich neue Einsichten in die seelischen Zusammenhänge, konkret: in die Krisen und Zusammenbrüche, die Moser seit ihrer Kindheit bzw. frühen Jugend durchlebte.

Nimmt man den literarischen Text gemeinsam mit den Paratexten der Rezeption in den Blick, so zeichnet sich eine diskursive Parallelentwicklung ab. Die Gleichsetzung von Schreiben und Therapie löst sich in ein produktives Wechselverhältnis auf, das Moser schließlich beides ermöglicht: die Überwindung der Krankheit und eine Anerkennung als ernst zu nehmende Autorin, die zumindest bis in die Mitte der 1990er-Jahre eine kontinuierliche Rezeption erfährt. Wie eng Moser selbst diesen Zusammenhang erlebte, verdeutlicht eine Passage aus den Interviews, die Birgit Langer mit der Autorin führte:

Daß ich mich an die Öffentlichkeit gewagt habe mit meinen Gedichten, habe ich sicher einer Therapie zu verdanken, die ich relativ spät in Anspruch genommen habe im Jahr 1975, annähernd zehn Jahre nach der ersten Psychose. In der Therapie konnte ich so viel von meinen Konflikten durcharbeiten und bewußt machen, daß ich es fertigbrachte, mich zu dem, was ich schreibe, zu bekennen, auch mit dem Bewußtsein, daß etwas von mir veröffentlicht wird, worüber ich Jahre später sagen werde: Das war schwach.¹¹

Explizit verweist Moser an dieser Stelle auf jene Therapie, die für sie zu einem Schlüssel nicht nur für die Überwindung ihrer Erkrankung wird, sondern auch für die eigene Ermutigung, mit ihren Texten an die Öffentlichkeit zu treten. Im Roman »Türme« schildert Moser, wie der Therapeut sie dazu anregt, ihm aus ihren Gedichten vorzulesen. Die Übung verlangt ihr alles ab, aber »ich hatte ein neues Bewußtsein meiner inneren Möglichkeiten erhalten«, resümiert sie im Roman.¹²

Sprache ermögliche für Moser »Ordnung und Orientierung«, zudem »auch eine bestimmte Sicherheit und Bestätigung«. Den Zusammenhang von Schreiben und Therapie bringt sie abschließend so auf den Punkt:

Zur therapeutischen Wirkung kann ich sagen: Ja, ich brauche die Sprache für meine Existenz. Das heißt aber nicht, daß ich nur für mich alleine schreiben könnte. Die therapeutische Wirkung kann aber umschlagen, wenn ich die Fallen, wie Selbstüberschätzung oder Idealisierung, in diesem Zusammenhang nicht bemerke.¹³

Während die Rezensionen und Essays über »Türme« mit Begriffen wie »Heilung«, »Befreiung«, »Überwindung der Sprachlosigkeit« oder »Aufbruch« den Fokus auf die persönliche Entwicklung der Erzählerin legen, verschiebt sich die Perspektive mit dem Erscheinen des zweiten Romans »Vergitterte Zuflucht« (1982): Wie der Titel andeutet, handelt es sich um einen Roman zum Thema Psychiatrie, allerdings in anderer Weise als Rainald Goetz' wenig später erschienener Erstling »Irr« (1983). Folgt Goetz einer multiperspektivischen, experimentellen Herangehensweise, schildert Moser ihren Text wirklichkeitsnah aus der Sicht ihrer Protagonistin Ines, die in der Psychiatrie Hilfe und Halt nach einem Zusammenbruch findet. In mehreren Rezensionen bzw. Interviews mit der Autorin wird der Gegensatz »normal vs. verrückt« hinterfragt. Überschriften wie »Vom großen und vom kleinen Irrsinn« bzw. »Vom Wahnsinn der Gesunden« zeigen eine Tendenz, die Moser in ihren Statements durchaus zustimmend be-

dient (Abb. 3–4). Dabei stellt sie weniger auf eine Kritik der Psychiatrie, sondern vielmehr auf eine allgemeine Kritik der patriarchal-gewaltorientierten gesellschaftlichen Verhältnisse ab. Moser fordert zunächst Verständnis für die besondere Situation von psychisch Kranken ein: »Wenn die Leute ihre eigenen Störungen einmal zur Kenntnis nehmen würden, könnte aus dieser Erkenntnis Toleranz entstehen. Der Kranke hat vielleicht die gleichen Probleme wie der Gesunde, aber er ist schwächer und erträgt den Streß nicht.«¹⁴

Im Roman selbst finden sich kritische Formulierungen, die in die Berichte über das Buch aufgenommen werden, etwa in der Zeitschrift »Die Frau«: »Anemarie Moser hat es ziemlich klar durchschaut, daß es vielfach Herrschaftsverhältnisse, Denknormen sind, die bestimmen, welcher Wahnsinn erlaubt ist, sanktioniert, »normal«, ja oft sogar bewundert, und welcher verfemt wird, ausgeschlossen, hinter Gitter gesperrt.«¹⁵ Moser selbst drückt in dem bereits zitierten Interview in der Zeitschrift »Brigitte« deutlich aus, was die Funktion der Psychiatrie in Bezug auf Macht- und ungleiche Geschlechterverhältnisse sein kann: »Manche Leute sehen in der psychiatrischen Klinik auch eine Art Besserungsanstalt, in die der Patient kommt, damit er wieder richtig spurt. Oder ein Mann möchte mit seiner Freundin in die Ferien fahren und liefert seine Frau vorher in der Psychiatrie ab – auch das gibt es!«¹⁶

Vor allem die Interviews, die das Erscheinen von »Vergitterte Zuflucht« begleiten, erzeugen eine paratextuelle Ebene, die Mosers Rolle als Expertin und glaubwürdige Stimme, wie sie bereits im Anschluss an das Erscheinen von »Türme« angelegt war, verstärken. Bereitwillig und differenziert gibt Moser darüber Auskunft, inwiefern die Aufenthalte in psychiatrischen Institutionen notwendige Rettungsanker darstellten. Im Text selbst verwendet sie mehrmals den Begriff der »Heimat« bzw. »zweiten Heimat«, um deutlich zu machen, dass die Psychiatrie sie aus der unerträglichen, krankheitsbedingten Isolation herausgeholt und in einen sozialen Zusammenhang versetzt hat, in dem sie angenommen und akzeptiert wurde. Mehrere Rezensionen nehmen diesen Erklärungsansatz auf und übertragen ihn auf Ines Mendel, die Protagonistin des Romans: »Ines mußte sehr früh die schmerzliche Erfahrung machen, daß seelisches Leiden nicht salonfähig ist«, schreibt etwa Herbert Pehmer in »Literatur und Kritik«. ¹⁷ Hilfe, so Pehmer, findet sie »nicht nur durch die Ärzte und Medikamente, sondern vor allem durch die Gemeinschaft mit anderen Kranken und durch das so notwendige Verstehen, das ihr von den »Gesunden« versagt bleibt«.

Die Protagonistin schlüpft phasenweise in die Rolle einer Begleiterin für andere Patientinnen, die im Umgang mit der eigenen Krise bzw. den Abläufen in

Vom großen und vom kleinen Irrsinn

**Sind Umweltverschmutzer
und Bombenkonstruktoren
nicht mindestens genauso
krank wie die Patienten
unserer Psychiatrien? Das
fragt eine Autorin, die gelernt
hat, mit ihrer schweren psychischen
Krankheit zu leben.**

sondern „der spinnt“. Dabei gibt es auch außerhalb der Kliniken viele Leute, die mit psychischen Störungen behaftet sind. Wenn die Leute ihre eigenen Störungen einmal zur Kenntnis nehmen würden, könnte aus dieser Erkenntnis Toleranz entstehen. Der Kranke hat vielleicht die gleichen Probleme wie der Gesunde, aber er ist schwächer und erträgt den Streß nicht.

Frage: Was könnte die Gesellschaft, was könnte jeder einzelne konkret tun? Die Familie zum Beispiel?

Antwort: Wenn ich mit fünfzehn eine Gesprächstherapie gehabt hätte, wenn damals schon die psychosomatischen Störungen erkannt und behandelt worden wären, dann wäre die Krankheit bei

Antwort: Nach einer Statistik gibt es in Österreich bei den ehemaligen Klinik-Patienten, die alle Medikamente nach der Entlassung absetzen, 40 Prozent mehr Rückfälle. Ganz ohne Tabletten geht es also nicht.

Frage: Die Familie, der Partner bieten nicht immer einen Halt. Und was ist, wenn man allein ist?

Antwort: Es kommt beim Verlauf der Krankheit sehr auf die Umgebung an. Ich führe ein einfaches Leben, habe keine Familie, die mir zusetzt und die sich durch mich belastet fühlt, keinen Mann, der mit Scheidung droht. Das Alleinsein ist da eher gut.

Frage: Die Ines in Ihrem Roman geht freiwillig in die Psychiatrie. Sie nennen das „lebensrettende Disziplin“. Was verstehen Sie darunter?

Antwort: Disziplin ist, wenn man den eigenen Zustand einschätzt und in die Klinik geht, sobald man spürt, daß das nötig ist. Man wird dort anders behandelt, wenn man freiwillig kommt, man ist eher wieder auf der offenen Station.

Frage: In den meisten Büchern, die sich mit psychisch Kranken beschäftigen,

VOM WAHNSINN DER GESUNDEN

Ihre Geschichte ist abenteuerlich genug, obwohl sie selbst gar nicht abenteuerlich wirkt, eher still, bescheiden, in adretter Kleidung und mit schlicht zurückgekämmtem Haar. Annemarie Moser, 41 Jahre alt und mit zwei Romanen, Gedichten, etlichen Erzählungen und Hörspielen aufsteigender Stern am österreichischen Literaturhimmel. Was das Besondere ist an dieser Frau? Eine Entwicklung, die durch eine leidvolle Kindheit, Abhängigkeiten jeder Art, seelische Verstörungen, psychosomatische Krankheiten und schließlich schizophrene Schübe hindurchläuft, bis hin zu einem positiv bewältigten Leben als freiberufliche Schriftstellerin.

Annemarie Moser lebt in Wiener Neustadt, wo sie auch geboren wurde, in einer kleinen Wohnung, allein, aus Überzeugung kinderlos. Häufig kommt sie nach Wien, Freunde besuchen, Lesungen halten. Ihr Leben hat sie in den beiden Romanen „Türme“ und „Vergitterte Zuflucht“, die zum Teil autobiographischen Inhalts sind, beschrieben. Eine Kindheit, in bedrückend ärmlichen Verhältnissen, aufgewachsen in einer Umgebung, die ihre Begabung weder



Foto: Krammer

*Die Schriftstellerin
Annemarie Moser will Behinderung
weiter fassen.*

„Es

war“, sagt Annemarie Moser heute dazu, eine Phase,

Ines, ihre Kontaktversuche zu ihren Mit-Patientinnen, ihre Gespräche mit den behandelnden

Ärzten. In einer behutsamen, Gefühle und Empfindungen auslotenden Sprache hat Annemarie Moser die Welt des psychisch kranken Menschen beschrieben, seine Ängste, seine Verstörungen, seine Versuche, sich davon

DIE KLEINEN IRREN SPERRT MAN EIN

zu befreien. Das Auffallende daran: hier wird keine Kritik geübt, nicht verurteilt, nicht zertrümmert oder gar verteuft, hier sucht lediglich ein verletzter Mensch innerhalb der Wände dieser Klinik Trost, Verständnis, Heilung. „Ich kann“, sagt Annemarie Moser erklärend, „aus meinen persönlichen Erfahrungen an der psychiatrischen Klinik vor allem Positives darüber aussagen. Natürlich habe ich auch Negatives erlebt, aber das Positive überwiegt.“

Was Annemarie Moser für die Zukunft möchte? Menschen helfen, die sich in ähnlichen Situationen befinden, dabei helfen, die Kluft zwischen den sogenannten Gesunden und den sogenannten Kranken zu überbrücken, „Behinderung weiter fassen“.

Abb. 3-4: »Irrsinn« oder »Wahnsinn« als bestimmende Zuschreibungen der Rezeption.
Vorlass Annemarie E. Moser, Archiv der Zeitgenossen, ohne Sign.

der Klinik noch weniger geübt scheinen als sie selbst. Zuweilen erscheint sie als Bindeglied zwischen dem ärztlichen Personal und ihren Zimmerkolleginnen, wie etwa im Fall der suizidalen Inge, die sie in ein quasitherapeutisches Gespräch zu verwickeln versucht. Der zufällig dazustoßende Primar kommentiert diese Initiative mit dem Satz: »Reden Sie ihr nur ins Gewissen!«¹⁸ Vielleicht waren es Passagen wie diese, die dazu führten, dass einige Rezensionen das Werk als »Pflichtlektüre für Ärzte und Psychologen« empfahlen.¹⁹ Rezipiert wurde es zudem in Organen aus dem engeren Kontext der Selbstorganisation psychisch kranker Menschen wie der von dem gleichnamigen Verein getragenen Zeitschrift »Kuckucksnest«. Außerdem wurde Annemarie E. Moser von Betreuungseinrichtungen zu Lesungen eingeladen, etwa der Mödlinger Beratungsstelle des Psychosozialen Dienstes des Landes Niederösterreich.²⁰

Der Konnex von psychischer Krankheit und Kreativität wird in den Rezensionen kaum thematisiert, an einer Stelle allerdings sehr polemisch und ex negativo. In der niederösterreichischen Kulturzeitschrift »morgen« bezeichnet der Literaturkritiker Alois Eder Mosers Beschreibungen psychischer Krisen als »seltene Ausnahme unter den vielen modisch mit der Schizophrenie tändelnden Literaturprodukten der letzten Jahre«: »Viele der von Leo Navratil kreierte Künstler vermitteln ja nur das modisch-exotische Gefühl des Andersartigen, das einer modernen Ästhetik zwar entgegenkommt, aber die seelische Verfassung des Kranken und ihre Genese gerade nicht aufhellt.«²¹ Mit dieser Polemik bringt Eder die Autorin bewusst gegen die »Gugginger« Avantgarde in Stellung. Sprachästhetisch hat Mosers Schreiben tatsächlich kaum etwas mit Texten von Ernst Herbeck und Edmund Mach zu tun, allerdings schwingt in Eders Sätzen ein Ressentiment mit, das sich vor allem gegen Leo Navratils Werke »Schizophrenie und Sprache« (1966) und »Schizophrenie und Dichtkunst« (1985) zu richten scheint. Der Psychiater unternimmt darin den Versuch, Parallelen zwischen manieristisch geprägten Ästhetiken und den Texten seiner Patienten zu ziehen. Der Verdacht liegt nahe, dass es sich bei Eders Auslassungen im Grunde weniger um eine Auseinandersetzung mit der literarischen Sprache der Schizophrenie als um eine allgemeine Abrechnung mit der »modernen Ästhetik« handelt.

Gelesen werden kann Eders Polemik im größeren Bezugsrahmen eines Alteritätsdiskurses, den nicht zuletzt Moser selbst mit ihrem Roman ins Wanken bringt: weniger durch eine zugespitzte Ästhetik, umso mehr dafür durch eine Befragung der Opposition »normal vs. verrückt« bzw. »gesund vs. krank«. Ihrer Protagonistin Ines legt sie folgenden Satz in den Mund: »Ich glaube, ich bin jetzt weder krank noch gesund, sondern einfach – lebendig.«²² Es handelt sich dabei

um die Quintessenz in einem Prozess der Selbstbeobachtung, die die Figur der Ines besonders stark an jene der Ich-Erzählerin in »Türme« rückbindet. Das ›Lebendigsein‹ steht an dieser Stelle für die Bejahung der eigenen Existenz, auch und gerade in der und durch die Erfahrung der Krise. Wenn Ines ihre Reflexionen mit dem unscheinbaren Satz »Da zeichnet sich etwas ab«²³ kurz unterbricht und zwischenresümiert, bewegt sie sich auf ein Verständnis ihrer Krisen zu, das an den daseinsanalytischen Ansatz Ludwig Binswangers erinnert. Der Freud-Schüler und Existenzialphilosoph entwickelte eine Sicht psychischer Krankheitsbilder wie der Schizophrenie, die sich um ein Verständnis des In-der-Welt-Seins der Kranken bemühte. »Ich lebe aus der Auffassung, die ich von mir selbst habe«, bekennt Ines. »Genaugenommen bin ich eine Idee.«²⁴ Diese Idee von sich selbst artikuliert die Protagonistin unter anderem in den »Küchengesprächen« mit ihrer Mitpatientin Inge, die eben ihren ersten Selbstmordversuch hinter sich hat. In ihr findet sie ein Wesen auf Augenhöhe, dem sie sich öffnen kann, ohne ständig Missverständnisse auszulösen. »Da sitzt sie, und ich weiß fast nichts von ihr, und trotzdem sind wir einander nun nahe wie zwei Verschworene«, beschreibt Ines die Wirkung der Gespräche.²⁵ In der Interaktion mit den anderen kranken Frauen entsteht eine Leichtigkeit, die es ihr erlaubt, die Krise an die Wand zu spielen, etwa in dem absurden Dialog, den sie sich mit ihrer Mitpatientin Maria unter dem Motto »Wir spielen verrückt« liefert.²⁶ Diese Leichtigkeit bildet einen Kontrast zu jener Form der Zugewandtheit, die Ines ihren Mitpatientinnen gegenüber zuweilen an den Tag legt und die an den missionarischen Gestus erinnert, den die Ich-Erzählerin aus »Türme« als Predigerin im Dienst der Zeugen Jehovas zeigt.

ANMERKUNGEN

- 1 Der Vorlass der Autorin befindet sich im Bestand des Archivs der Zeitgenossen / Universität für Weiterbildung Krems.
- 2 Moser selbst sagt dazu in einem Interview: »In der Landeslinik, in der ich war, werden die Stationen klein gehalten, die Ärzte haben für die Patientinnen Zeit. Der Arzt ist dort meist eine positive Person. Aber ich weiß, daß es Kliniken gibt, wo das anders ist.« (Vom großen und vom kleinen Irrsinn. In: Brigitte, Sonderheft [Herbst 1982], S. 83).
- 3 Jeannie Ebner (1918–2004) war ebenfalls in Wiener Neustadt verwurzelt und hatte Moser im Rahmen der Veranstaltungen des dortigen »Literaturkreises der Autoren« kennengelernt und in der von ihr zu dieser Zeit herausgegebenen Zeitschrift »Literatur und Kritik« im Mai 1977 ein längeres Gedicht Mosers als erste literarische Publikation lanciert. In der Folge

- unterstützte die Mentorin Moser tatkräftig mit Hinweisen auf Stipendien, Preise und auch die Möglichkeit, im Rundfunk zu publizieren. Außerdem stellte sie die Verbindung zu Hans Weigel (1908–1991) her, mit dem sie seit den 1950er-Jahren über die gemeinsame Arbeit an der Anthologiereihe »Stimmen der Gegenwart« eng verbunden war. Weigel ermutigte Annemarie E. Moser zur Aufnahme eines Romanprojekts und setzte sich schließlich für die Publikation der »Türme« in seinem Stammverlag Styria ein (vgl. dazu Mosers Ausführungen in Birgit Langer: *Auswege. Die Bewältigung psychischer Erkrankungen und Krisen in Annemarie E. Mosers Romanen »Türme«, »Vergitterte Zuflucht« und »Das eingeholte Leben«.* Universität Wien: Dipl.-Arb. 1995, S. A16 f.).
- 4 Annemarie E. Moser: *Türme.* Styria: Graz, Wien, Köln 1981, S. 188.
 - 5 Ebd., S. 62.
 - 6 Ebd., S. 67.
 - 7 Das Konzept der Auto- bzw. Selbstanalyse entwickelt Moser aus ihren Erfahrungen mit und in der Psychotherapie bzw. aus ihrer Freud-Lektüre. Gewisse Aspekte lassen sie auch als Vorläufer jener Schreibweisen fassen, die in jüngster Vergangenheit unter dem Stichwort »Autosozio-biographie« diskutiert wurden (vgl. *Autosozio-biographie. Poetik und Politik.* Hg. von Eva Blome, Philipp Lammers, Sarah Seidel. Berlin: Metzler 2022).
 - 8 Vgl. Moser: *Türme* (Anm. 4), S. 44–46.
 - 9 Ebd., S. 155–157.
 - 10 Ebd., S. 104 f.
 - 11 Langer: *Auswege* (Anm. 3), S. A12.
 - 12 Moser: *Türme* (Anm. 4), S. 179.
 - 13 Langer: *Auswege* (Anm. 3), S. A13.
 - 14 Vom großen und vom kleinen Irrsinn. In: *Brigitte* (Anm. 2).
 - 15 Hilde Schmolzer: Vom Wahnsinn der Gesunden. In: *Die Frau*, H. 48, 1982, S. 27.
 - 16 Vom großen und vom kleinen Irrsinn (Anm. 2).
 - 17 Herbert Pehmer: Annemarie E. Moser: *Vergitterte Zuflucht.* In: *Literatur und Kritik*, H. 175/176, 1983, S. 319.
 - 18 Annemarie E. Moser: *Vergitterte Zuflucht.* Styria: Graz, Wien, Köln 1982, S. 152.
 - 19 Paul Wimmer: Wer ist krank, wer gesund? In: *Arbeiter-Zeitung* (Wien), 3. Januar 1983.
 - 20 Vgl. Einladung vom 1. Oktober 1983, Vorlass Annemarie E. Moser, Archiv der Zeitgenossen, ohne Sign.
 - 21 Alois Eder: Erkrankung als Symbol. In: *morgen*, Nr. 25, 1982, S. 322. – Eder schließt mit diesen harschen Formulierungen an eine konservative Literaturkritik an, wie sie etwa Otto Basil in der Literaturzeitschrift »Podium« bereits 1971 vorgebracht hatte (vgl. *Podium*, H. 2, 1971, S. 27–31). Vgl. dazu auch Fermin Suter: »Pseudoschizophrene Stilübungen«. *Kunst, Psychiatrie und Literaturzeitschriften.* In: *Tätigkeitsbericht der Landessammlungen Niederösterreich und des Zentrums für Museale Sammlungswissenschaften.* Hg. von Armin Laussegger, Sandra Sam. St. Pölten, Krems: Amt der Niederösterreichischen Landesregierung, Donau-Universität Krems 2020, S. 80–85.
 - 22 Moser: *Vergitterte Zuflucht* (Anm. 18), S. 153.
 - 23 Ebd.
 - 24 Ebd., S. 158.
 - 25 Ebd., S. 165.
 - 26 Ebd., S. 162 f.

»... wie ein Sumpf mit Moorgasen«
vs. »Z=Zerrüttung«

Schreiben gegen die Krise bei Gustav Regler und Alfred Petto

HERMANN GÄTJE

Die saarländischen Autoren Gustav Regler (1898–1963) und Alfred Petto (1902–1962) vertreten aus regionalliterarischer Perspektive nahezu idealtypisch zwei entgegengesetzte Positionen. Während Regler das Saarland früh verließ, blieb es für Petto immer sein Lebensmittelpunkt. In ihren 1958 erschienenen Hauptwerken – Pettos autobiografisch inspirierter Italien-Roman »Die Mädchen auf der Piazza« und Reglers romanhafte Autobiografie »Das Ohr des Malchus« – bilden sich auf je eigene Weise Ursprung und Ergebnis ihrer Krisen in den 1940er-Jahren ab, die sich gleichsam als Lebensbilanz deuten lassen: Regler löste sich im mexikanischen Exil in einem langwierigen Prozess von der Kommunistischen Partei, woraus eine existenzielle und persönliche Krise erwuchs, Alfred Petto kam 1943 als Soldat in Italien zum Kriegseinsatz. Trotz der Verschiedenheit lassen sich die Texte als Resultate eines langjährigen Schreib- und Denkprozesses fassen, der auf die wesentlichen biografischen Wendepunkte zurückgeht und zugleich als Gewissensbewältigung zu deuten ist – sowohl in privater als auch in politischer Hinsicht. Verarbeitet werden die jeweils markanten Krisen, wobei die Zusammenwirkung von privaten und kollektiven Ursachenfaktoren nachvollzogen werden kann. Ebenso weisen auf beiden Seiten die Krisen und Brüche signifikant eine stärkere Hinwendung zum Medium Tagebuch auf, das zwar nicht durchgehend geführt wird, sich aber in den nachgelassenen Notaten in eine Korrelation zu besonderen Situationen im Leben setzen lassen.

GUSTAV REGLER – DER »SOHN AUS NIEMANDSLAND«

Gustav Regler, in Merzig an der Saar in ein stark katholisch geprägtes Umfeld geboren, tritt nach einem Studium in Heidelberg und München in das Textilgeschäft seines Schwiegervaters ein. Nach der Trennung von seiner ersten Ehefrau Charlotte Dietze im Jahr 1926 sucht er einen Neuanfang, gibt sein bürgerliches Leben als Kaufmann auf und schlägt die Laufbahn als Schriftsteller ein.

Er wendet sich der Kommunistischen Partei zu und arbeitet in Berlin als Schriftstellerfunktionär. Abgesehen von einigen Jugendgedichten entsteht unmittelbar aus dem Erlebnis der Ehekrise sein erster literarischer Text: »Iwans letzte Nacht«.¹ Die nur als Manuskript überlieferte Erzählung formt dramatisch das Scheitern der Beziehung eines jungen Mannes. Auf der Feier einer dekadenten Bohème-Gesellschaft – Regler spielt damit auf seinen bisherigen Lebensstil an – eskaliert die Situation und es endet mit dem Selbstmord des Protagonisten. Entwürfe zu dem offensichtlich kompensatorischen Text finden sich in einem Heft mit tagebuchähnlichen Aufzeichnungen von 1926.² Darin löst sich ein Suchender von seinem bisherigen Leben und ringt um neue Perspektiven. Zudem enthält das Heft Skizzen und Entwürfe zu Reglers Ende 1928 erschienenem ersten Roman »Zug der Hirten«, eine Ausdeutung der biblischen Moses-Geschichte, welche Sinnbild eines Aufbruchs aus der Krise ist.

Zentraler Wendepunkt im Leben Reglers ist eine andere Trennung, nämlich jene von der Kommunistischen Partei Anfang der 1940er-Jahre, die sowohl eine Glaubenskrise als auch eine existenzielle Krise darstellt. In »Das Ohr des Malchus« charakterisiert sich Regler selbst als Zweifler (»Zweifel als immer nötige Erschütterung«),³ der zugleich von einem starken Wunsch nach Gewissheit getrieben ist: »Es ist ein Zwang in meinem Leben. Die wichtigen Entscheidungen resultierten nie aus langem Nachdenken, eher aus einem Wunsch nach Klärung.«⁴ Aus diesem inneren Konflikt heraus findet er zu einer neuen Schreibweise, indem er beginnt, explizit autobiografische Texte zu verfassen, die in der Lebenserzählung zugleich Bekenntnisse sein wollen. Seine Tagebücher geben Einblick in die zunehmende Entfremdung von der Partei, die nicht erst mit dem Hitler-Stalin-Pakt 1939 begonnen hatte. Regler, der aktiv im Saarkampf 1935 mitgewirkt hatte und im Spanischen Bürgerkrieg als Politischer Kommissar einer Internationalen Brigade tätig gewesen war, gelangte über die USA ins mexikanische Exil und brach dort Anfang 1942 offen mit der Partei. Fortan war er von den Zentren der Emigration abgeschnitten, weil in Mexiko einzig die Kommunisten gut organisiert waren. Er hatte dort zwar einen Freundeskreis von Gleichgesinnten, geriet als Schriftsteller jedoch zunehmend in Isolation und konnte lediglich einige Privatdrucke veröffentlichen. Die Situation kulminierte, als bei seiner zweiten Frau Marie Luise eine schwere Krebserkrankung festgestellt wurde, an der sie im September 1945 nach langem Leiden verstarb.

In dieser Zeit entwickelte Regler eine für ihn charakteristische Schreibart. Er führte eine Art Brieftagebuch mit Aufzeichnungen an eine befreundete Nachbarin, seine spätere dritte Ehefrau Peggy Irwin (Abb. 1). Obwohl Regler schon in



Abb. 1: Gustav und Peggy Regler, um 1950 in Mexiko, Sammlung Gustav Regler, LASLLE, ohne Sign.

den 1930er-Jahren lange Briefe aus dem Saarkampf an Marie Luise über seine politische Arbeit schrieb, wird in den Briefen an Peggy ein anderer Ton prägend: Er formuliert der Freundin gegenüber seinen Schmerz und seine Sorgen und gibt das Bild eines um Zuneigung und Anerkennung ringenden Menschen, etwa in folgendem Eintrag: »One word of you, P[eggy] I[rwin], shake me and brought me pleasure.«⁵

Aus der Krise heraus beginnt Gustav Reglers langjährige Arbeit an autobiografischen Schriften, die jedoch trotz vieler Versuche seinerseits unveröffentlicht bleiben. Den Anfang macht 1941 die Arbeit an der Bekenntnisschrift »Sohn aus Niemandsland«, eine Bilanz seines Lebens mit ausdrücklichem Fokus auf sein politisches Engagement. Mitte der 1950er-Jahre erhält er das Angebot, seine Autobiografie zu veröffentlichen. Nun überarbeitet er die bislang verfassten Texte und ergänzt sie um neue. Als Ergebnis erscheint schließlich 1958 mit der romanhaft stilisierten Autobiografie »Das Ohr des Malchus« sein Hauptwerk,

17.9. Sei+ Tagen unterbrech ich das George-Kapitel, weil ich die Bücher brauche, nämlich den siebten Ring. Ich sprang zum EXIL-Kapitel und fand auch das nicht ausreichend. Probleme: nicht nachträglich etwas in meine vergangenen Jahre hineinsetzen! Dabei dramatisch bleiben! Erfinden, um das Wesentliche zu zeigen. Das, was dich und Deine Generation wenigstens mit Aufregung füllen wird, lernen? kann man das? man kann nur ahnen. Und in welche Richtung hin. In einem deiner letzten Briefe sagst du, dass das Buch notwendig ist, dass es - ach, du findest gute Worte, aber ich will sie nicht zitieren, sie helfen, und doch befällt mich der Zweifel, ob man so moralisch denken soll. Ich möchte z.B. alles hinschmeißen seit einer halben Stunde

Was für ein wirrer Brief wird das! Aber ich warf das Manuskript hin. Ich will nobel bleiben, warum einen Ulbricht überhaupt erwähnen? Aber dann denke ich, wie es einem Hardmann hätte helfen können, wenn er dort in der Hölle gehört hätte, dass jemand so spricht wie ich. Dann wiederhole ich deine Worte zum Buch, deine ermutigenden. Dann erinnere die tausend Verzwüflungen von Michelangelo, und meine eigene, als ich in Florenz der Nacht grandioser Liebesnächte mit Maria, Monate später allein war und nur die Schönheit sah, aber nicht mehr glaubte an lebende Beziehungen. Peggy kämpft auf ihr Art für ein Leben mit dem immer wieder in sich zurückfallenden, sich einschliessenden Verwirren. Sie weiss nicht, wie verwirrt ich im Schaffensprozess bin. Früher sabotierte sie, jetzt geht sie weg (wie heute), aber sie flüchtet ins Psychische, trennt sich von ihrem Ego, klagt mich der Intoleranz an gegenüber dem zweitklassigen Hindu von gestern, den ich mit Spott aus dem Haus ekelte, versinkte selbst in Hinduismus.

Und dazu kommen nun die Jakovskämpfer dem Buch, mit meiner Haltung vor zwei Jahren, als ich schrieb, was jetzt da wie ein Sumpf mit Moorgasen vor mir liegt. Habe ich in dieser Woche - was ist eine Woche? - Klarheit heineingebracht - wenigstens in die sieben neugeschriebene Kapitel? Und wem bringe ich diese Klarheit? Wer wird das hören, wer will das verstehen? Max Weber, Tscholaky, Kerr, morgen werden sie nicht mehr wissen, wer Brecht war.

Ich schreibe nicht aus einer Krise, es handelt sich um die Form, in der man alles sagt. Ich traf einen Freund von Peggy, einen genialen alten Mann, der im Krieg die tollsten Waffen für die Amerikaner erfand, jetzt am Tag 50.000 Eier hier produziert (mit Peggys Kapital, die dafür den Check jeden Monats erhält), von den Acantaro-Figuren und den fliegenden Tellern bis zur romantischen alles wie ein Lexikon weiss, als Mann ein Schützenjäger ist, gequält von seiner überschönen Frau in roten Posen zum cocktail empfängt in einem spanischen Haus mit zwei Patios und gepflegtem Rasen, ein Musterbeispiel von Egozentrismus und vielseitigem Genie, gierig mich endlich zu treffen, wie er seit Wochen allen versichert, und alle waren neugierig, wie das wohl ausgehen würde. Wir tranken, schlafen in Lexikon nach, praktizieren das snobistische Englisch, waren am Schluss beim Begriff Heilts angelangt, suchten das Wort in der Britischen Enzyklopädie und fanden, dass Heiden alle die sind, die nicht "den wahren Gott" verehren. Es war fast erschütternd, den Unterschied zu konstataieren zwischen all dem, was wir für ein Leben nun versucht hatten als Toleranz und Erwartung des Immer-Neuen herauszufinden, und was dann übrig blieb: ein dirigiertes Rückfallen in immer neue Stumpfsinnigkeit. Aber ich fühle mich viel weniger isoliert mit ihm, und als er am Ende klagte über sein Taumeln von Kelch zu Kelch, bewunderte ich die Form der Rede, die zwischen Menschen zur Kunstform führen kann, und gleichzeitig im offenen Jeep durch die Landschaft zurückfahrend, den Horizont voller Blitze, war ich in gehobener Laune.

Abb. 2: Aus dem von Irmela Abramzik kompilierten Reader von an sie adressierten Tagebuchbriefen von Gustav Regler in Kopie. Tagebuchbrief (Kopie), undatiert [17. September 1956], Sammlung Gustav Regler, LASLLE, ohne Sign.

das versucht, seine Person in die Zeitgeschichte einzuordnen und ein Bild seiner Mentalität zu vermitteln. Die Arbeit daran wird als ein von Schreibkrisen geprägter Prozess geschildert, wie Regler – dem Tagebuchduktus der Briefe an Peggy ähnlich – etwa in der Korrespondenz an Irmela Abramzik festhält, die mit ihrem Ehemann (dem Studentenpfarrer Günter Abramzik) zum Freundeskreis gehört und Regler bei der Recherche der historischen Daten unterstützt (Abb. 2):

Und dazu kommen nun die Jakobskämpfe mit dem Buch, mit meiner Haltung vor zwei Jahren, als ich schrieb, was jetzt da wie ein Sumpf mit Moorgasen vor mir liegt. Habe ich in dieser Woche – was ist eine Woche? – Klarheit hineingebracht – wenigstens in dieses neugeschriebene Kapitel? Und wem bringe ich diese Klarheit? Wer wird das hören, wer will das verstehen? Max Weber, Tucholsky, Kerr, morgen werden sie nicht mehr wissen, wer Brecht war. [...]

Ich schreibe nicht aus einer Krise, es handelt sich ja um die Form, in der man alles sagt.⁶

Neben diesen Zweifeln findet Gustav Regler jedoch zuweilen einen positiven Blick auf sein Leben: »Und mit einem Mal ist Lebensfreude da[,] einfach aus der Erkenntnis, dass man sich schon Jahre kennt, viele Krisen der Erde überlebt hat, gewachsen ist und den anderen auch hat wachsen sehen und immer noch Ja, ja, ja zum Leben sagt.«⁷

ALFRED PETTOS

»GRENZENLOSES VERLANGEN NACH DAHEIM«

Obwohl Alfred Pettos Biografie im Vergleich zu jener von Gustav Regler unspektakulär verläuft, ist auch für ihn das Schreiben ein Medium, um Wünschen und Krisen Ausdruck zu verleihen. Die Tätigkeit als Rechtspfleger übt er sein ganzes Leben lang aus. Schon als Jugendlicher schreibt er literarische Texte und in der Folge wird er sein Schreiben mit dem Beruf in Verbindung bringen, indem er häufig Fälle aus der Praxis als Vorlage für die fiktionale Stilisierung heranzieht. Ein weiteres Thema seiner schriftstellerischen Arbeit ist der Bergbau, den er vor dem Hintergrund seiner Herkunft akzentuiert. Zeitlebens wohnt Petto im Saarland, diese Konstante wird lediglich unterbrochen durch einen Kriegseinsatz in Italien 1943 und der Kriegsgefangenschaft von 1944 bis 1946 in einem Lager

in den USA, wodurch er in Kontakt mit der zeitgenössischen amerikanischen Kultur und Literatur kommt. Den Einsatz in Italien erlebt er als massiven Lebenschnitt, der sein Werk beeinflussten sollte (Abb. 3).

In den 1950er-Jahren wendet sich Alfred Petto in seinen Romanen damals noch tabuisierten sozialen Themen wie Ehekrisen, Vormundschaftsverfahren



Abb. 3: Alfred Petto, Porträtfoto aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft 1944 bis 1946. Nachlass Alfred Petto, LASLLE, Sign.: LASLLE-AP-GEF.

oder den Problemen Schwarzer Besatzungskinder zu, für deren Behandlung er sich eines sachlichen, neorealistisch inspirierten Stils bedient und moderne Erzählelemente wie die Stream-of-consciousness-Technik adaptiert: »Alfred Petto war nach dem Zweiten Weltkrieg einer der führenden Autoren im Saarland; im Laufe der 50er Jahre versuchte er mit moderneren Inhalten und Formen, sich von seinem Image als Heimatdichter zu befreien.«⁸

Außerdem führt Petto akribisch Tagebuch und gibt Einblick in die ständige Bedrohungssituation durch den Krieg. In dieser Koinzidenz geraten auch seine festen Weltanschauungen ins Wanken. Besonders die Begegnung mit einer jungen italienischen Dolmetscherin hinterlässt nachhaltige Spuren:

Warum soll ich es verhehlen? Ich hatte ein paar Tage, da liebte ich dieses Mädchen, wie man nur eine Frau lieben kann, so daß ich wie im Traum zu gehen meinte. Ich aß nichts, ich hatte einen ruhelosen Schlaf. Ich dachte an die Meinen, dumme Gedanken trieben in meinem närrischen Schädel um ... Sie sind jetzt verflogen. Es war ein Strohfeuer, jetzt ist es verglüht. Ich spüre ein wildes, grenzenloses Verlangen nach Daheim, nach Klärchen, nach ihnen, meinen drei Kindern.⁹

Auch wenn es zu keiner Beziehung kam und man das Ganze aus heutiger Perspektive als harmlose Schwärmerei sehen kann, hat Petto diese Geschichte sehr beschäftigt. Sie wird zum Ausgangspunkt einer grundlegenden Auseinandersetzung mit dem Krieg und der NS-Zeit und steht sinnbildlich für sein lebenslanges krisenhaftes Schwanken zwischen einer geordneten bürgerlichen Existenz und dem gelegentlichen Wunsch, daraus auszubrechen. Im Roman »Die Mädchen auf der Piazza« entwickelt Petto einen alternativen Verlauf der Realität und greift dabei auf seine Kriegserlebnisse zurück. In seinen Kriegstagebüchern aus dem Jahr 1944 lassen sich eindeutige Parallelen zwischen seinem Leben und der Romanhandlung finden.

Protagonist ist ein Soldat, der während seines Kriegseinsatzes eine Liebesbeziehung zu einer jungen Italienerin unterhält. Als er nach dem Krieg in den Zeitungen Bilder von öffentlich kahlgeschorenen Frauen sieht, die Beziehungen zu Deutschen hatten, bricht er aus Angst und Reue nach Italien auf, um seine ehemalige Geliebte zu suchen. Die Liebe flammt wieder auf, hat jedoch keine Perspektive und der Roman nimmt mit dem Tod des herzkranken Protagonisten auf der Zugfahrt nach Hause ein trauriges Ende. Der Autor führt kompensatorisch die schlimmste Wendung vor, die geschehen kann, wenn man aus der ge-

ordneten Existenz ausbricht. Auch persönliche Aufzeichnungen legen diese Deutung nahe und bekräftigen sie.

Zudem wird in den Tagebuchaufzeichnungen aus der Kriegsgefangenschaft erkennbar, dass Petto trotz aller Erschütterungen an seiner grundsätzlichen Auffassung, dass Literatur als Medium des ›Wahren, Guten und Schönen‹ Trost spenden soll, festhalten will. So sieht er für die Zukunft nach dem Krieg eine Abkehr von der Moderne vor und beschwört im Zeichen der Krise die Rückkehr zu traditionellen Werten, wie er etwa in diesen beiden Passagen festhält:

Die Kunst der kommenden Zeit wird wohl noch mehr den schönen, erhabenen Gedanken ausprägen, die Sehnsucht des Menschen nach dem Göttlichen und Ewigen. Sie wird nach dem Grauen dieses Krieges einem allzu starken Realismus in der Darstellung aus dem Wege gehen [...], wieder zum Geist und zu der Form der Matthäus-Passion zurückkehren.¹⁰

Der alte Glaube, in dem ich erzogen wurde, verleitet mich auch jetzt wieder, zu glauben, es müsse etwas in der Welt geben, eine Macht, einen Mittler und Ausgleicher oder wie man es nennen will, etwas, das über allen Menschen wohnt, das alles sieht und die Unebenheiten glättet.¹¹

1948 kann Petto in seinen Beruf als Rechtspfleger zurückkehren. In seinen Aufzeichnungen aus den 1950er-Jahren dringt immer wieder durch, dass er mit dieser Tätigkeit im Grunde unzufrieden ist und ihm eine unabhängige Existenz als Schriftsteller mehr bedeuten würde. Wie stark er den Wunsch verspürt, als Autor Akzeptanz zu finden, zeigt sich darin, dass ihn berufliche Angelegenheiten vor allem als Themen seiner Schriftstellerei interessieren. Mitte der 1950er-Jahre dokumentiert er diese Tatsache in dem Typoskript »Auf der Drehscheibe. Aus dem Tagebuch eines Rechtspflegers« und legt darin gleichermaßen Zeugnis von einer Sinnkrise ab. In die Aufzeichnungen eingeflochten sind auch die inneren Konflikte des Autors im Hinblick auf sein Verhalten bei der Saarabstimmung 1955.¹² Die Schilderungen aus seinem Berufsalltag als Rechtspfleger offenbaren eine zunehmende Frustration (Abb. 4):

Als ich diese Stelle [Leiter der Rechtsantragstelle am Amtsgericht Saarbrücken; Anm. d. Verf.] annahm, glaubte ich, der tägliche Umgang mit den unterschiedlichsten Menschen, mit Menschen aller Schichten, Berufe, Bekenntnisse, Altersstufen und so weiter, mit Menschen, die mir ihr

Vitamin Z

Als ich diese Stelle annahm, glaubte ich, der tägliche Umgang mit den unterschiedlichsten Menschen, mit Menschen aller Schichten, Berufe, Bekanntheitsgrade, Altersstufen und so weiter, mit Menschen, die mir oft ihr Innerstes offenbarten, in einer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit und auf eine unerhörte Weise, wie sie selbst von der lebhaftesten Phantasie nicht ausgedacht werden kann, diese Tätigkeit also, so hoffte ich, würde sich auf mein erzählerisches Schaffen bereicherend auswirken, vertiefend, deutend, glaubwürdig, echt. Ich schaute ja dem Volk aufs Maul, ich hatte mein Ohr an seinem Herzschlag. Bis jetzt scheint diese Erwartung eine Enttäuschung zu sein. Nach zwei Jahren sehe ich mit Betrübten, daß ich zwar manches in puncto Beziehung der Geschlechter, Ehe, Mutterschaft, Kinderschaft, überhaupt hinsichtlich der Realität gelernt habe, doch außer der Tatsache, daß sich mein Stil verschlechtert hat, stelle ich eine unbestreitbare Abneigung gegen meine Mitmenschen fest, sonderlich gegen Frauen. Davon vielleicht ein andermal Einzelheiten. Mit dem besagten Pessimismus mag es mir - und das mir selbst zum Trost - etwa wie einem Menschen ergehen, dessen Organismus von einer allzu einseitigen Ernährung mit Vitaminen vergiftet ist. Ich habe vergleichsweise zuviel Eisbärleber gegessen, von der man sagt, sie enthalte so viel Vitamin A, daß stürbe, wer davon esse. Ich habe meinen Geist mit zuviel Vitamin Z gefüttert. Z=Zerrüttung.

Zu der heutigen Klage einer Frau, die ihren schuldlos geschiedenen Mann mit Unterhaltspflichten für ihr Kind verfolgt, "bis ich den letzten Blutstropfen aus ihm herausgeholt habe" fällt mir ein Aphorismus von La Rochefoucauld ein, der lautet: "Eifersucht lebt ständig zugleich mit der Liebe, aber nicht immer stirbt sie mit ihr."

Seltene Höflichkeit: "Mein geschiedener Gatte".

Ein Kriegsblinder, dem ich in einer lebenswichtigen Sache geholfen habe, besucht mich. Offenbar hat er gehört, daß ich schriftstellerisch tätig bin. Er will mir eine Freude machen und schenkt mir das folgende von ihm verfaßte Gedicht, indem er es mir in die Feder diktiert:

Haben Sie schon darüber nachgedacht,
Wenn draußen so schön die Sonne lacht,
Wenn alles grünt und blüht,
Wie's dem zumute ist,
Der nicht mehr sieht?
Der nichts mehr sieht vom Weltgeschehn,
Der immer muß im Dunkeln gehn,
Trotzdem aber seinen H. mor erweist...
Wissen Sie, was das heißt?
Das ist ein eigen Lied,
Das kennt nur der,
Der nicht mehr sieht.

Eine alte Frau sagt in Bezug auf ihre Kinder, die nicht für sie sorgen wollen: "Jetzt, da ich keinen Wagen mehr ziehe, geben sie mir keinen Hafer mehr zu fressen."

Innerstes offenbaren, in einer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit und auf eine unerhörte Weise, wie sie selbst von der lebhaftesten Phantasie nicht ausgedacht werden kann, diese Tätigkeit also, so hoffte ich, würde sich auf mein erzählerisches Schaffen bereichernd auswirken, verti[e]fend, deutend, glaubwürdig, echt. Ich schaute ja dem Volk aufs Maul, ich hatte mein Ohr an seinem Herzschlag. Bis jetzt scheint diese Erwartung eine Enttäuschung zu sein. Nach zwei Jahren sehe ich mit Betrübten, daß ich zwar manches in puncto Beziehung der Geschlechter, Ehe, Mutterschaft, Kindschaft, überhaupt hinsichtlich der Realität gelernt habe, doch außer der Tatsache, daß sich mein Stil verschlechtert hat, stelle ich eine unbestreitbare Abneigung gegen meine Mitmenschen fest, sonderlich gegen Frauen. Davon vielleicht ein andermal Einzelheiten. Mit dem besagten Pessimismus mag es mir – und das mir selbst zum Trost – etwa wie einem Menschen ergehen, dessen Organismus von einer allzu einseitigen Ernährung mit Vitaminen vergiftet ist. Ich habe vergleichsweise zuviel Eisbärleber gegessen, von der man sagt, sie enthalte soviel Vitamin A, daß stürbe, wer davon esse. Ich habe meinen Geist mit zuviel Vitamin Z gefüttert. Z=Zerrüttung.¹³

RESÜMEE

Der Blick auf die Krisen beider Autoren anhand der jeweiligen Archivbestände ermöglicht einen vertieften, differenzierten Einblick in deren Charakter und Mentalität und zeigt zugleich, dass deren Weltanschauungen mitunter ins Wanken gerieten. So sehnte sich der unstete Regler bisweilen nach einer stabilen, gesicherten Existenz, während der seinem bürgerlich abgesicherten Leben verhaftete Petto von einem unabhängigen Leben als Schriftsteller träumte. Zeugnisse eines engeren Kontakts zwischen Regler und Petto, die die dargelegten Beobachtungen ergänzen könnten, existieren nicht. Lediglich findet sich in Alfred Pettos Nachlass eine kleine Korrespondenz aus dem Jahr 1954, in der Regler nicht zuletzt seine Affinität zum Saarland betont: »Sie wissen, dass ich ausserdem für den Saarfunk offizieller europäischer Korrespondent bin, also ständig im Bild und im Kontakt mit dort bin; auch werde ich öfter jetzt die engere Heimat besuchen.«¹⁴

ANMERKUNGEN

- 1 Gustav Regler: *Iwans letzte Nacht*, Nachlass Gustav Regler, Gustav-Regler-Archiv, Annemay Regler-Repplinger, Merzig (im Folgenden GRA), ohne Sign.
- 2 Notizheft 1926, Nachlass Gustav Regler, GRA, ohne Sign.
- 3 Gustav Regler: *Das Ohr des Malchus*. Hg. von Gerhard Schmidt-Henkel, Hermann Gätje. Frankfurt am Main, Basel 2007 (= Gustav Regler Werke, Bd. 10), S. 323.
- 4 Ebd., S. 444.
- 5 Brief von Gustav Regler an Peggy Regler, undatiert [April 1943], Nachlass Gustav Regler, GRA, ohne Sign.
- 6 Tagebuchbrief (Kopie) von Gustav Regler an Irmela Abramzik, undatiert [17. September 1956], Sammlung Gustav Regler, Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass, Universität des Saarlandes, Saarbrücken (im Folgenden LASLLE), ohne Sign. – Die Originale der Tagebuchbriefe an Irmela Abramzik existieren nicht mehr. Einziger Textzeuge ist ein von der Adressatin aus Kopien von Ausschnitten zusammengestellter Reader.
- 7 Tagebuchbrief (Kopie) von Gustav Regler an Irmela Abramzik vom 25. Oktober 1955, Sammlung Gustav Regler, LASLLE, ohne Sign.
- 8 Rainer Petto: *Alfred Petto*, online abrufbar unter <https://www.literaturland-saar.de/personen/alfred-petto/> (Stand: 24.01.2024).
- 9 Tagebucheintrag von Alfred Petto vom 6. Februar 1944, Nachlass Alfred Petto, LASLLE, Sign.: LASLLE-AP-KTB44. Abgedruckt in: *Alfred Petto: Die Mädchen auf der Piazza* [Neuausgabe] / *Auszüge aus dem italienischen Kriegstagebuch 1944*. Sankt Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2003, S. 356.
- 10 Alfred Petto: *Der Gefährte*. Aufzeichnungen aus der Kriegsgefangenschaft 1944–1946, S. 60, Nachlass Alfred Petto, LASLLE, Sign.: LASLLE-AP-GEF.
- 11 Ebd., S. 66.
- 12 Die Bevölkerung war dazu aufgerufen, über ein zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Frankreich verhandeltes Abkommen zu einer Unterstellung des Saarlandes unter europäische Verwaltung bis zum Abschluss eines Friedensvertrags für ganz Deutschland abzustimmen. Die Ablehnung des Statuts führte quasi zur Eingliederung des Saarlandes in die Bundesrepublik am 1. Januar 1957.
- 13 Alfred Petto: Kapitel »Vitamin Z«. In: *Auf der Drehscheibe*. Aus dem Tagebuch eines Rechtspflegers, o. S., Nachlass Alfred Petto, LASLLE, Sign.: LASLLE-AP-frag2
- 14 Brief von Gustav Regler an Alfred Petto, undatiert [zwischen 14. März und 13. April 1954], Nachlass Alfred Petto, LASLLE, Sign.: LASLLE-AP-K-SSA-3 und vgl. Briefe (Durchschläge) von Alfred Petto an Gustav Regler vom 14. März 1954 und 13. April 1954, Nachlass Alfred Petto, LASLLE, Sign.: LASLLE-AP-K-SSA-5 und LASLLE-AP-K-SSA-7.

Intermezzo

»Selbstporträt mit dem Tod«

Karl Wiener – Krisenkünstler ohne Karriere

URSULA STORCH · PETER STUIBER

Bei der Recherche nach Begriffen wie »Tod«, »Totenschädel«, »Nacht«, »Schmerz« oder »Einsamkeit« in der Online Sammlung des Wien Museums führen die meisten Treffer zu dem österreichischen Grafiker und Zeichner Karl Wiener (1901–1949). Das ist einerseits rein summarisch zu erklären, weil die rund 2900 Grafiken aus dem Bestand des Künstlers digitalisiert wurden und damit immerhin etwa drei Prozent aller digital verfügbaren Objekte ausmachen;¹ andererseits liegt diese Trefferquote in den eindeutigen thematischen Schwerpunkten begründet: Wieners Werk ist dunkelschwarz, mit einigen wenigen helleren Stellen. Schon die Originaltitel vieler seiner künstlerischen Arbeiten machen das deutlich. Ihr Spektrum erstreckt sich von »Der Säufer«, »Erdbeben« oder »Explosion« (Abb. 1) über »Not«, »Entsetzen« und »Verzweiflung« bis hin zu »Tod auf Wanderschaft«, »Tor des Todes« oder gar »Selbstporträt mit dem Tod« (vgl. Abb. 7).

Karl Wiener wollte in widrigen Zeiten seinen Weg als Künstler gehen, trotz aller Rückschläge und möglicherweise auch Selbstzweifel, jahrzehntelang am Rande des Existenzminimums lebend. Das künstlerische Werk scheint so über weite Strecken auch die Krisen seines Lebens zu illustrieren. Wiener wurde schon zu Lebzeiten im Kunstbetrieb kaum wahrgenommen, nach seinem Freitod 1949 geriet sein erstaunliches Werk komplett in Vergessenheit. Trotz der sanften (Wieder-)Entdeckung ab den 2000er-Jahren ist Wiener bis heute eine Randfigur in der österreichischen Kunstgeschichte geblieben.²

Geboren wurde Karl Wiener 1901 in Graz in eine sozialdemokratische Familie. Sein Vater Friedrich war Korrektor in der Druckerei Typographia und außerdem in der Administration der Parteizeitung »Arbeiterwille« tätig. Daraus resultierende Kontakte zu linken Intellektuellen und führenden Funktionärinnen und Funktionären könnten sich später für den Sohn positiv ausgewirkt haben. Jedenfalls trat Karl Wiener mit 19 Jahren der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs bei und blieb bis zu deren Verbot 1934 Mitglied.

Bereits 1921/22 hatte Wiener kleine quadratische Tuschezeichnungen angefertigt, die unter anderem Themen der Gewalt, der Angst oder psychischen Bedrängnis zum Inhalt hatten. Im Gegensatz zu späteren Arbeiten erinnern



K. EXPLOSION ! W.

Abb. 1: Explosion! WM, Sign.: I. N. 250533/155.

diese ersten künstlerischen Gehversuche allerdings eher an Comicstrips, zudem war zu dieser Zeit ohnehin eine andere Laufbahn vorgesehen. Nach der Landesoberrealschule in Graz war Wiener in der steirischen Hauptstadt und in München eine Zeit lang in einer Bank tätig. Offenbar war dies eine berufliche Sackgasse, die den schon früher aufkeimenden Wunsch, Künstler zu werden, noch befördert haben mag. In München entstand 1923 die 50-teilige Werkserie »Aus meinem Leben« als eine Art gezeichnetes Tagebuch. Zwischen künstlerisch bearbeiteten Zahlentabellen und einzelnen farbenfrohen Blättern finden sich schon hier einige sehr düstere Arbeiten, die – wenn auch in meist abstrakter Form – an aufziehende Gewitter, vergitterte Fenster oder undurchdringbare Rauchschwaden erinnern (Abb. 2–3). Die kurze wie entschiedene Widmung dieses Konvoluts – »Meinem Vater!« – deutet darauf hin, dass der junge Mann seinen Entschluss, den Beruf eines Bankangestellten für ein Kunststudium aufzugeben, der Familie gegenüber unterstreichen wollte.

Von 1924 bis 1926 besuchte Wiener die Landeskunstschule in Graz, danach studierte er in Wien Malerei und Grafik an der Kunstgewerbeschule bei Bertold Löffler, der eine ganze Generation von Künstler*innen und Grafiker*innen prägte, unter ihnen Oskar Kokoschka und Joseph Binder. Auch der Schriftkünstler Rudolf von Larisch wurde an der heutigen Universität für angewandte Kunst Wien sein Lehrer. Anschließend studierte Wiener 1930/31 in der Klasse des Symbolisten Rudolf Jettmar nochmals Grafik an der Akademie der bildenden Künste. Nach dieser prominent begleiteten Dreifachausbildung war Wiener 30 Jahre alt und konnte neben einigen Ausstellungsbeteiligungen beim Steirischen Kunstverein ein Reisestipendium nach Schweden, Deutschland und Dänemark (1930) sowie kleinere Preise und Anerkennungen vorweisen.

In dieser Lebensphase pendelte Karl Wiener zwischen Wien und Graz, zwischen Aufbruch und Stagnation. Er war zwar überaus talentiert, verfügte über einige Kontakte in der Kunstszene, hatte aber keinen finanziellen Background und offenbar keinen entscheidenden Mentor. Die Wirtschaftskrise hatte das Land seit Jahren fest im Griff, und die Sozialdemokratie, noch wenige Jahre zuvor ein durchaus mächtiger politischer Faktor, geriet immer mehr in die Defensive, weshalb auch von dieser Seite kaum Unterstützung zu erwarten war.

Dessen ungeachtet dürfte Wieners politische Gesinnung eindeutig geblieben sein. Die Motive vieler seiner Werke sind über Jahrzehnte der Kampf der Arbeiterbewegung, das Leben der Massen in der Großstadt oder die Trostlosigkeit der unteren Schichten. Eindrucksvoll zeigt sich das etwa in der um 1926 entstandenen kolorierten Federzeichnung »Die drei Volksseuchen«, in der drei sehr unter-



Abb. 2–3: *Aus meinem Leben*, Bl. 2 und 23.
WM, Sign.: I. N. 250533/289 und I. N. 250533/310.





Abb. 4: Die drei Volksseuchen. WM, Sign.: I. N. 250533/959.

schiedliche weibliche Gestalten als Personifikationen des Alkohols, der Syphilis und der Tuberkulose vor einer düsteren Stadtkulisse zu sehen sind (Abb. 4). Die Darstellungen deuten bereits Wieners gespaltenes Verhältnis zu Frauen an, das in verschiedenen Arbeiten zwischen Misogynie und Heroisierung, Sehnsucht und Abwehr pendelt.

Als Hitler in Deutschland an die Macht kam und in Österreich der Austrofaschismus die Demokratie beseitigte, wandten sich viele Linke der Sowjetunion zu. Auch Wiener unternahm 1935 eine Reise in Stalins »Reich der Finsternis« und konnte einige seiner mitgebrachten Werke in Moskau sogar verkaufen, etwa an das Museum der Schönen Künste (heute: Puschkin-Museum) und an das Museum der Neuen Westlichen Kunst.³

Nach dem Tod des Vaters im Jahr 1937 übersiedelte Wiener endgültig nach Wien und bezog ein Wohnatelier in der Wiesingerstraße im ersten Gemeindebezirk. Der Künstler dürfte zu wenig prominent gewesen sein, als dass man ihn – trotz der eindeutigen Orientierung – als politischen Gegner wahrgenommen hätte. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1938 beantragte Wiener die Aufnahme in die »Reichskammer der bildenden Künste« – wohl ein pragmatischer Akt, da ohne diese Mitgliedschaft jede künstlerische Betätigung unmöglich gewesen wäre. Zudem trat er 1940 der »Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt« bei, deren Unterorganisation »Hilfswerk für die deutsche bildende Kunst« zahlreiche Kunstausstellungen organisierte.

Die Motive der während der NS-Zeit entstandenen Arbeiten lassen kaum Zweifel aufkommen, welches Entsetzen Karl Wiener angesichts des politischen Regimes erfasst hatte. Die Kriegshetze, der Rüstungswahnsinn und der Bombenkrieg sind ab den frühen 1940er-Jahren dauerpräsent. Besonders anschaulich wird das in seinen an Kurt Schwitters und John Heartfield erinnernden kleinformatigen Collagen wie etwa der Arbeit »Zur Offensive gegen Frankreich 10.5.1940« (Abb. 5).⁴ Auf dem kleinen Blatt reiht Wiener um das Schwarz-Weiß-Foto einer gefechtsbereiten Kanone in dadaistischer Manier einzelne ausgeschnittene Worte, aber auch Halbsätze aus verschiedenen Printmedien eng aneinander, die – je nach Ansatzpunkt, Leserichtung und Fokus – immer wieder aufs Neue einen eigenständigen Text ergeben können, etwa:

Der Feind / Mai 1940 / Psychose / Der Führer / »Schießt tot« / auf Befehl /
Verluste / Divisionen / Beute / Bomben gefallen / Flandernschlacht /
Rotterdam / Fallschirmjäger / Gefangene / die Innenstadt ein Tollhaus /
SS / Störungen des Herzrhythmus / vorwärts! / im Westen / planmäßig /
Paris / in wenigen Minuten vernichtet / Bomben / unübersehbar. / Pan-
zer / angetreten / Gentlemen Waffe in / Bomben / Dosis / in Europa /
Feuertaufe / bekannt: Bei Narvik / ermordeten / zum Trommelfeuer /
Totenbett / Panzer / Y / versenkt

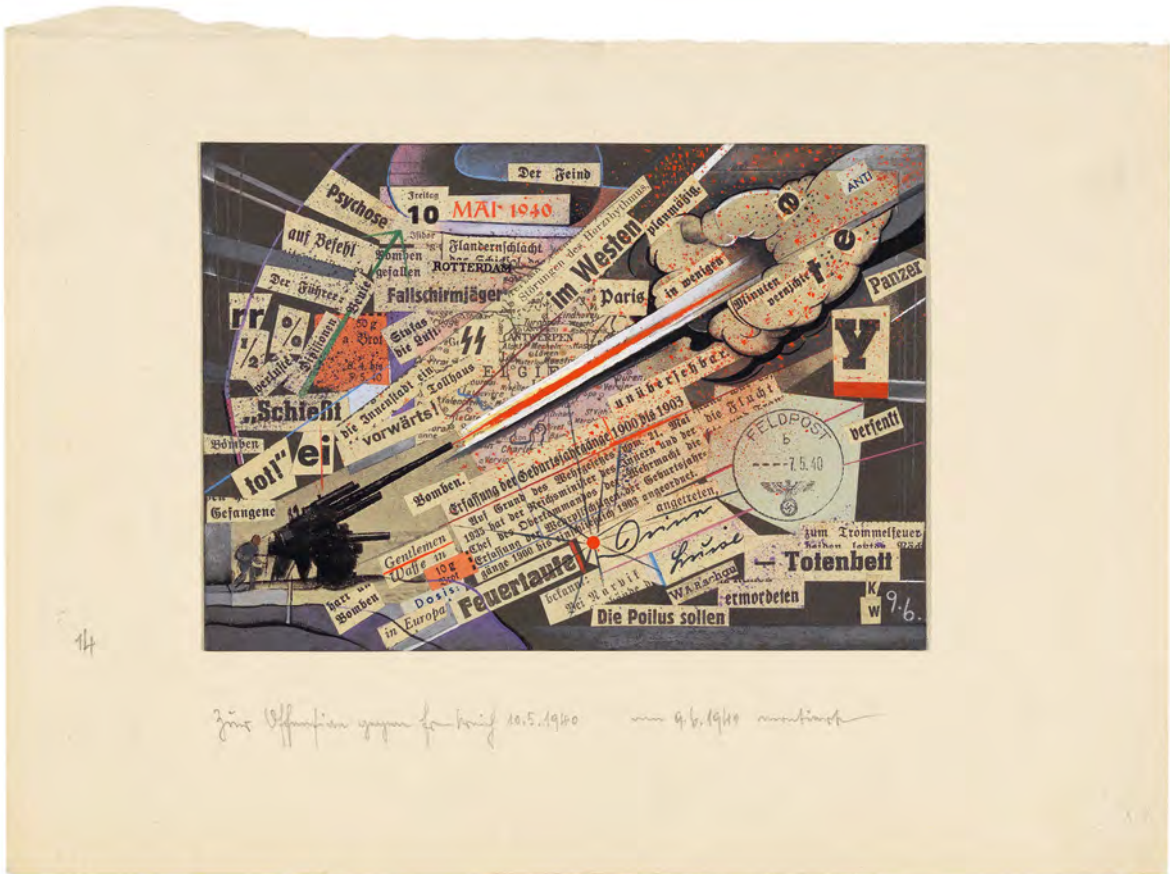


Abb. 5: Zur Offensive gegen Frankreich 10.5.1940. WM, Sign.: I. N. 144202.

Unterhalb der Kanone angeordnet findet sich der größte Zeitungsausschnitt, der den 1901 Geborenen wohl besonders verunsicherte und beschäftigte: »Erfassung der Geburtsjahrgänge 1900 bis 1903« hebt sich als biografisch relevante Bedrohung über der Meldung, dass diese Geburtsjahrgänge sich auf Grundlage des Wehrgesetzes vom 21. Mai 1935 zur Erfassung der Wehrpflichtigen bei den Polizeiämtern zu melden hätten, heraus.⁵

Hätte man Arbeiten wie diese entdeckt, wäre der Künstler wohl in Erklärungsnotstand geraten. Wiener konnte dem Kriegsdienst entgehen und 1940 sogar eine Stelle als Lehrer an der Kunstgewerbeschule übernehmen, wodurch er erstmals seit fast 20 Jahren finanziell etwas abgesichert war. Er arbeitete u. a. als Assistent in der »Allgemeinen Abteilung«, der »Abteilung für Naturstudium« sowie an der »Abteilung zum Studium der menschlichen Gestalt«. In der Collage »Zur Offensive gegen Jugoslawien u. Griechenland« aus dem Jahr 1941 hat der



Abb. 6: Zur Offensive gegen Jugoslawien u. Griechenland. WM, Sign.: I. N. 144203.

Künstler einen Hinweis auf diese berufliche Position eingearbeitet: Er platzierte die Zeitungsschnipsel »Assistent« und »Wiener« direkt oberhalb des maschinenschriftlich ergänzten Wortes »Kunstgewerbeschule« und ließ außerdem den Briefausschnitt »Herrn Professor Wiener« einfließen (Abb. 6). »Kultur und Zukunft« oder die Briefmarke »Wien – Stadt der Kultur« könnten ebenfalls Zeichen der Hoffnung gewesen sein. Ringsum überwiegen dennoch die kriegerischen Elemente wie »Vormarsch«, »zum Tode verurteilt«, »bombardiert«, »abgeschossen« oder das recht zentral affichierte Hakenkreuz. »Mein Leben« am rechten oberen Bildrand, kombiniert mit dem zweifach montierten »Vormarsch über die Mur«, den der gebürtige Steirer mit seiner Sozialisierung in Wien gewissermaßen bewältigt hat, illustriert wohl deutlich Wieners Gemütslage in diesen Kriegsjahren zwischen Aufstieg und stets möglichem Fall.



Abb. 7: Selbstporträt mit dem Tod. WM, Sign.: I.N. 250533/989.

Abseits der politisch-kriegerischen Katastrophe legen die Selbstporträts nicht allein dieser Schaffenszeit Zeugnis davon ab, in welchem permanenten psychischen Ausnahmezustand der Künstler lebte. Immer wieder taucht das Motiv der Todessehnsucht bzw. des Selbstmordes auf, wie schon in dem Anfang der 1930er-Jahre entstandenen Aquarell »Selbstporträt mit dem Tod« (Abb. 7).

Wieners Frauenbilder lassen überdies vermuten, dass ihm auch private Beziehungen zu schaffen machten. Diese Arbeiten changieren zwischen erotischer Obsession, sexueller Abhängigkeit und potenzieller Aggression. Das zeigt sich etwa in einem schwarz-weiß gehaltenen Selbstporträt von 1929 mit dem Titel



Abb. 8: Bedrängnis. WM, Sign.: I. N. 238390/81.

»Bedrängnis«, in welchem Wiener von etlichen Frauenakten und -köpfen, einschließlich einem Totenschädel, umgeben ist. Die von allen Seiten dicht an ihn heranrückenden, nur spärlich bekleideten Frauenkörper suggerieren nicht nur eine besonders intensive Beschäftigung mit der Thematik der Weiblichkeit, sondern auch ein Gefühl des Ausgeliefertseins (Abb. 8).

Bemerkenswert sind in dieser Collage aber auch Neologismen wie »schmerzangst« und »Essigschmerz«. Während der »Essigschmerz« vermutlich eine Verbindung zum Leiden von Jesus Christus bei der Kreuzigung und dem Angebot von Essig zur vermeintlichen Linderung der Schmerzen am Kreuz mitbedenkt, zeigt sich die »schmerzangst« Georg Trakl verbunden: »30. April Trakl-Abend« ist ein Element der Collage, die Zitate »FLAMME des GEISTES« aus Trakls berühmtem »Grodek«-Gedicht sowie »die schwarzen schwerer der lüge« aus »Sebastian im Traum« sind eindeutige Referenzen an den schwermütigen Dichter, den Wiener vielleicht als »Bruder im Geiste« vereinnahmt.

Als grafisches Element zentral ist die walkürenhaft üppige Figur der Krankenschwester, eine Art »Superwoman« mit pochendem Herz – allerdings auffällig ohne Gesichtsmerkmale und mit dem Halsetikett »Heilmittel schmerz« dargestellt. Die Gestalt kann als Variante der vielen Domina-Figuren angesehen werden, die die Bildkomposition etlicher Arbeiten beherrschen.

Das kriegerische Zeitgeschehen und eine misogynne Tendenz, die mit einer gewissen (ersehnten?) promiskuitiven Haltung gepaart sein kann, fasst das Blatt »Der Moloch« von 1943 zusammen. Hier ist eine breitbeinig hockend-stehende weibliche Figur mit entblößter Vulva, augapfelähnlichen Brüsten und einem Stahlhelm auf ihrem roboterhaften Totenschädel zu sehen. Ein roter Blitz, ein blutiges Messer, auf den Betrachter gerichtete Kanonenrohre und der aus ausgeschnittenen Einzelbuchstaben zusammengesetzte Begriff »MENETEKEL« vermitteln neben einer erotischen Einladungshaltung vor allem eine von Angst, Gewalt und Verunsicherung geprägte Grundstimmung (Abb. 10). Das Menetekel als Mahnung für ein drohendes Urteil wie auch der Moloch als opferfordernde Macht rekurrieren auf die Bibel (Levitikus 18,21, 20,2–5 u. a. sowie Daniel 5) und unterstreichen damit auch den bewussten Kompositionscharakter von Wieners Arbeiten. Der Stoff des Menetekels ist im deutschsprachigen Raum vor allem durch die Bearbeitung von Heinrich Heine in »Belsazar« bekannt; Wiener versieht mit Bleistift am rechten Rand seines Blattes die Begriffsdefinition mit eigenem Kommentar: »Menetekel = gezählt, gewogen; erste Warnung. – und zu leicht befunden«.

Gegen und nach Ende des Krieges kommt es zu privaten und beruflichen Umbrüchen. Im Jänner 1945 wurde Wieners Atelier ausgebombt, und er musste in den achten Bezirk (Zeltgasse) übersiedeln, bevor er wieder im ersten Bezirk (Postgasse) eine Wohnung fand. Beruflich schienen sich neue Möglichkeiten zu ergeben: Er wurde von der Sozialdemokratischen Partei nicht nur für die »Entnazifizierungskommission« an der ehemaligen Kunstgewerbeschule (nun Akade-



Abb. 11: *Wegräumen. Hilf der Sozialistischen Partei.* WM, Sign.: I. N. 238390/87.

mie für angewandte Kunst) nominiert, sondern erhielt auch eine Anstellung in der Propagandaabteilung der Partei und u. a. den Auftrag, das Kampfabzeichen der drei Pfeile als Symbol gegen Faschismus, Klerikalismus und Kapitalismus neu zu gestalten. In welchem Umfang Wieners künstlerische Arbeiten tatsächlich verwendet wurden, ist noch unerforscht. Ein Originalentwurf mit dem Slogan »Wegräumen. Hilf der Sozialistischen Partei« (Abb. 11) lässt vermuten,



Abb. 12: Ohne Titel. WM, Sign.: I. N. 238390/51.

dass seine Herangehensweise und seine Ideen im parteipolitischen Sinne zu wenig plakativ waren, denn er führte in ihnen lediglich seine sehr persönlichen zeit- und gesellschaftskritischen Arbeiten, gespickt mit Totenköpfen, Ruinen, Bomben und Stahlhelmen, im größeren Format fort.

Im Rahmen einer Ausstellung im Wiener Rathaus wurden Wieners Werke 1946 zusammen mit jenen von Otto Rudolf Schatz gezeigt, einem Generationskollegen, den er gut kannte und dessen berufliche Karriere ungleich besser ver-

lief. Außerdem waren im selben Jahr Arbeiten von Wiener in der berühmten antifaschistischen Nachkriegsausstellung »Niemals vergessen!« im Wiener Künstlerhaus zu sehen.

Die vielversprechenden Entwicklungen waren jedoch von begrenzter Dauer. 1947 verlor Wiener seinen Posten an der Akademie für angewandte Kunst und damit seine regelmäßigen Einkünfte. Freie Aufträge durch die SPÖ und für die Zeitschrift »Österreichisches Tagebuch« des kommunistischen Kulturstadtrates Viktor Matejka konnten diesen nicht nur finanziellen Verlust keinesfalls kompensieren. Am 29. April 1949 nahm sich Karl Wiener in seiner Wohnung in der Postgasse das Leben, indem er den Gasherd aufdrehte. Eine seiner letzten Arbeiten dürfte die vergleichsweise reduzierte Collage gewesen sein, in der neben – gültigen – Lebensmittelmarken und einem Apothekenetikett die ausgeschnittenen Wörter »Anklage gegen« und »Krieg ein Schicksal!« ins Auge stechen (Abb. 12). Handschriftlich ist die Aufforderung »Niemals vergessen! Alles!«, die wie ein abschließendes Vermächtnis klingt, hinzugesetzt. Das in die Arbeit integrierte ausgeschnittene rote Osterei mit der Aufschrift »Fröhliche Ostern« wirkt in diesem Kontext nur mehr als ironisch-verzweifelnde Randbemerkung.

ANMERKUNGEN

- 1 Die gesamte Sammlung des Wien Museums (im Folgenden WM) umfasst mehr als eineinhalb Millionen Objekte, über 100.000 sind online unter <https://sammlung.wienmuseum.at/> abrufbar (Stand: Jänner 2024).
- 2 Initial für die Auseinandersetzung mit Karl Wiener und seinem künstlerischen Nachlass war die Ausstellung »Moderne in dunkler Zeit« in der Neuen Galerie Graz 2001. 2011 widmete das Wien Museum dem Künstler eine erste kleine Personale unter dem Titel »Verschollen im Museum«, die anlässlich seines 125. Geburtstags im Jahr 2026 eine Fortsetzung finden soll. – Die folgenden biografischen Daten zu Karl Wiener sind den begleitenden Publikationen entnommen (vgl. Günther Holler-Schuster: Karl Wiener. In: *Moderne in dunkler Zeit. Widerstand, Verfolgung und Exil steirischer Künstlerinnen und Künstler 1933–1948*. Hg. von Günter Eisenhut, Peter Weibel. Graz: Droschl 2001, S. 528–543 sowie *Verschollen im Museum. Der Künstler Karl Wiener. Illustrierte zur Ausstellung*. Hg. von Lisa Wögenstein, Marion Krammer. Wien: Wien Museum 2011 [= 327. Sonderausstellung des Wien Museums]).
- 3 Das Museum der Neuen Westlichen Kunst wurde 1948 aufgelöst. Die Bestände gingen an das Puschkin-Museum sowie an die Eremitage in Sankt Petersburg.
- 4 Das dichte Blatt misst inklusive Rand gerade einmal 13 × 18,4 cm; kleine Bildformate dominieren Wieners Werk in seiner Gesamtheit.
- 5 Diese Meldung findet sich am 19. Mai 1940 wortident als Amtliche Mitteilung etwa im »Neuen Wiener Tagblatt« (S. 18) und im »Völkischen Beobachter« (S. 15).

Verlustangst und Verlufterfahrung

»Jede versäumte Stunde ist auf Ewigkeit verloren« Der drohende Verlust des Partners in Lotte Tobischs Tagebuch

TANJA GAUSTERER

»Ich schrieb immer, wenn ich nicht sprechen konnte«, notierte Lotte Tobisch (1926–2019) im zweiten Eintrag ihres Tagebuches, das sie von 1949 bis 1959 führte.¹ Obwohl die Formulierung eine regelmäßige Aufzeichnungstätigkeit vermuten lässt, sind ein paar lose Blätter mit dem bescheidenen Umfang von dreizehn Seiten das einzige überlieferte Diarium der später als Organisatorin des Wiener Opernballs über die österreichischen Landesgrenzen bekannt gewordenen Schauspielerin.

Die privat-intime Selbsteinkehr zählt gemeinhin neben der Funktion als Erinnerungsstütze wohl zu den häufigsten Anlässen, ein Tagebuch zu führen. Im vorliegenden Fall gerät es zu einem Zufluchtsort, in dem allein krisenhafte Momente eines Lebensglücks verzeichnet werden. Dieses Lebensglück, das Tobisch bis ins hohe Alter beschwor, hatte sie als junge Schauspielerin in ihrer Beziehung mit Erhard Buschbeck (1889–1960) gefunden, den sie durch ihren ehemaligen Schauspiellehrer Raoul Aslan (1886–1958) kennengelernt hatte. Aslan wurde 1945 erster Nachkriegsdirektor des Burgtheaters, Buschbeck galt als »graue Eminenz« des Hauses, dessen Geschicke er ab 1918 in verschiedenen Direktionen entscheidend mitbestimmte. Erfahrung, Engagement und Gelassenheit des fast 40 Jahre älteren Theatermannes machten nachhaltig Eindruck auf die aparte Nachwuchsmimin, sodass die beiden nach vorsichtigen Annäherungen ab 1950 öffentlich als Paar auftraten und eine gemeinsame Wohnung teilten.²

Abgesehen vom Altersunterschied und der führenden Position an der »Burg« stand dem erhofften Glück zunächst Buschbecks private Rolle als Ehemann und zweifacher Familienvater im Weg, worauf Lotte Tobischs initialer Tagebucheintrag vom 21./22. November 1949 anspielen dürfte. Nach mehrfachen Liebeschwüren werden darin ohne weitere Bestimmung »alle[r] Schmerz, alles Leid und Weh« der »furchtbaren Stunden, Tage[] der letzten Woche« beklagt (TB, 21./22. November 1949, S. 1). Der zweite Eintrag findet sich erst ein Jahr später und verzeichnet Trennungsschmerz und Sehnsucht, weil Buschbeck mit dem Burgtheaterensemble auf Tournee in Deutschland weilte (vgl. TB, 16. November 1950, S. 1). Auch der dritte Eintrag folgt mit deutlichem Abstand erst im Juni

1951. Nach einer Premierenfeier schläft Buschbeck bereits, während Tobisch ruhelos bleibt. Von ›Klage‹ und immer wieder von ›Gespenstern‹ ist die Rede: »Mein Leben ist er [Erhard Buschbeck; Anm. d. Verf.], meine Erfüllung und größtes Unglück dennoch. Wehe dem, dem Gott seine Wünsche in Erfüllung gehen läßt« (TB, 16. Juni 1951, S. 2). Vermutlich führte in diesem Fall bloß ein unausgesprochener Konflikt zum Zorn und Unmut der Partnerin und zur affektiven Äußerung des »größte[n] Unglücks«.

Am 17. Oktober 1959, also mehr als acht Jahre später, erfährt das Tagebuch als bislang äußerst sporadisch bemühtem Medium zur Selbsteinkehr eine Zäsur. In diesem vierten Eintrag kulminieren zwei memorable Ereignisse: der Geburtstag des Freundes Raoul Aslan und die Nachricht, dass bei Erhard Buschbeck im Rachenraum ein Geschwür entdeckt wurde, dessen pathologische Bestimmung es zwar noch abzuwarten galt, doch im ersten Schock ist für Tobisch das Schlimmste zu befürchten:

[...] es werden vielleicht noch viele 16. Oktober kommen, und an allen[,] die kommen werden, wird dieser eine Augenblick wieder auftauchen, dieser Stich, dieser Schmerz lebendig sein – der heute durch trügerische Hoffnung, durch die Gedanken an das nächste und wichtigste verwischt ist. –

Erhard hat Krebs. Vielleicht Wochen, Monate – höchstens aber ½ Jahr bleibt uns noch. Und ich will nichts denken[,] als an diese Zeit, die wir noch haben. – Diese Zeit soll die Krönung eines einmaligen Zusammen-seins von 10 Jahren werden – für ihn vor allem und für mich. – Denn mit ihm verliere ich alles[,] was ich habe. (TB, 17. Oktober 1959, S. 4; vgl. Abb. 1)

In den folgenden Tagen notiert Tobisch regelmäßig. In fünf Einträgen bringt sie bis zum 26. Oktober 1959 all ihre ambivalenten Gefühle zu Papier, die verschiedene Phasen der Krisenbewältigung zwischen rationaler Bemühung und irrationalen Wunschdenken aufzeigen: Angst und Sorge, Verzweiflung und Hoffnung, Verdrängen der Wirklichkeit und immer wieder die Versuche, die eigene Kraft zu beschwören. »Mein Herz klopft ununterbrochen bis zum Zerreißen[,] und Angst löst die Hoffnung, Hoffnung die Angst ab – wie Wellen auf und nieder, auf und nieder bleib ich Welle« (TB, 19. Oktober 1959, S. 6), heißt es wenige Tage nach der Erstdiagnose.

und werden bald von neuen Sonnenstrahlen
besen sein.

Und ich bin glücklich.

Ich bin glücklich es ist ja immer so.

Ich liebe ihn noch.

17. Okt 1959

Heute also war der 16. Okt 1959. Ein Tag, der seit vielen Jahren
als Anlass feierlich bei uns bedacht wurde - früher mit
Gedanken an ihn, seit seinem Tode mit weihnachtlichen
Gedanken.

Heute aber ist dies Tag ein anderer geworden und es werden
vielleicht noch viele 16. Oktobere kommen, und an allen
die kommen werden, wird dann eine Augenblicke wieder
aufstehen, diese Idee, dass Lebenszeit feierlich sein -
die heute durch trügerische Hoffnung, durch die Gedanken
an das Nächste und Nächste ~~schon~~ ist. -

Heute hat Krebs. Kellert Wollen, Monate - ~~so~~ Warten
aber $\frac{1}{2}$ Jahr bleibt uns noch. Und ich will nichts denken
als an die Zeit, die wir noch haben. - Die Zeit soll die
Kronung eines ewigen Zusammenlebens von 10 Jahren
werden - für ihn vor allem und für mich. - Denn mit
ihm verliere ich alles was ich habe. -

Aber ich habe ihn noch und bin dann glücklich. Und
er sieht mich an, mit dem Altmannswillen - wohl
wissenden Blicks - aber er sieht wie alle die Jahre

Abb. 1: Mit der Krebsdiagnose bei Erhard Buschbeck gerät das Lebensglück
für Lotte Tobisch in Gefahr. TB, 17. Oktober 1959, S. 4.

Die ›Wellen‹-Metapher als Ausdruck ihrer aufgewühlten Gefühlswelt bleibt erhalten. Ebenso verwendet Tobisch Begriffe wie »Ventil« und »Überdruck«, die ihr Stark-sein-Wollen betonen und gleichzeitig ihr Alleinsein in dieser Situation zeigen. Ein offenes Gespräch über die potenziell lebensbedrohliche Erkrankung scheint von Beginn an kaum stattzufinden, obwohl Erhard Buschbeck auf der anderen Seite ähnliche Ängste auszustehen hatte. Im Tagebuch wird das wechselseitige Ausblenden der Bedrohung besonders spürbar, wenn Buschbeck außer Haus war und seinen Verpflichtungen am Burgtheater nachging:

Vorgestern abends[,] als er weg ging ins Theater[,] bin ich zusammengeklappt, wie ein Taschenmesser – ich schrie und schrie und schüttelte mich vor Weinen – seither hab ich mich besser in der Hand. – Seit der furchtbaren Nachricht war ich so voll Schmerz – es war vorgestern wie ein Ventil[,] das aufbrach – seither ist der Überdruck gewichen und bin ich ruhiger, obwohl der Schmerz, die Angst die gleichen sind[,] im Gegenteil sogar dieses Zittern gekommen ist, dieses Zittern der Seele, diese Wellen, dieses Auf und nieder. (ebd.)

Auf diesen wenigen Tagebuchseiten wird als einzige Vertrauensperson Tobischs Mutter Nora Krassl erwähnt, die der Tochter in einem Gespräch Mut und Hoffnung zugesprochen hatte (vgl. ebd.). Ansonsten aber bleibt die junge Frau vermeintlich allein und mit Gott. Mag es nur die Suche nach einem imaginären Gegenüber gewesen sein, so ist dennoch signifikant, dass Lotte Tobisch – altkatholisch getauft und zu Beginn ihrer Schulzeit an der elitären Klosterschule Sacré Coeur ausgebildet – in ihrer Not auffallend oft diese Ansprache und vor allem Begriffe aus dem Leidens- und Erlösungsgeschehen um Jesus Christus bemüht, die die katholisch tradierte Bereitschaft der ›Sünderin‹ zum (stellvertretenden) Opfer und zur Buße vorsieht: ›Leid‹, ›Erbarmen‹, ›Gnade‹ werden gemeinsam mit ›Schmerz‹ oder auch ›Hoffnung‹ und sogar dem Erbitten von ›Wundern‹ zum gängigen Vokabular des Tagebuches:

Ein Wunder, ein Wunder! Lieber Gott, laß es geschehen. Aber ich will vernünftig sein, ich will es ja tragen, will es leiden[,] wenn es sein muß, alles, alles, nur ihm erspare[,] was nicht zu ertragen ist. –
Ich kann mich nicht abfinden mit dem Schrecklichen, wie ich erst dachte; denn ›sich abfinden‹ ist passiv – – ich aber kann nicht passiv sein – ich

kann nur erleiden, ertragen, erdulden. Gib mir die Kraft, daß ich es kann.
Nur ihm, ihm erspare, erspare –
Ich will alles tragen, erleiden, nur Kraft, Kraft –
Ein Wunder, oh laß ein Wunder geschehen. (TB, 19. Oktober 1959, S. 7)

Bald relativiert Tobisch reuig diesen religiös inspirierten Übermut: »Ich war vermessen und bat um ein Wunder; jetzt bitte ich um Gnade für ihn, Gnade, Erbarmen« (TB, 21. Oktober 1959, S. 8).

Nach anfänglichen Hoffnungen, dass es sich um eine Infektion handeln könnte, erreichte sie an diesem 21. Oktober 1959 die »endgültige[] Grauensnachricht«: »Es ist so furchtbar, so grauenhaft, so entsetzlich«, notiert Tobisch, die stellvertretend für Buschbeck vom Arzt die Diagnose eines Karzinoms erfährt. Während sie dem Patienten dennoch verkündet, dass es kein Krebs sei, er gesund werde, muss sie sich selbst eingestehen: »Mein Gott[,] wie lange werde ich ihm diesen Glauben an seine Gesundheit, an sein Leben erhalten können? Wie lange werden die Ärzte die kommenden unerträglichen Schmerzen von ihm ferne halten können?« (ebd., vgl. Abb. 2–3)

Die beginnende Strahlentherapie, das prioritäre Bemühen um Buschbecks Wohlbefinden und seine Ablenkung vor dem drohenden Unheil werden am 22. und 26. Oktober 1959 festgehalten. Dann aber erfolgt der neunte und letzte Tagebucheintrag erst fünf Wochen später. Tobisch »möchte aufheulen«, »oft vor Angst und Mitgefühl –, Angst um ihn – Angst jeden Morgen, wenn ich aufwache, Angst für den kommenden Tag und zittern« (TB, 29. November 1959, S. 12). Dennoch wird in diesem Eintrag auch noch einmal der Hoffnung auf eine verlängerte Lebenszeit Ausdruck verliehen, weil Buschbecks Verfassung nach der belastenden Strahlentherapie überraschend stabil blieb. Der finale Eintrag endet mit den Plänen zu einer Reise, die den Patienten nach den Strapazen der Therapie wieder aufrichten sollte:

Mein guter Liebling, wir werden fortgehen, eine gute Woche lang, wohin er will – und herrliche Tage erleben –; wie herrlich Tage sein können[,] ahne ich, seit ich weiß, daß sie gezählt werden – und, daß sie niemals wiederkehren; Jede versäumte Stunde ist auf Ewigkeit verloren. (ebd., S. 13)

Diese Reise führte Anfang 1960 nach Paestum, wo das Paar noch einmal eine schöne Zeit erleben konnte, die Tobisch später in ihren Erinnerungen beschrieb.³

Ein Hoffensdrücker am Horizont; man glaubt nicht dran -
 und trotzdem schlägt der Berg schnell und pedantisch Klatschen
 hin auf auf Trage und schwingen hin und her, atembre-
 nauend und wie man ^{flaut} ^{doch} man ^{flaut} ^{doch} bewundernswürdig -
 und der Berg klopft bis zum Hals und die Kerse zittern. -
 Ein Wunder, ein Wunder! brach fast, bis es geschah.
 Aber ich will deutlich sein, ich will es ja sagen, will es beides
 wenn es sein muss, alles, alles, nur dass es so
 nicht zu sagen ist. -
 Ich kann mich nicht abfinden mit dem Unvollkommenen,
 wie ich es sollte; denn "sich abfinden" ist passiv -
 ich aber kann nicht passiv sein - ich kann nur
 erwidern, erheben, erdulden. Ich bin die Kraft, was ich
 es kann. - Nur dass, dass es so, was es so
 Ich will alles sagen, erwidern, nur Kraft, Kraft -
 Ein Wunder, oh das ein Wunder geschah.

21. Okt.

Kein Wunder ist gegeben.
 Es ist so furchtbar, so grauhaft so unbeschreiblich. Denn ich
 bin anders! Obwohl 70 Jahre alt steht er ein den Höhe
 seines Lebens. Fröhlich, fröhlich, fröhlich, fröhlich
 Lebenslust sieht er aus - und seit ich keine Arbeit
 - und der ungenügenden Frauensache - ja, dass
 jeder ein Theater und atembre von Lampen über dem
 den Hals gibt und vor flucht weinte und immer wieder
 nur sagte: es ist nichts, es ist kein Krebs, - Die Arbeit
 gesund, - ach ich bin so glücklich! - so glücklich ist selbst

Abb. 2-3: Nach Tagen des Hoffens und Bangens erfährt Lotte Tobisch die »endgültige[]
 Grauensnachricht«. TB, 21. Oktober 1959, S. 7f.

Lebensfreude, sein Optimums wolle jehelt - und das
 ewig Fragende in seinen Augen kann mich ja sehen.
 - Wie lange? Mein Gott wie lange wurde ich denn diesen Stunden
 an seine Gesundheit, an sein Leben erhalten können? Wie
 lange werden die Ärzte die kommenden unerbittlichen
 Schmerzen von ihm fern halten können?

Nur das, lieber Gott, nur das: eine fröhliche Zeit für
 ihn, ein wenig abgemessenes Leben noch!
 Ich soz vernehmen und hat auch ein Wunder, jetzt wäre ich nun
 gerade für ihn, gerade, überleben -

Dein letztes Gedanke. -
 Ich schreie es nicht. Wenn er mich bei uns findet ist die
 Welt nicht erdrückend - ich kann nicht, kann nicht schreien,
 - kann nicht. -

Ich kann es nun ja nicht! Dein Gott! Wenn Welt ist alles aus,
 wenn kann ich - für ihn - froh sein, wenn Freude kann
 - ich will von Glück, das es da ist - schillernd und können
 - die mein Gott, wie lange es lebt, hat ich viel bei uns sein,
 damit ich das fröhliche Wissen erhebe, denn während
 ich die stütze, stütze es nicht - und wir haben einander
 gegenseitig befreit. -

Aber schon, wenn die Tiere hinter ihm ein lüchelt,
 können diese Wellen über mich, vielen mich befreien
 und ich glaube erziehen zu müssen.

Aber ich will für den einzigen sein und alles erlösen
 um die Kraft, die Kraft, das es es nicht merkt! ^{das wenn} ~~das wenn~~
 es bei uns ist, und die Kraft so von uns, durch ihn

Vermutlich hat nach diesem letzten Tagebucheintrag das (gem)einsame Leiden und Klagen erst begonnen, Tobisch jedenfalls fasste auch zur Verschriftlichung des drohenden Unglücks keinen Mut mehr.

Nachdem Erhard Buschbeck am 2. September 1960 den Kampf gegen den Krebs verloren hatte (vgl. Abb. 4), beschäftigte sich Lotte Tobisch mit seinen nachgelassenen Materialien, die sie im Andenken an ihre große Lebensliebe 1962 in einer Auswahl unter dem Titel »Mimus Austriacus« veröffentlichte. Wie kritisch es um den Lebensmut der späterhin in der Öffentlichkeit so engagiert und vital präsenten »Grande Dame« stand, lässt ein Brief an Hans Weigel erahnen, der sie bei der Publikation unterstützt hatte: »[I]ch weiß sehr gut, daß ich wahrscheinlich nicht mehr auf dieser Welt wäre, wenn es Sie damals nicht gegeben hätte; und trotz allem: es ist doch gut[,] noch zu leben«.⁴



Abb. 4: Lotte Tobisch und Erhard Buschbeck am 2. August 1960, wenige Wochen vor dem Tod des geliebten Partners. Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung, Nachlass Lotte Tobisch, ZPH 1827, Archivbox 4, 3.13.2.7.14.

ANMERKUNGEN

- 1 Tagebuch von Lotte Tobisch, Eintrag vom 16. November 1950, S. 1, Privatbesitz (im Folgenden mit der Sigle TB nachgewiesen).
- 2 Zu Details zu Erhard Buschbeck und der Beziehung mit Lotte Tobisch vgl. Tanja Gausterer, Kyra Waldner: »Wiener Salondame? Ein Albtraum!« Lotte Tobisch. Charme, Engagement, Courage. Wien, Salzburg: Residenz 2022, insbes. S. 48–109.
- 3 Vgl. Lotte Tobisch: Das Ende meines Jugendtraums. Erinnerung an Erhard Buschbeck. In: Dies.: Alter ist nichts für Phantasielose. Aufgezeichnet von Michael Fritthum. Wien: Amalthea 2016, S. 143–146.
- 4 Brief von Lotte Tobisch an Hans Weigel, undatiert [vermutlich Februar 1979], Nachlass Hans Weigel, Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung, ZPH 847, Archivbox 35.

»Ich flüchte nach vorwärts, in die Offenheit«

Glaubens- und Selbstzweifel in Adolf Holls Tagebuchaufzeichnungen

BENEDIKT PÜHRETMAJR

»Diese Mappe enthält meine intimen und persönlichen Aufzeichnungen und Erinnerungen«, schreibt Adolf Holl (1930–2020) im August 1964 auf den Deckel einer Tagebuchmappe und ergänzt (Abb. 1):

Sollte mir nicht mehr die Zeit bleiben, sie vor meinem Tod zu vernichten, so erkläre ich es hiermit als meinen Willen, einer (auch nur teilweisen) Veröffentlichung der in dieser Mappe enthaltenen Aufzeichnungen zu meinen Lebzeiten oder nach meinem Tod keinesfalls meine Zustimmung zu geben.¹

Obwohl der für seine streitbare Haltung bekannte Priester und Theologe die restriktive Notiz später mit Rotstift durchstreicht und mit dem Vermerk »Un-sinn, gilt nicht« revidiert, bleibt sie als Indiz für seine in jener Zeit virulente Glaubens- und Sinnkrise bestehen.

Adolf Holls überlieferte Tagebuchaufzeichnungen decken die Jahre von 1942 bis 2016 ab. Der Takt wie auch die Ausführlichkeit der Einträge schwankt über diese sieben Jahrzehnte zwischen täglicher Aufzeichnung, monatelangen Lücken und – besonders in der frühen Lebensphase – hinsichtlich des Umfangs von wenigen Zeilen bis zu mehreren Seiten. Chronologisch nachzuerfolgen sind in seinen Diarien sowohl die Hinwendung zum katholischen Glauben, die mit der Priesterweihe im Dom von St. Stephan 1954 einen Höhepunkt erfährt (Abb. 2), als auch der allmähliche Prozess der Distanzierung und Emanzipierung, die schlussendlich in der sukzessiven Entlassung aus allen Kirchenämtern und diesbezüglichen Verpflichtungen mündet.

Mit Ausübung des Priesteramtes entwickeln sich für Adolf Holl rasch Probleme, die in seinen Tagebuchaufzeichnungen immer dringlicher thematisiert und reflektiert werden. Der junge Theologe leidet insbesondere unter dem katholischen Dogma der Keuschheit, das im Gegensatz zu seinem aufkommenden und stärker werdenden sexuellen Begehren steht. Dieses Begehren bringt ihn

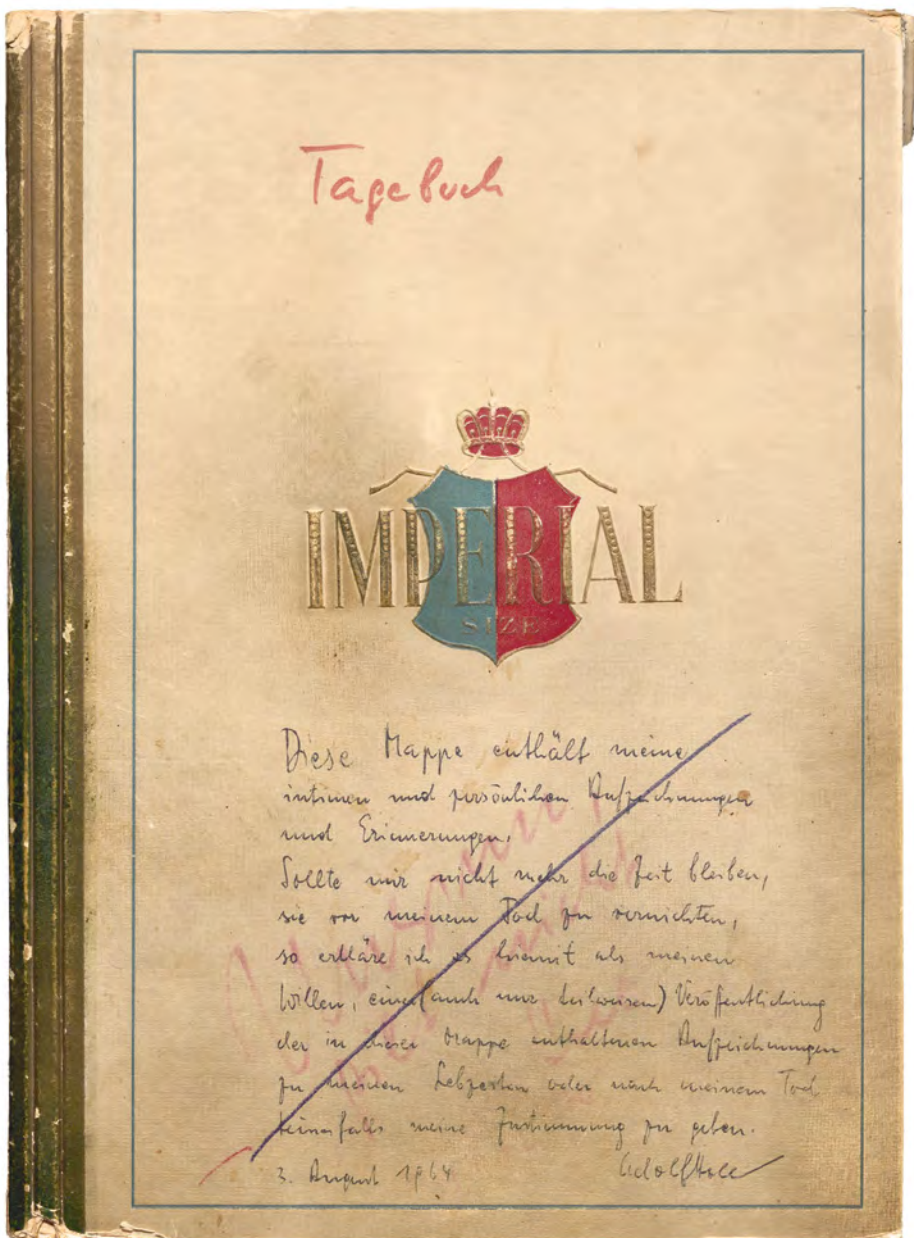


Abb. 1: »Sperrvermerk« und dessen Aufhebung auf dem Mappendeckel zum Tagebuchkonvolut Adolf Holls. TB, Mappe.

mitunter in eine existenzielle Krise und in Konflikt mit sich selbst und den ihm auferlegten (und verinnerlichten) zölibatären Regeln. Am 16. Mai 1964 notiert Holl nach einer kurzen Reflexion über das »Gültige« in einem von römisch-katholischen Grundsätzen geprägten Leben: »Ich habe mich eingelassen – mit



Abb. 2: Der junggeweihte Priester bei seinem Primizamt in der Wiener Pfarre St. Laurentius am 4. Juli 1954. WBR, HS, NL AH, Archivbox 28.

dieser Frau, mit dem Atheismus, mit der modernen wissenschaftlichen Sachlichkeit. Die Frage lautet: wo hört dieses schrankenlose sich Einlassen auf. Schrankenlosigkeit ist gefährlich« (TB, 16. Mai 1964, S. 124; Abb. 3).

Bis auf den »Beginn des Jahres 1962« könne er seine »Verirrungen im Fleisch« zurückverfolgen, hält Holl erst im September 1964 wieder im Tagebuch fest (TB, 3. September 1964, S. 125). Leerstellen wie diese lange Unterbrechung kommentierte er später in seiner Autobiographie als Indiz für Verfehlungen im kirchlichen Amt: »Dem Tagebuch verschwieg ich meine Fehlritte. Die Pausen zwischen den Eintragungen wurden immer länger – zehn Monate, ein Jahr, zwei Jahre.«² Der Eintrag vom 3. September 1964 über Holls »Fleischeslust« selbst rekurriert auch auf den eingangs zitierten Sperrvermerk auf der Tagebuchmappe, der Mit- oder Nachleserinnen und -leser abschrecken sollte: »[T]rotzdem ich heute den Vermerk auf den Deckel geschrieben habe, um frei zu sein vom Hinschieln auf ein mögliches Publikum, sträubt sich die Feder vor den prägnanten Bezeichnungen und vor dem Nennen von Namen« (TB, 3. September 1964, S. 125).³

»Die Chronik der Leistungen geht parallel mit der Chronik meiner Sünden«, stellt Holl am gleichen Tag noch fest und führt seine Errungenschaften im Sinne der katholischen Kirche mit seinen persönlichen Befindlichkeiten von Herbst 1960 bis Juli 1964 tabellarisch zusammen: Assistententätigkeit, Promotion, Habilitation, Dozentur, Gelübde und Exerzitien stehen den »sündhaften« Ereignissen (wie »Der erste Kuß«, Zwei Mädchen und drei Frauen« oder Die Affaire

Welch ist das von außen herankommende als das
von 'außen' fordernde Gott zu begriffen. Steh auf...

f
2 Jahre

16. Mai 1964

Vergangenen Mittwoch habe über den christlichen Schmerz
ansichts der blutigen Urenak zwischen 500 und 1500 nach
Christus gepredigt: und ich habe mich gefragt, ob ich nicht
über einen Schmerz predigt habe, der mir selbst noch gar
nicht aufgegangen ist.

Perseverieren ist Gnade: ansichts der zeitigen Situation heute
habe ich auch (oder gar vor allem?) zu beharren auf dem
Gültigen, auch wenn dies Gültige nicht formulierbar ist.
Wie selbst sei fern.

Ich habe mich eingeklamert - mit dieser Frau, mit dem
Atheismus, mit der modernen wissenschaftlichen Sachlichkeit.
Die Frage lautet: wo lässt dieses schrankenlose sich Einlassen
auf Schrankenlosigkeit sich gefühlvoll.

Abb. 3: Nach zweijähriger Aufzeichnungspause (siehe links oben) lässt Holl
in seinem Tagebuch erneut Selbstzweifel erkennen. TB, 16. Mai 1964, S. 124.

geht weiter. Ich kämpfe, aber ich höre nicht auf») gegenüber. Zwar ist aufgrund der Kürze der Einträge nicht durchgehend zwischen katholischem Pflichtgefühl, einsetzendem Zweifel und etwaiger weltlicher Zugewandtheit klar zu unterscheiden, Holls prinzipieller Zwiespalt zwischen den Anforderungen der Kirche und seinem Hang zum Profanen zeigt sich jedoch unverkennbar in den Notaten »neuer Rückfall«, »Seit Anfang 1956 rauche ich«, »Seit Herbst 1957 bin ich glücklich über einen Samenfluß im Schlaf« (ebd., S. 126; Abb. 4).

Am Tag nach der Niederschrift dieser ›Chronik‹ ist der junge Priester mit Exerzitien beschäftigt. Am Abend reflektiert er abermals die Verunsicherungen, das Leiden unter den ihm auferlegten Verhaltenscodizes und führt jede Übertretung auf eigene Fehler, auf eigene Makel und Schwächen sowie auf eine zu geringe Selbstdisziplin und Glaubensstärke zurück: »Neu ist das Wissen um meine Schwäche, tiefer [...] die Angst vor weiterem Versagen.« Er »ertrage es nicht, ständig befleckt zu sein«, und habe »Angst (so wie immer zu Exerzitien, nur diesmal akzentuierter) vor mir selber, meiner Schwäche«. Der Zölibat wird zu einem qualvollen Kampf – vor allem mit sich selbst:

Trotzdem ängstige ich mich vor der Versuchung auf dem Lager, fürchte ich die Demütigung, das schamvolle Zurückkehren, die zunehmende Schwächung des Willens, fürchte ich meine Haltlosigkeit in Gegenwart von Frauen. Fürchte ich vor allem meine Unruhe, die mich ich weiß nicht wohin treibt, wichtig durch und durch und doch so schwer zu ertragen. An Vollkommenheit wage ich gar nicht zu denken. Meine naive Zuversicht ist dahin, ich kann nur mehr um Kraft bitten und um Erbarmen. (TB, 4. September 1964, S. 129)

In den folgenden Jahren lässt sich in den Tagebucheinträgen ein radikaler Wandel und eine Entwicklungslinie nachverfolgen. Stehen zu Beginn eine kritische Selbstreflexion, eine intrinsische Selbstanklage, die mit einem als höchst individuell empfundenen Ankämpfen gegen die eigene Lust und Sexualität und einem aufkommenden und wiederkehrenden Begehren verbunden sind, so führen diese hin zu einer immer stärker werdenden Kritik an bestehenden Machtverhältnissen und auferlegten Dogmen der römisch-katholischen Kirche:

Angesichts der Macht-Kirche fühle ich mich zunehmend verstört; da mitzutun, bei Entscheidungen mitzuwirken, ist für mich fragwürdig geworden.

- Sommer 1961 Promotion zum Doktor philosophiae
Der erste Kuß
Die Reise nach Frickenhain
Die Venen-Erkrankung
Beginn der Alfarming ~~der~~ Habilitation
- 1962 Zwei Mädchen und drei Frauen
Abkluß der Habilitation
Die Leipziger in Karlsruhe ändern nicht
viel - nur die bunte Auswahl reduziert sich.
- 1963 Im Sommer, auf der Seisen-Vien, lege ich
ein Filibuste ab.
Es wird abgemindert - in einem körperlichen
Kontranz: den ich meist unzulasse.
Die Affaire geht weiter. Ich kämpfe, aber ich
höre nicht auf.
Im Dezember bin ich Dopant für Religionswissenschaftl.
- 1964 Im Februar oder März findet das Abenden
zu Frauen unter Art; ich flüchte nach
vorwärts, zu die Offenheit.
Ende April - Anfang Mai in Maria-fall (anlässlich
der KAT-Wallfahrt): neuer Rückfall
Namen dieser Juli, mit abschließender
Feier.
- Seit Anfang 1956 rauche ich.
Seit Herbst 1957 bin ich glücklich über einen Sonnenstich im Schlaf.

Abb. 4: Gegenüberstellung der »Leistungen« und »Sünden« im Tagebucheintrag vom 3. September 1964. TB, 3. September 1964, S. 126.

Ich habe wenig Freunde und bin daran auch selber schuld. Ich bin mir selber fremd, fremd sind mir andere, Gott ist meist fern. (TB, 17. März 1966, S. 140)

Schrittweise wird das eigene Begehren nicht mehr als sündhaftes Fehlverhalten und individuelles Scheitern betrachtet, sondern vielmehr kritisch als auferlegtes Dogma erkannt und problematisiert. Die zunächst als höchst subjektiv erachtete Glaubenskrisen und die damit verbundene Krise hinsichtlich der eigenen Sexualität und Willensstärke werden durch eine stetig emanzipativere Selbstwahrnehmung nicht mehr als ein auf die eigene Persönlichkeit zurückführendes Scheitern erlebt, sondern verstärkt nach außen gekehrt. Der Fehler wird nicht mehr im Individuellen, sondern im Strukturellen gesucht. Er habe »dem System gedient und war glücklich darüber. Einem System, an dem ich doch beträchtlich leide«, hält Holl im Juli 1967 fest (TB, 15. Juli 1967, S. 146).

Im Frühjahr 1968 findet sich im Tagebuch bereits eine These, die Holls späteren Lebensweg beträchtlich beeinflussen sollte: »Ich bin etwas geworden, was es nach Jesu Lehre gar nicht geben soll, nämlich Priester.« (TB, 19. März 1968, S. 148) Nach einer halbjährigen Schreibpause offenbart er im Eintrag vom 21. September 1968 einen inneren Zustand, der mit den Selbstzweifeln und der existenziellen Krise der frühen 1960er-Jahre wenig gemein hat. Holl erinnert sich des Jesuitenpaters Ferdinand Weiß, seines Beichtvaters und Begleiters in der priesterlichen Ausbildung:

Die Stimme des Pater Weiß: Bleib wie du bist.

Das hat er 1954 geschrieben, schon damals besorgt.

[...] Zwanzig Jahre Pater Weiß. Ich bin nicht geblieben, der ich war, ich habe mich geändert.

Diese Änderungen sind in den Aufzeichnungen vorwiegend negativ kommentiert – als Abfall von den Idealen der Seminarzeit. Jedoch läßt sich auch sagen, daß ein Mensch nicht unbedingt an seiner Pubertät, an seiner Adoleszenz festhalten muß. [...]

Jesus selbst aber bleibt solange hoffnungslos relativiert, als man ihn als großen Religionsstifter ansieht. Wer sich also von ihm grundlegend motivieren lassen will, sieht sich heute gezwungen, das sogenannte Religiöse zu kritisieren. Ich auch. (TB, 21. September 1968, S. 149 f.; vgl. Abb. 5)

21. September 1968

Die Stimme des Vater Weiß: bleib wie du bist.

Das hat er 1954 geschrieben, schon damals besorgt.

Letzte
Vorjahr Weihnachten war ich noch bei ihm, später hat er

'Das freie Wort' angezeigt, und so war dann

nicht mehr zu machen. Fünfzig Jahre Vater Weiß.

Ich bin nicht glücklich, der ich war, ich habe mich
geändert.

Diese Änderungen sind in den Aufzeichnungen vorwiegend
negativ kommentiert - als Abfall von den Idealen des

Seminarzeit. Jedoch läßt sich auch sagen, daß ein

Mensch nicht unbedingt an seiner Pubertät, an

seiner Adoleszenz festhalten muß. Melanoidte läßt

sich übersetzen mit: Ändert auch.

Mit Beginn des Jahres 1969 vollzieht Holl neben einer innerlichen Emanzipation auch einen inhaltlichen Wechsel vom Persönlichen hin zu Reflexionen, wie sie auch in späteren eigenen Publikationen auftauchen. Zu dieser Zeit dürfte er den eingangs zitierten Vermerk auf der Tagebuchmappe durchgestrichen und mit



Abb. 6: Adolf Holl im April 1969. WBR, HS, NL AH, Archivbox 28.

dem lapidaren Vermerk »Unsinn, gilt nicht« überschrieben haben. Eine Entwicklung war vollzogen, die Öffentlichkeit, die Kritik und die Auseinandersetzung mit den Dogmen der römisch-katholischen Kirche werden nicht mehr gescheut; der Priester flüchtet »nach vorwärts, in die Offenheit« (TB, 3. September 1964, S. 126).

Adolf Holls dissident-oppositionelle Haltung hatte zu diesem Zeitpunkt den privaten Charakter bereits verloren. Er sorgte immer wieder auch öffentlich für Aufmerksamkeit durch seine kontrovers diskutierte Fernsehauftritte, sein Drehbuch für eine Fernsehdokumentation über »gefallene Priester« (1969), seine nach außen getragene progressive Position in der »Abtreibungsfrage« oder seine Kritik an der Entscheidung des Papstes im Zuge der Enzyklika von 1968, einen reaktionären Kurs gegen die freie Sexualität, Pille und Verhütung insgesamt zu führen (Abb. 6).⁴

Die kirchlichen Autoritäten zeigten wenig Verständnis für diese Erneuerungs- und Aufklärungsversuche, wie etwa ein entschlossener Brief des Kardinals Franz König (1905–2004), der Holl schon zuvor gemäßregelt hatte, festhält: »In der katholischen Öffentlichkeit ist das bereits früher von Ihnen verursachte Ärgernis in einer für mich nicht mehr verantwortlichen Weise angewachsen.«⁵ Mit Zustimmung des Priesterrats verpflichtete der Kardinal Holl dazu, Rücksprache für geplante Auftritte im Rundfunk zu halten, auch dürfe er an der theologischen Fakultät ohne Königs »schriftliche Zustimmung nicht mehr ankündigen«. Johannes Kosnetter (1902–1980), Holls Doktorvater für Theologie, verlied in einem Brief auf acht Typoskriptseiten seiner Sorge und seinem Missmut über den bis dato geschätzten Kollegen Ausdruck und attestierte diesem nicht nur mangelndes Fingerspitzengefühl, sondern auch eine Mitschuld an den steigenden Austrittszahlen der katholischen Kirche.⁶ Den von Kosnetter geäußerten Verdacht einer »Kopfverletzung« als Ursache für sein Verhalten entkräftete der Beschuldigte trotzig:

Verehrter Herr Prälat,
für Ihren sehr ausführlichen Brief [vom 10. November 1969; Anm. d. Verf.] danke ich Ihnen bestens. Sie beschäftigen sich darin unter anderem mit meinem Charakter und einer eventuellen Kopfverletzung. Nun: mein Kopf wurde nicht verletzt, und meinen Charakter möchte ich jetzt und in Zukunft lieber von jenen in Frage stellen lassen, die mir in bewährter Freundschaft verbunden sind.⁷

Die eigentliche Provokation für die katholische Kirche lieferte Holl schließlich mit seinem Buch »Jesus in schlechter Gesellschaft« (1971), in dem er das Porträt einer historischen Christusfigur entwirft, deren Ziel nicht darin gelegen habe, eine wie auch immer geartete institutionalisierte Glaubensgemeinschaft mitsamt ihren Funktionären, ihrem Prunk und reaktionären wie weltabgewandten Dogmen zu etablieren. Im Fokus seien vielmehr die Ausgegrenzten, die Marginalisierten und die – auch von den jeweiligen geistlichen Eliten – Ausgestoßenen gestanden, etwa Obdachlose, Prostituierte und überhaupt alle von Ausgrenzung Bedrohten – kurz: das Prekariat. »Ihre hierarchische Verfassung habe sich die Kirche erst später genehmigt, im Verlauf ihrer Mutation zu einer Staatsreligion.«⁸ Holl charakterisiert die historische Person Jesus von Nazareth als »heiligen Anarchisten«,⁹ als einen Aufwiegler und Revolutionär, der wenig gemein gehabt habe mit jenem vereinnahmenden Bild, »das die katholische Kirche von ihm gezimmert hatte.«¹⁰ »Jesus nimmt Partei«, so Holl später, »schlägt sich auf eine sehr bestimmte Seite, sicher nicht die der Herren.«¹¹

Ab den 1970er-Jahren trat für Adolf Holl zur persönlichen Sinn- und Glaubenskrise nun auch eine existenziell-materielle Neuorientierung hinzu: 1973 wurde ihm die *Venia Legendi* an der katholischen Fakultät der Universität Wien entzogen, 1976 folgte der Entzug der *Missio canonica*, der kirchlichen Beauftragung für Verkündigungs- und Lehraufgaben, die auch zum Schulunterricht befähigt. Anlass für diese endgültige Trennung lieferte die Preisgabe seines Bruchs mit dem Zölibat im öffentlich-rechtlichen Fernsehen im Gespräch mit Günther Nenning im Jahr 1976.¹² Zwar war zu diesem Zeitpunkt die Entfernung von katholischen Dogmen und ihren Repräsentanten bereits längst vollzogen, dennoch blieb für Holl eine »Verwundung, die nicht heilen wollte«,¹³ zurück.

Mit der Suspendierung vom Priesteramt endet für Holl ein vielfach öffentlich ausgetragener Konflikt, ein von der Öffentlichkeit sowohl kritisch als auch wohlwollend wahrgenommener Prozess der Distanzierung (und Emanzipation) von katholischen Glaubenssätzen und der »Macht-Kirche« und ihren Autoritäten. Eine Kirche, so Barbara Coudenhove-Kalergi, »die er [Holl; Anm. d. Verf.] nicht mag und doch mag und in der er, wie viele andere, nicht leben, von der er aber auch nicht wirklich loskommen kann.«¹⁴ Ihm gelang die »Befreiung aus einem Verblendungszusammenhang«¹⁵ und die Entwicklung von einem von Selbstzweifeln und Leiden geplagten Jungpriester hin zum selbstbewusst und rebellisch auftretenden »Kirchenkritiker«, als der er in der Öffentlichkeit zumeist wahrgenommen wurde.

Manchmal, wenn ich die Kirchenglocken am Sonntagvormittag läuten höre, erreicht mich ein sanfter Gruß aus der Vergangenheit. Sie ist mir inzwischen so fremd geworden, daß ich fast das Gefühl habe, dreißig Jahre lang in der Zeit Karls des Großen oder im Alten Ägypten gelebt zu haben.

[...] Soll ich mir wünschen, noch einmal in sie eintauchen zu dürfen, als Gnadenvermittler? Meine ehemaligen Kollegen nicken mir zu, die toten und die lebendigen, und ich mache eine abweisende Geste. Der Ort ihres Wirkens hat für mich seine Schrecken verloren. [...]

In meiner jetzigen Welt gibt es keine Erlösung.¹⁶

ANMERKUNGEN

- 1 Mappendeckel zu Tagebuchkonvolut von Adolf Holl mit Einträgen von 26. Juni 1953 bis 21. September 1968, Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung, Nachlass Adolf Holl, ZPH 1844 (im Folgenden WBR, HS, NL AH), Archivbox 30. – Dieses Tagebuchkonvolut wird im Folgenden mit der Sigle TB, Datum und Seitenzahl im Text nachgewiesen. Unterstreichungen folgen dem Original.
- 2 Adolf Holl: Gott ist tot und läßt dich herzlich grüßen. Wien: Edition Va Bene 2001, S. 131.
- 3 Der Vermerk auf dem Mappendeckel ist mit »3. August 1964« datiert, nicht mit September.
- 4 Vgl. Holl: Gott ist tot und läßt dich herzlich grüßen (Anm. 2), S. 136.
- 5 Brief von Kardinal Franz König an Adolf Holl vom 3. Oktober 1969, WBR, HS, NL AH, Archivbox 22.
- 6 Vgl. Brief von Johannes Kosnetter an Adolf Holl vom 10. November 1969, WBR, HS, NL AH, Archivbox 18.
- 7 Brief (Durchschlag) von Adolf Holl an Johannes Kosnetter vom 15. November 1969, WBR, HS, NL AH, Archivbox 22.
- 8 Holl: Gott ist tot und läßt dich herzlich grüßen (Anm. 2), S. 38.
- 9 Adolf Holl: Vorwort letzte Taschenbuchausgabe. In: Ders.: Jesus in schlechter Gesellschaft. Werkausgabe, Bd. 1. Hg. von Walter Famlar, Harald Klauhs. Wien: Residenz 2021, S. 231 f., hier S. 231.
- 10 Harald Klauhs: Vorwort. In: Holl: Jesus in schlechter Gesellschaft (Anm. 9), S. 8.
- 11 Holl: Gott ist tot und läßt dich herzlich grüßen (Anm. 2), S. 93.
- 12 Vgl. dazu Harald Klauhs: Holl. Bilanz eines rebellischen Lebens. Die Biografie eines großen Freigeists. Wien: Residenz 2018, S. 14 f.
- 13 Holl: Gott ist tot und läßt dich herzlich grüßen (Anm. 2), S. 10.
- 14 Barbara Coudenhove-Kalergi: Ein friedlicher Rebell. In: Adolf Holl. Zwischen Wirklichkeit und Wahrheit. Hg. von Walter Famlar, Peter Strasser. Wespennest, Sonderheft (Mai 2000), S. 52 f., hier S. 52.
- 15 Holl: Gott ist tot und läßt dich herzlich grüßen (Anm. 2), S. 123.
- 16 Ebd., S. 110 f.

Andreas...!!!

Bist Du so LIEB und schickst mir einmal für ein halbes Jahr durch
Deinen feschen und freundlichen, galanten CHAUFFEUR alle meine Briefe
an Dich, Karten etc etc. Möchte etwas machen, dann Dir alles zurück-
geben. Du und ich haben so viel GUTEN WILLEN. Doch sind wir von ver-
schiedenen Sternen. Dazu kommt bei mir jeden Tag die Angst, Du könntest
sterben. Zweitens mein krankhafter Traum einmal, im Spital, in einem
gänzlichen Krankenbett (es rollte, weil vom Personal nicht fixiert)
im Schlaf der Traum, beim Erwachen dann: ich sei neben Dir in Deinem
Bett gelegen die ganze Nacht. Meine Krankheit ist ja: mich zu älteren
Männern (älter als ich, meine ich, nicht "alte) ins Bett zu legen und
daß diese mir "nichts tun". Kannst Dir vorstellen, was für eine (meine)
frühe Kindheit.

Auch glaube ich, unsere Korrespondenz muß neu werden. So, daß keiner den
anderen deprimiert. Habe mir Deinen Brief über EU-Forderungen abgetippt
für ein Romanmanuskript. So wie ich überhaupt sehr fleißig bin. Trinke
grad vodka. in vodka veritas.

Gruß Kuß et cetera

B.

die Gans

(zur Abwechslung wechsle ich
meine Gestalt)



17. April 2008
wren

Abb. 1: »Doch sind wir von verschiedenen Sternen.« Brief von Brigitte Schwaiger
an Andreas Okopenko vom 17. April 2008. ALH, TNL BS, Sign.: Nr.62.

»Mir geht es objektiv gesehen eigentlich sehr, sehr gut«

Zum Briefwechsel zwischen Brigitte Schwaiger
und Andreas Okopenko

STEFAN MAURER

Eigentlich ist es die großbürgerliche Enttäuschungsgeschichte par excellence: der Abstieg vom gefeierten Literaturstar der 1970er-Jahre zum Sozial- und Psychiatriefall in einem Zeitraum von 30 Jahren. Es ist ein Leben im Zeichen der Krise, das die Schriftstellerin Brigitte Schwaiger (1949–2010) führte – in professioneller, auf die literarische Karriere bezogener, aber auch in existenzieller Hinsicht.

Unzählige Korrespondenzen wie jene mit ihrem Mentor Friedrich Torberg hat Schwaiger vernichtet,¹ doch einige ihrer Briefwechsel, die sich für die Nachwelt erhalten haben, zeugen von dieser anhaltenden Krisensituation, die nicht immer, aber immer wieder in ihr Leben – in das Leben im Sinne der Lebenspraxis – eingriff. In Form der psychischen Krankheit war sie letztlich dauerhaft präsent, worüber die Autorin in »fallen lassen« berichtete.² In der »Neuen Zürcher Zeitung« stand zu lesen, dass dieses Buch die »Tragik eines aussichtslosen Lebens mit grosser literarischer Eindringlichkeit« schildere, »doch ist es keine Literatur«³ – ein Urteil, das angesichts des literarischen Booms der Autofiktion zu revidieren und zu differenzieren wäre. Über ihre letzten Lebensjahre, die inneren Kämpfe und äußeren Widrigkeiten gibt keine Korrespondenz so sehr Aufschluss wie jene mit dem Schriftsteller Andreas Okopenko (1930–2010), der mit Schwaiger nicht nur diesen Austausch, sondern auch das Sterbejahr teilt – Okopenko starb am 27. Juni, Schwaiger nahm sich am 26. Juli 2010 das Leben.

Insbesondere in der zweiten Hälfte der 2000er-Jahre intensiviert sich der Briefwechsel, der als Teil der Sammlung des Journalisten Günter Traxler an das Archiv des Literaturhauses Wien gelangte und im Nachlass Andreas Okopenkos im Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek Ergänzung findet.⁴ Der Briefwechsel ist ein Gradmesser für die inneren Zustände zweier alternder Schriftsteller:innen, für ihre privaten Verluste (wie den Tod von Okopenkos erster Ehefrau Siglinde Balvin im Jahr 2006, angesichts dessen die beiden postwendend Anschluss finden), außerdem für die Seelenzustände und Krankheitsbilder, denen sie sich zunehmend ausgesetzt sehen. Die Korrespondenz themati-



Abb. 2: Collage von Brigitte Schwaiger mit den Adressen der Brieffpartnerschaft, Text- und Bildergänzungen und einem Frosch als Zeichen der Verbundenheit (Ausschnitt). ALH, TNL BS, Sign.: Nr.62.

siert nicht nur die alltäglichen psychischen Verfassungen Schwaigers (etwa »Mir geht es objektiv gesehen eigentlich sehr, sehr gut«),⁵ sondern – als Kontrapunkt – auch das beidseitige Engagement für den Tierschutz und die Sorge um das Tierwohl, die sich in literarischen Texten und Collagen äußert (Abb. 2). Okopenko, den Schwaiger vertraulich in einer literarischen Geste im Sinne des »Tier-Werdens« von Gilles Deleuze und Félix Guattari, also der »Forderung nach einer Schreibhaltung, die sich innerhalb der Übergänge und Zwischenbereiche bewegt«,⁶ als ihren »Karpatenbär«, »Bärli« oder auch »Oko« anspricht, macht die Schriftstellerin mit dem komplexen Thema Tierschutz und artgerechte Haltung vertraut. Dieses Feld wird Schwaiger intensiv in ihrer künstlerisch-literarischen Arbeit der Folgejahre beschäftigen. Es entsteht neben unzähligen Collagen unter anderem ein Text für den Tierschutzverein Animal Spirit mit dem Titel »Gedanken zum Vegetarismus«, der im April 2007 auf der Website des in Laaben (Niederösterreich) ansässigen Vereins publiziert wird, und der – wie viele ihrer Texte – auf die eigene Kindheit rekurriert:

Ich erinnere mich an das erste Stück Fleisch in der Kindheit. Es lag auf dem Teller. Ich wollte es nicht essen. Es war da ein Gefühl, als sei das nichts, was mir schmecken würde. Die Erwachsenen überboten einander an Behauptungen, wie gesund das sei, wie wichtig und unbedingt notwendig. Sie schimpften. Ich aß es nicht, und dann kam das berühmte: »Du solltest einmal einen Krieg erleben!«⁷

Schwaigers bis zur biographischen und psychischen Selbstentblößung und -zerfleischung reichende Aussagen und Schilderungen ihrer psychischen Zustände findet Okopenko beunruhigend und besorgniserregend – die Korrespondenz gerät in eine Krise. Als er sich dahingehend äußert, wird Schwaiger sich bemühen, sich – zumindest in textuell-zeichnerischer Hinsicht – zu verwandeln. »Ich möchte so gerne einen Weg des Schreibens an Dich finden, der Dich nicht belastet und nicht überfordert«,⁸ schreibt sie im Oktober 2007 zunächst und schlägt im April 2008 Folgendes vor: »[...] unsere Korrespondenz muß neu werden. So, daß keiner den anderen deprimiert.«⁹ Unterschrieben und mit einer Zeichnung verewigt hat sich Schwaiger als »B[rigitte]. // die Gans« (Abb. 1).¹⁰

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Stefan Maurer: Verzeichnis einiger archivalischer Verluste. Brigitte Schwaigers Nachlass und -leben im Kontext gespeicherter Gefühle. In: Gespeicherte Gefühle. Über Affekte im Archiv. Hg. von Helmut Neundlinger, Fermin Suter. Berlin, Boston: De Gruyter 2023 (= Literatur und Archiv 6), S. 43–52.
- 2 Vgl. Brigitte Schwaiger: fallen lassen. Wien: Czernin 2006.
- 3 Paul Jandl: Stakkato der Verzweiflung. In: Neue Zürcher Zeitung, 2./3. Dezember 2006, S. 28.
- 4 Vgl. Briefwechsel Andreas Okopenko und Brigitte Schwaiger, Nachlass Andreas Okopenko, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: LIT 399/12, 2.3.
- 5 Brief von Brigitte Schwaiger an Andreas Okopenko vom 26. September 2007, Teilnachlass Brigitte Schwaiger (Sammlung Günter Traxler), Archiv des Literaturhauses Wien (im Folgenden ALH, TNL BS), Sign.: N1.62.
- 6 Teresa Präauer: Tier werden. Göttingen: Wallstein 2018, S. 71.
- 7 Brigitte Schwaiger: Gedanken zum Vegetarismus. Geschrieben am 4. April 2007. Zur Verfügung gestellt von Animal Spirit – Zentrum für Tiere in Not (Text im Besitz des Verfassers). – Schwaiger, die vehement »für Tiere, gegen Jagd, vor allem – als Priorität – für die Abschaffung von »Mast-Schweine-Haltung« eintrat (Brief von Brigitte Schwaiger an Heinz Lunzer vom 10. März 2008, Archiv des Literaturhauses Wien, Sign.: H. 1:Schwaiger,B.), erhielt für ihre Collagen auch eine einmalige Förderung der Kunstabteilung des Bundeskanzleramts.
- 8 Brief von Brigitte Schwaiger an Andreas Okopenko vom 24. Oktober 2007, ALH, TNL BS, Sign.: N1.62.
- 9 Brief von Brigitte Schwaiger an Andreas Okopenko vom 17. April 2008, ALH, TNL BS, Sign.: N1.62.
- 10 Ebd.

Konstante Krise im Exil und Nachexil

Zu einem Briefkonvolut Theodor Kramers

SOPHIE-MARIE WOLLNER

Die Lebens- und Schaffensgeschichte des österreichischen Lyrikers Theodor Kramer (1897–1958) gilt als typisches Beispiel für das Leben eines von den Nationalsozialisten zur Flucht gezwungenen Exilanten in Großbritannien. Eine 2021 an das Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek gelangte Sammlung mit Werk- und Briefftyposkripten gibt Einblick in ein nicht überwundenes Trauma der Flucht und veranschaulicht die soziale Funktion des Briefeschreibens aus dem als krisenhaft empfundenen Nachkriegsexil und ihre existentielle Relevanz für den Autor als eine Art ›Lebensader‹ nach Hause. Das Konvolut Theodor Kramer / Sammlung Fitzbauer enthält neben dem annotierten Typoskript-Durchschlag der Gedichtsammlung »Die untere Schenke« (1946 im Wiener Globus-Verlag erschienen) auch 22 Briefe von Theodor Kramer an Willy Verkauf (1917–1994) und Erich Fitzbauer (geb. 1927) aus den Jahren 1946 bis 1957.¹ Werktyposkript und Originalbriefe haben mit 80 Blatt im Vergleich zum weit über hundert Archivboxen umfassenden Teilnachlass Theodor Kramers, der sich bereits seit 2012 am Literaturarchiv befindet, zwar einen geringen Umfang, bieten aber eine Fülle an Anhaltspunkten für die Forschung.²

EXIL UND NACHEXIL ALS KRISE UND KRANKHEIT

Theodor Kramer emigrierte 1939 nach England. Schon davor erlitt er – auch aufgrund der Repressionen nach dem ›Anschluss‹ Österreichs an Nazi-Deutschland – einen Nervenzusammenbruch und unternahm einen Suizidversuch.³ Zudem laborierte er an den Folgen einer Verletzung aus dem Ersten Weltkrieg und war ein »kränkelnde[r] Mensch«.⁴ Das Leben im Exil war für Kramer nicht nur materiell bedrohlich, sondern auch psychisch belastend.

Hilde Spiel bezeichnete 1975 in ihrem Vortrag zur »Psychologie des Exils« das Exil selbst als eine »Krankheit, eine Gemütskrankheit, eine Geisteskrankheit, ja zuweilen eine körperliche Krankheit«.⁵ Waltraud Strickhausen beschreibt

in ihrer Arbeit über Spiels Vortrag »die Krankheit selbst [...] als tiefgreifende Verunsicherung und Beunruhigung, die den Betroffenen oft erst befällt, nachdem die eigentliche Gefahr überstanden ist«. ⁶ Dieser Einschätzung folgend zeigen auch Kramers Briefe, dass er die Emigration selbst Jahre nach der Flucht als krisenhaft erlebte.

Bereits 1946 zeigte Willy Verkauf Interesse, Gedichte von Kramer zu veröffentlichen. Der Publizist, Verleger, Künstler und spätere Vorsitzende der 1984 gegründeten Theodor Kramer Gesellschaft war selbst Exilant, schon 1933 nach Palästina emigriert und 1942 Mitbegründer der dortigen Landesorganisation des »Free Austrian Movement«. Außerdem führte er in Jerusalem einen eigenen Verlag, der Kramers Gedichtband »Die untere Schenke« 1946 ankündigte. Noch vor dem Erscheinen kehrte Verkauf allerdings im Frühjahr 1946 nach Österreich zurück und arbeitete im Globus-Verlag, wo er dieses Vorhaben erneut aufgriff.

In einem Brief an Willy Verkauf vom 22. August 1946 reflektierte Theodor Kramer sowohl seine gesundheitlichen Probleme als auch die im Nachkriegswien herrschende Lebensmittelkrise in Zusammenhang mit Überlegungen zur Heimkehr (Abb. 1):

Mein Gesundheitszustand lässt noch immer viel zu wünschen übrig. Dauernde Überanstrengung, Vereinsamung, die Unsicherheit, all dies trägt nicht eben zur Besserung bei. Die Ernährungslage in Wien müsste doch besser sein als jetzt, um eine Rückkehr nicht allzu riskant für mich erscheinen zu lassen. Die Gewissheit, fürs Erste bei Leuten wohnen zu können, die mir oder meiner Arbeit Verständnis entgegenbringen, würde meinen Entschluss ebenfalls erleichtern. ⁷

Das Schreiben über seine seelischen und körperlichen Leiden prägt die gesamte Korrespondenz Kramers aus dem Exil. ⁸ Denn es war nicht nur eine materielle Krise, die ihn an einer Rückkehr hinderte, sein Gesundheitszustand, der sich in der Emigration zu verschlimmern schien, stand jeder größeren Reise im Weg. Für Kramer blieb aber unbestritten, dass er als Dichter nur in Österreich wieder Fuß fassen könnte, wie er an Verkauf schrieb: »Letzten Endes kommt natürlich für mich nichts anderes als Rückkehr und Schaffen in Oesterreich in Frage. Das versteht sich schon nach der Eigenart meiner Gedichte von selbst.« ⁹

Das erfolgreiche Erscheinen der Gedichtsammlung »Die untere Schenke« markierte 1946 gemeinsam mit dem Lyrikband »Wien 1938 / Die grünen Kader«

Theodor Kramer, c/o. Mrs. Robertson, 61, Fellows Road, London N.W.3.

Herrn Willy Verkauf,
Globus Verlag,

22. August 1946.
Wien I. Fleischmarkt 5.

Lieber Willy Verkauf!

Erst gestern erhielt ich Ihren Luftpostbrief vom 31v.M., der diesmal ziemlich lange unterwegs war. Der Ordnung halber bestätige ich, dass Herr Spira mir den Rest des Vorschusses auf "Die Grünen Kader" bezahlte.

Von Kurt habe ich nun fast drei Monate keine Nachricht. Ich schrieb ihm diese Tage und erkundigte mich auch bei seiner Mutter.

Mein Gesundheitszustand lässt noch immer viel zu wünschen übrig. Dauernde Überanstrengung, Vereinsamung, die Unsicherheit, all dies trägt nicht eben zur Besserung bei. Die Ernährungslage in Wien müsste doch besser sein als jetzt, um eine Rückkehr nicht allzu riskant für mich erscheinen zu lassen. Die Gewissheit, fürs Erste bei Leuten wohnen zu können, die mir oder meiner Arbeit Verständnis entgegenbringen, würde meinen Entschluss ebenfalls erleichtern. Letzten Endes kommt natürlich für mich nichts anderes als Rückkehr und Schaffen in Oesterreich in Frage. Das versteht sich schon nach der Eigenart meiner Gedichte von selbst.

Für heute mit den besten Grüßen

Ihr

Theodor Kramer



538/B21-K

Abb. 1: Brief von Theodor Kramer an Willy Verkauf vom 22. August 1946.
LIT, Sign.: 538/B21-K.

das kurzzeitige Interesse am österreichischen Lyriker in der Heimat in den unmittelbaren Nachkriegsjahren. Die im Literaturarchiv verwahrten 47 paginierten Typoskriptseiten mit etlichen Annotationen und Korrekturen in Kramers Handschrift zeigen dessen Arbeitsweise im Umgang mit seinen Werken vor der Veröffentlichung. Der genaue Entstehungszeitpunkt, sowohl der Typoskripte als auch der Korrekturen, kann nicht ermittelt werden, allerdings handelt es sich um eine Version, die weitestgehend dem veröffentlichten Buch entspricht.¹⁰ Die Korrekturen dokumentieren vielfältige Änderungswünsche in Bezug auf Wortwahl, Syntax und Satzzeichen sowie die Reihenfolge der Gedichte, die Kramer unter anderem an den Setzer adressiert (Abb. 2). Literarisch baut er in den Gedichten auf seine »eigentliche Stärke«, wie die Literaturwissenschaftlerin Silvia Schlenstedt argumentiert:

[Kramer] suchte [...] seit den letzten Kriegsjahren die ihm verfügbaren Verfahren gegenständlicher, sinnlich konkreter Darstellung von Menschen und Szenarien des vertrauten heimatlichen Bezirks zu aktivieren und dabei auch im Rückgriff auf aufbewahrte Eindrücke und Erlebnisse mit Material aus der Vergangenheit zu arbeiten.¹¹

SCHREIBEN ALS STABILISIERUNG UND DAS ›PARFÜMIERTE ARSCHLOCH DER WELT‹

Das Schreiben von Gedichten mit Heimatbezug einerseits und das Schreiben von Briefen an österreichische Freund:innen und Bekannte (auch zum Gesundheitszustand und der psychischen Belastungssituation) andererseits fungierte für den Dichter mitunter als Stabilisierungsmechanismus in einer konstanten Krise.

Kramer arbeitete seit 1943 als Bibliothekar in Guildford in Südengland und fühlte sich dort von Beginn an abgeschnitten vom Londoner (Exil-)Zentrum. Im Frühjahr 1956 erhielt er einen sechsseitigen Brief von Erich Fitzbauer aus Wien, in dem dieser Interesse an Kramers Lyrik zeigte.¹² Fitzbauer, Grafiker, Autor und Verleger sowie 1957 Gründer der Stefan-Zweig-Gesellschaft, pflegte seit den 1950er-Jahren Kontakte zu zahlreichen Autor:innen und Künstler:innen.¹³ Die beiden Briefpartner kannten einander persönlich nicht, der Kontakt wurde vom Germanisten Harry Zohn (1923–2001) vermittelt.¹⁴ Kramer zeigte sich über

Setzer! Richtig einschalten.

Weinnacht

(Weinnacht)

✓
26

Die Pfaehle stricheln schwarz den Riegel,
betaeubend ~~samt~~ ^{riecht} der junge Wein
im Kellerweg; die Treberziegel
starrn blau ~~in der Versuchung~~ ^{zur Kammer mir} herein.
Mostfarbne Abendnebel wallen
vom Hang her, spaete Schritte hallen
und gehn vorbei an meiner Tuer.

In dieser Nacht ist alles trunken,
die Nuss am Baum duenkt seltsam gross,
und schwammig kommt es aus den Strunken -
ein bracher Acker ist mein Schoss.
Steif ~~ist~~ ^{wird} mein Kreuz, mein ~~Blick~~ ^{Aug wird} ein trueber,
dies Jahr, den ganzen Sommer ueber,
kam keiner her. zu meiner Tuer.

Nur alle ~~ich~~ ^{grub} schnitt und ~~die~~ die Reben
~~am~~ ^{auch ich} ~~Frug~~; in einer Nacht, wie heut
duerft es im Dorf nur frohe geben,
nur frohe und betrunckne Leut.
Der du ~~vorbei~~ ^{des Wegs} im rauchigen Schimmer
des Mondes | kommst, seist du wer ~~nach~~ immer,
geh nicht vorbei an meiner Tuer!

Abb. 2: Theodor Kramers Gedicht »Weinnacht« aus »Die untere Schenke« mit Korrekturen und dem Hinweis für den Setzer, auf die korrekte Titelwiedergabe zu achten. LIT, Sign.: 538b/WI-K.

Fitzbauers Interesse an seinem Werk erstaunt und beschrieb die eigene Krankheit als großes Hindernis (Abb. 3):

Ich hatte und habe nicht das Geld[,] um zu reisen; eine chronische Colitis würde jede Reise zu einer grossen Strapaz machen und wohl rückfällig werden. [...] Seit drei Monaten aber hindert mich mein rechter Fuss, der von einem SA Mann getreten wurde, am Gehen. [...]

Ich müsste, falls ich arbeitsunfähig werde, ins Armenhaus. Dort würden mich die Insassen hassen, da mich schon im Spital meine Colitis unbeliebt bei den anderen machte; fürs Schaffen fände ich keine Ruhe. Ein kurzer Tod ist entschieden vorzuziehen, doch leider kann ich nicht damit rechnen.¹⁵

Konstitutiv für die ›Krankheit Exil‹ ist laut Hilde Spiel der Zwang, aus der Heimat zu fliehen, um der Bedrohung durch den Nationalsozialismus zu entgehen. Hinzu kommt der innere Konflikt, zu dem die Vertriebenen neigen: »Schlimmer als körperliche Entbehrungen oder selbst Existenzsorgen waren [...] das gespaltene Bewußtsein, die schizophrene Geistes- und Gemüthhaltung, unter denen [...] jeder der Emigranten litt.«¹⁶ Ein Stück weit lässt sich dieser Konflikt an Kramers Kommentar zur Politik in Österreich veranschaulichen, der sich ebenfalls im ersten Brief an Fitzbauer aus dem Frühjahr 1956 findet:

Die dort [in Österreich; Anm. d. Verf.] schon früher übliche Freunderlwirtschaft scheint nach zwei Diktaturen und einer langen Besetzung durch vier Grossmächte ganz ausgeartet zu sein, und niemand will einem anderen auf die Zehen steigen, nur Superlative findet man in Besprechungen und es graust einem, wenn man gewöhnt ist an Englische Fairness.¹⁷

Letztlich bietet dieser Gedanke mehr Einsichten als nur in den inneren Konflikt eines Emigranten mit dem Wunsch nach Heimkehr. Sichtbar wird gleichzeitig zumindest eine Spur von Verbundenheit mit England, auch wenn Kramer die Stadt Guildford in einem späteren Brief an Fitzbauer als »das Arschloch der Welt, und ein parfümiertes obendrein«¹⁸ bezeichnet. Spiel, die selbst in engem Briefkontakt zu Kramer stand, nennt ihn als Beispiel für den »inneren Widerstand [der Exilierten; Anm. d. Verf.] gegen eine doch unvermeidliche Anpassung«¹⁹ an das Exilland.

Theodor Kramer o/o Mrs Few 16 Manor Road Guildford England. I.
25.3.1956.

Herrn Erich Fitzbauer

W i e n VIII.

Piaristengasse 46.

Sehr geehrter Herr Fitzbauer!

Ihr Brief wurde mir nachgeschickt; ich wohne hier seit zwei Jahren. Ich fürchte mich keineswegs vor Erinnerungen. Dies stünde einem Dichter nicht an, und einem realistischen schon gar nicht. Ich hatte und habe nicht das Geld um zu reisen; eine chronische Colitis würde jede Reise zu einer grossen Strapaz machen und wohl rückfällig werden. Auch könnte ich nur im Hochsämmer Urlaub nehmen, und um diese Zeit ist keine Katz in Wien. Seit drei Monaten aber hindert mich mein rechter Fuss, der von einem SA Mann getreten wurde, am Gehen. Ich bin nicht fähig, einmal den Tag über nach dem nahe gelegenen London zu fahren, und die Verkrüppelung trotz jeder Behandlung.

Ich müsste, falls ich arbeitsunfähig werde, ins Armenhaus. Dort würden mich die Insassen hassen, da mich schon im Spital meine Colitis unbeliebt bei den anderen machte; fürs Schaffen fände ich keine Ruhe. Ein kurzer Tod ist entschieden vorzuziehen, doch leider kann ich nicht damit rechnen.

Ihr Interesse an meinem Schaffen ist ungewöhnlich. Kein Verlag will was von mir drucken. Dies kann nicht nur materielle Gründe haben, da in Deüttschland und auch in Oesterreich immer wieder Gedichtbände erscheinen, auch solche, die nicht vom Autor finanziert wurden. Im Herbst 1956 soll von mir ein Auswahlband erscheinen. Sehr viel lieber hätte ich einen neuen Band veröffentlicht und nicht einen mit früher gedruckten Gedichten, der nur wenige ungedruckte enthält. Doch dazu konnte der Herausgeber den Verlag nicht überreden. Er meint, dass ein solcher Band Leute, die mein Werk nicht kennen und dazu keine Möglichkeit hatten, mit ihm besser bekannt machen würde.

538b/Br-K/1

Abb. 3: Erste Seite des Briefs von Theodor Kramer an Erich Fitzbauer vom 25. März 1956. LIT, Sign.: 538b/Br-K.

31
Theodor Kramer, Pension Solderer, Hæn I Heinrichsgasse 2.

9.11.1957.

Lieber Herr Fitzbauer!

Besten Dank für Ihre Karte. Obwohl ich dzt nur Stücke lese, um die Zeit hinter mich zu bringen, las ich Ihre Abhandlung, deren Schärfe ich für gerechtfertigt finde. Als Curiosum hörte ich, dass vor etlichen Jahren Hakel in der Urania Kurse, eine Art Autorenschule, abgehalten haben soll. - Ich schreibe noch immer nicht, habe aber Manuskripte durchgesehen, die ich vor Jahren Guttenbrunner sandte, habe an ihnen kleine Verbesserungen angebracht und vermerkt, in welche Cyclem oder Bände ich sie einereiht haben möchte. - Der Komponist Zwetkoff Baden-Baden spielte mir hier die "Kramerlieder" vor, sieben an der Zahl, viril, im ehrlichen Parlando, oft von interessanter Auffassung. Es existiert noch der burgenländische Cyclus mit Schlagzeugbegleitung. - Ich könnte Ihnen gelegentlich etliche dieser Mss, die einen bisher unbekanntes Kramer zeigen, vorlesen. Aus der Hand geben kann ich sie nicht, da ich mit Guttenbrunner an ihnen arbeiten will. - Ich weiss durchaus nicht, ob ich in meinem englischen Gepäck die Adresse von Waldinger und vor allem von Harry Zohn finden werde, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir sie geben könnten. - Ich hatte viele Wege in der Frage von Wohnung, Mobilkar und Hausrat, noch nichts ist entschieden und einiges lässt sich gar nicht glücklich an. Ich weiss nicht, ob ich den praktischen Veränderungen unter so komplizierten - für meinen Zustand komplizierten - Verhältnissen gewachsen sein werde. - Sehr gefällig mit die Tochter von Carl Zuckmayer, die mich kennen lernen wollte. Leider vergass ich, sie um ihre Adresse zu fragen. Sie kam mit den Zwetkoffs. -

Für heute

Ihr

Theodor Kramer

538b/B20-k

Abb. 4: Brief von Theodor Kramer an Erich Fitzbauer vom 9. November 1957.
LIT, Sign.: 538b/B20-K.

AM ENDE

In Kramers Briefen, allesamt sorgfältig getippt und korrigiert, zeigt sich, dass er sich 1956/57 finanziell und gesundheitlich am Ende fühlt, »lebendigen Leibs bereits tot«. ²⁰ Das Schreiben und der Kontakt mit dem neuen, ihm persönlich unbekanntem Brieffreund Fitzbauer in Wien scheinen ihm aber – neben seinen bestehenden Verbindungen wie jener zu Willy Verkauf – eine willkommene »lifeline« nach Hause gewesen zu sein. Er nutzte die Korrespondenz, um über sich selbst zu schreiben, über seine Lage als Dichter im (Nach-)Exil und damit verbundene Hindernisse. Gelegentlich übernahmen die Briefe wohl auch die Funktion der Protokollierung seiner Krankengeschichte, die sein Schaffen beeinträchtigte und für die finale Niederschrift und Ordnung seiner Gedichte keine Kraft und keinen Platz ließ.

Den letzten Brief an Erich Fitzbauer schrieb Kramer im November 1957 (Abb. 4), knapp fünf Monate vor seinem Tod, aus der Pension Solderer in Wien, wohin er nach einem Nervenzusammenbruch und psychiatrischem Aufenthalt zurückgekehrt war: »Ich weiss nicht, ob ich den praktischen Veränderungen unter so komplizierten – für meinen Zustand komplizierten – Verhältnissen gewachsen sein werde.« ²¹ Am 3. April 1958 erlag er einem Schlaganfall.

ANMERKUNGEN

- 1 Theodor Kramer / Sammlung Fitzbauer, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien (im Folgenden LIT), Sign.: 538b/21-K.
- 2 Vgl. Teilnachlass Theodor Kramer, LIT, Sign.: 406/12.
- 3 Vgl. Erwin Chvojka, Konstantin Kaiser: Vielleicht hab ich es leicht, weil schwer, gehabt. Theodor Kramer 1897–1958. Eine Lebenschronik. Wien: Theodor Kramer Gesellschaft 1997, S. 46.
- 4 Erwin Chvojka: Einleitung. In: Theodor Kramer. Gesammelte Gedichte, Bd. 1. Hg. von Erwin Chvojka. Wien: Europaverlag 1984, S. 7–22, hier S. 15.
- 5 Hilde Spiel: Psychologie des Exils. In: Österreicher im Exil. Protokoll des internationalen Symposiums zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934 bis 1945. Hg. vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes und der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1977, S. xxii–xxxvii, hier S. xxii.
- 6 Waltraud Strickhausen: »Das Exil ist eine Krankheit«. Zu Hilde Spiels Darstellung der psychischen Auswirkungen des Exils. In: Literatur und Kultur des Exils in Großbritannien. Hg. von Siglinde Bolbecher u. a. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1995 (= Zwischenwelt 4), S. 141–162, hier S. 143.

- 7 Brief von Theodor Kramer an Willy Verkauf vom 22. August 1946, LIT, Sign.: 538b/B21-K.
8 Das zeigen weitere Briefwechsel Kramers, unter anderem jener mit Harry Zohn, den Michael Hansel 2001 in seiner Diplomarbeit aufgearbeitet hat. Vgl. Michael Hansel: »Der Brief im 20. Jahrhundert«. Dargestellt anhand eines Fallbeispiels. Der Briefwechsel des Dichters Theodor Kramer mit dem Literaturwissenschaftler Harry Zohn (1951 bis 1958). Universität Wien: Dipl.-Arb. 2001.
- 9 Brief von Kramer an Verkauf vom 22. August 1946 (Anm. 7).
10 Vgl. Theodor Kramer: Die untere Schenke. Gedichte. Wien: Globus 1946.
11 Silvia Schlenstedt: Heimat im Gedicht des Verbannten. Über Theodor Kramer mit einem Seitenblick auf Ernst Waldinger. In: Chronist seiner Zeit – Theodor Kramer. Hg. von Herbert Staud, Jörg Thunecke. Klagenfurt: Drava 2000 (= Zwischenwelt 7), S. 187–198, hier S. 192.
12 Die Briefe von Erich Fitzbauer an Theodor Kramer befinden sich, neben Durchschlägen von Kramers Antwortschreiben, im Teilnachlass Theodor Kramer (Anm. 2).
13 Vgl. Erich Fitzbauer, online abrufbar unter https://de.wikipedia.org/wiki/Erich_Fitzbauer (Stand: 21.8.2023).
14 Vgl. Hansel: »Der Brief im 20. Jahrhundert« (Anm. 8).
15 Brief von Theodor Kramer an Erich Fitzbauer vom 25. März 1956, LIT, Sign.: 538/B1-K.
16 Spiel: Psychologie des Exils (Anm. 5), S. xxxiii.
17 Brief von Kramer an Fitzbauer vom 25. März 1956 (Anm. 15).
18 Brief von Theodor Kramer an Erich Fitzbauer vom 4. November 1956, LIT, Sign.: 538b/B8-K.
19 Spiel: Psychologie des Exils (Anm. 5), S. xxviii.
20 Brief von Kramer an Fitzbauer vom 25. März 1956 (Anm. 15).
21 Brief von Theodor Kramer an Erich Fitzbauer vom 9. November 1957, LIT, Sign.: 538b/B20-K.

»Das Ziel und der Sinn meines Lebens blieben unverändert«

Max Zweigs doppelter Verlust der Heimat

ANJA STIX

Max Zweigs (1892–1992) Leben war geprägt von einem ›Dazwischensein‹.¹ Geboren im mährischen Proßnitz als Sohn eines Rechtsanwalts, studierte er Jus in Wien, um dem Willen seines Vaters zu entsprechen. Seine Interessen galten jedoch schon früh der Kunst und Kultur und der eigenen schriftstellerischen Tätigkeit, die ihn u. a. nach Berlin und dann ›zufällig‹ und schicksalhaft 1938 nach Palästina führte, wo er schließlich den Rest seines Lebens verbringen sollte.

Ein Bündel von fünf Reisepässen (Abb. 1–2) veranschaulicht die unstete nationale Identifikationsbasis des Dramatikers.² Armin A. Wallas beschrieb diesen Umstand für Max Zweig als »Nichtzugehörigkeit« in mehrfacher Hinsicht, die sich wie ein roter Faden durch das Leben des Schriftstellers zog: »Zweigs Verhältnis zu Israel ist gebrochen durch Distanz, einer sowohl sprachlichen (Reflexion über jüdische und israelische Themen im Medium der deutschen Sprache) als auch emotionalen Distanz (Bewusstsein der Nichtzugehörigkeit bei gleichzeitiger aktiver Teilnahme am öffentlichen Leben Israels).«³ Der Gang ins Exil, wenn auch nicht als solcher geplant, bedeutete für Zweig das Entkommen vor der nationalsozialistischen Verfolgung, aber auch das Verlassen seiner Heimat. In diesem »gastlichen Asyl«, wie Zweig Palästina selbst benannte,⁴ blieb er vor allem deshalb heimatlos, weil er für sein schriftstellerisches Werk an seiner deutschen Muttersprache festhielt.

Zweig verlor seine geographische Heimat zweimal: Der erste Verlust geschah nach dem Ersten Weltkrieg, als das ›alte Österreich‹, in das er hineingeboren worden war, nicht mehr existierte. Darin gründete seine Entwurzelung. Der zweite geschah aufgrund einer Reise, die unvorhergesehen lebensrettend wurde. Im Jahr 1938 wurde der Autor zur Aufführung seines Stückes »Die Marranen« nach Palästina eingeladen. Infolge der politischen Entwicklungen konnte er nicht mehr nach Europa zurückreisen: »Ich war genötigt, in Palästina zu bleiben. Es war mir bestimmt, die nächste Reise nach Europa erst neun Jahre später anzutreten. Ich durfte die Jahre des Krieges und die Wirren der Nachkriegszeit friedlich in Palästina überdauern und unbehelligt mein Werk fortführen.«⁵



Abb. 1-2: Einblicke in die Reisepässe aus dem Nachlass von Max Zweig. LIT, Sign.: 387/Sal/L3.

Mit dem Verlust der geographischen ging auch jener der sprachlichen Heimat einher. Ein zweisprachiges Plakat zur Bewerbung der Premiere (Abb. 3) verdeutlicht noch einmal das ›Dazwischensein‹ des Autors.⁶

Zweig befand sich nun im hebräischsprachigen Exil, blieb aber der deutschen Sprache treu, was sich gerade für den Erfolg seiner Bühnenwerke als schwierig gestaltete. So verwies auch Paul Wimmer auf die große Relevanz der deutschen Sprache für Zweig, welche schließlich zu einer – selbst auferlegten – Einsamkeit führte: »Zur Verbannung aus der Heimat kam die noch schwerer wiegende Einsamkeit des Künstlers, der nicht bereit war, auch aus seiner Muttersprache zu emigrieren und auch weiterhin in deutscher Sprache schrieb.«⁷ Die deutschsprachige Kultur war so fest in Zweig verankert, dass nicht einmal die Grausamkeit des Zweiten Weltkriegs etwas daran ändern konnte. Sie blieb die einzige Konstante im Leben des Dramatikers und trotz all seiner Heimatverluste hielt er daran fest. Er wählte dieses Außenseiterdasein, indem er sich weigerte, an der Sprache vor Ort teilzunehmen. All sein Tun war auf nur ein Ziel gerichtet: Dramen in deutscher Sprache zu verfassen. In seiner Autobiographie schrieb er: »Ich landete in Jaffa am dritten Juli 1938. Es war der Beginn einer neuen Existenz. Alle meine Lebensumstände wurden radikal umgestürzt. Das Ziel und der Sinn meines Lebens blieben unverändert.«⁸

Der Autor war in seinem geographischen Exil auch kulturell isoliert. Ein Austausch mit Kolleg*innen blieb ihm größtenteils verwehrt. Nur auf das eigene Schaffen fokussiert, entzog er sich selbst den künstlerischen Kreisen. Es blieb nur mehr die Rückbesinnung auf die jüdische Tradition, die ein Gefühl von Heimat und auch Verbundenheit mit dem neuen Wohnort bieten konnte. Spät in seinem Leben setzte sich Zweig mit seinem Glauben auseinander und verfasste im Jahr 1989 den Essay »Religion und Konfession«. Karin Lorenz-Lindemann kommentierte dazu: »Bis zuletzt hielt Max Zweig am deutschen Kulturerbe und den Hoffnungen der Aufklärungstradition fest. Auf diesem Hintergrund gewinnt seine späte Auseinandersetzung mit Religion und Konfession ihre besondere Brisanz.«⁹

Es gelang Zweig nicht, weder in der neuen noch der alten Heimat, ein interessiertes Publikum für sich zu gewinnen und sein Werk einem größeren Kreis nahezubringen. Er stand zwischen zwei Welten, da er weder zu der einen noch zu der anderen Anschluss finden konnte. Norbert Otto Eke fasste ein nüchternes Fazit: »Dieser spezifische ›Ort‹ Zweigs im Niemandsland zwischen den Kulturen und Sprachen mag erklären, warum der Dramatiker ein Solitär in der deutschen Dramen- und Theatergeschichte geblieben ist, nicht mehr als eine Fußnote in

הבימה

אולם מוגרבי תל-אביב

ביום שלישי 27.12.38 Tuesday

הצגת בכורה PREMIERE

האנוסים

מחזה בִּצ' מערכות

מאת **מקס צוִיג** עברית **אביגדור המאירי**

THE MARRANOS

by Max Zweig (Hebrew version) by Avigdor Hameiri

ההצגה - - צבי פרידלנד
 הצייר - - - פונקל
 מוסיקה - פורדהאוז בן-ציס

ההתחלה בשעה 8.30 בערב

נחיר הרכשים כוללי את כל הנשים (קרן הקיימת) מס השעמונים, כפר הישוב ובל ועדה הבנין)

TICKETS OBTAINABLE at the Box Office of the
 Mongrabi Theatre (tel. 3817) from 11 a.m. to 2 p.m.
 & from 4.30 to 6 p.m. & on the evening of the performance up to 8.30. On Friday from 12 noon till 5 p.m.

מכירת הכרטיסים בקפת מוגרבי ומל 17:38
 בשעות 11 למהצ עד 2 נמי-4 6 אחה'צ:
 בערב ההצגה עד שעה 10 וביום שעי
 בשעה 12 עד 5 אחה'צ.

**H
A
B
I
M
A
H**

**ה
ב
י
מ
ה**

Abb. 3: Zweisprachiges Plakat zur Aufführung von Max Zweigs Stück »Die Marranen«. LIT, Sign.: 387/SalS22-G.

der Großerzählung des deutschsprachigen Dramas nach 1945«.¹⁰ Das »Niemandland«, wie Eke es bezeichnete, wurde somit Zweigs Gefängnis, aus dem er nicht ausbrechen konnte.

Die verschiedenen Aspekte von Verlust griffen ineinander, bedingten einander und entwickelten sich auseinander. Sie sind eine mögliche Erklärung für die nicht dauerhafte Rezeption der Werke Zweigs. Die widrigen Umstände seines Lebens und seine eigene sehr strikte Einstellung führten immer mehr dazu, dass das Werk – und wohl auch der Autor selbst – in Vergessenheit geraten sind. Zweigs Grabstein mit zweisprachiger Inschrift auf dem Hauptfriedhof von Jerusalem (Abb. 4) hält mit dem Wort »Dramatiker« in Versalien die Erinnerung an sein Schaffen für die Nachwelt fest.¹¹



Abb. 4: Fotografie des Grabsteins von Max Zweig auf dem Friedhof »HarHaMenuchoth« in Jerusalem. LIT, Sign.: 387/SalL9/4.

ANMERKUNGEN

- 1 Zu Max Zweigs Leben, Werk und Rezeption vgl. Anja Stix: »Ein unseliges Jahrhundert«. Max Zweig – Dramatiker im Exil. Universität Wien: Masterarbeit 2023.
- 2 Reisepässe von Max Zweig, Kryptoteilnachlass Max Zweig (im Vorlass Elazar Benyoëtz), Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien (im Folgenden LIT), Sign.: 387/Sa/L3.
- 3 Armin A. Wallas: Asyl in Erez Israel – Max Zweig. In: Ders.: Deutschsprachige jüdische Literatur im 20. Jahrhundert. Bd. 1. Hg. von Andrea M. Lauritsch. Wuppertal: Arco Wissenschaft 2008, S. 250–252, hier S. 250.
- 4 Norbert Otto Eke: »Einmal furchtlos vor Menschen sein und kühn!« Max Zweigs Arbeit am Gründungsmythos Israels. In: Zwischen den Sprachen – Mit der Sprache? Deutschsprachige Literatur in Palästina und Israel. Hg. von Norbert Otto Eke, Stephanie Willeke. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2019 (= Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen 79), S. 231–250, hier S. 232.
- 5 Max Zweig: Lebenserinnerungen. Gerlingen: Bleicher 1987, S. 145.
- 6 Zweisprachiges Plakat zur Aufführung von Max Zweigs Stück »Die Marranen«, LIT, Sign.: 387/Sa/S22-G.
- 7 Paul Wimmer: Einleitung. In: Max Zweig: Die Liebe in uns vergrößern. Drei Schauspiele. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 1984, S. 11–21, hier S. 14.
- 8 Zweig: Lebenserinnerungen (Anm. 5), S. 145.
- 9 Karin Lorenz-Lindemann: Religion und Konfession. Bruchstücke eines Bekenntnisses von Max Zweig. In: Dies.: »Meine Wurzeln treiben hier und dort«. Studien zum Werk jüdischer Autoren des 20. Jahrhunderts. Göttingen: Wallstein 2009, S. 27–44, hier S. 33.
- 10 Eke: »Einmal furchtlos vor Menschen sein und kühn!« (Anm. 4), S. 234.
- 11 Fotografie des Grabsteins von Max Zweig, LIT, Sign.: 387/Sa/L9/4.

Lebenskrisen und Bewältigungsstrategien

»Ich habe keine ›Krisen‹ und schon gar keine Schreibkrise«

Ein Brief Ingeborg Bachmanns aus den 1960er-Jahren

KERSTIN PUTZ

In seiner Kulturgeschichte der Melancholie beschreibt László Földényi selbige als »negativen Abdruck unseres Alltags«: Zu einer »negativen« Wirklichkeit« entfaltet, finde sich in der Melancholie dasjenige, was in der Alltagswelt unausgesprochen, unrealisiert, reine Möglichkeit bleibe.¹ Die Melancholie zeige uns die Welt in umgekehrter Perspektive, mache sichtbar, was die bürgerliche Gesellschaft zu verschleiern trachte: das Unverständliche, Unerreichbare, nicht Benennbare, ein »Reich der Rätsel und Geheimnisse«.²

Private Aufzeichnungen und Briefe aus dem Nachlass Ingeborg Bachmanns (1926–1973) zeugen von der Erfahrung einer »negativen Wirklichkeit« der Schwermut, des Schmerzes und der Depression ebenso wie von psychischen und physischen Ausnahmeständen, die für die Autorin mit Klinikaufenthalten und langwierigen Genesungsprozessen verbunden waren und in ihrer Negativität eine melancholische Gemütsverfassung zuweilen weit ins Destruktive überboten. Lesen und kommentieren wir Bachmanns nachgelassene, zutiefst persönliche Aufzeichnungen aus ihrer »Zeit der Krankheit«,³ so dringen wir in eine Sphäre, die die Schriftstellerin selbst in ihren Texten immer wieder als schützenswert beschrieb: Das »Recht auf das Private, das Geheimnis«⁴ gelte es zu wahren, schrieb Bachmann mit Blick auf die Dichterin Sylvia Plath (1932–1963), das Persönliche vor den Augen der Öffentlichkeit, vor der Indiskretion und ihren zerstörerischen Folgen zu schützen.⁵ Zugleich sind es konkrete, ungeschönte, oft abgründige Erfahrungen von Verzweiflung und Verletzbarkeit, die sich in Bachmanns Werk – allen voran in den Texten und Entwürfen zu den Romanen des »Todesarten«-Projekts⁶ – literarisiert, chiffriert, verwandelt wiederfinden. Soll es in diesem Beitrag um einen Brief Bachmanns aus besagter Phase ihrer »Krankheit« gehen, so geschieht dies im Wissen darum, dass damit an jene Grenze gerührt wird, die das Private vom Öffentlichen, das Leben vom Schreiben – wenn auch nie einhellig, nie geradlinig – trennt.

Nicht erst seit ihrer Trennung vom Schweizer Schriftsteller Max Frisch (1911–1991), mit dem Bachmann von 1958 bis 1962 liiert war, waren ihr solche »negativen« Zustände bekannt, deren Symptome nicht eindeutig dem Bereich der

42310412/1

Dr. Schulze,

1

Caro Dottore,

danke vielmals für Ihren Brief und die Fotokopien. Mein Verleger war damals schon abgereist. Ich bin ganz froh darüber, denn wahrscheinlich hätte ich ihm das nie erklären können, er ist ja kein Psychiater, sondern eben eine Person, die an das "Wahre Gute und Schöne" glaubt, im übrigen hofft, dass alles doch nicht so schlimm sei und dass ich ein neues Buch bis zum Herbst habe. Das hoffe ich auch. Aber auch nur das. Zu den Briefen fällt mir eigentlich nichts ein, seis weil ich zu abgestumpft bin, seis weil mir das alles wie ein einziges cauchemar vorkommt, noch oft, noch immer.

Das einzige, was ich, an Sie denkend, tun kann, ist: mich heraustrainieren, so gut es eben geht, und das versuche ich wirklich. Und da ich so schnell nicht lernen werde, mich zu wehren, versuche ich zu verstehen. Oder zu vergessen.

Oft denke ich an unsre Unterhaltungen im allgemeinen, und dann fällt mir auch ein, dass ich einiges nicht ganz gesagt habe, ja dass man es überhaupt nicht kann. Ich sagte Ihnen schon, dass mir einiges erst aufgefallen ist, nachdem sie mir die "Krankengeschichte" gezeigt haben, und so zum Beispiel, meine wahnwitzige Angst, ermordet zu werden, die langsam abnimmt, aber immer wieder auftaucht. Und zugleich fällt mir ein, dass mir vor lauter Unglück und "Erleiden" etwas halb und halb entgangen ist, das ist, was man gemeinhin ~~wah~~ den Hass nennt. Dass es mir entgangen ist, das hängt wohl damit zusammen, dass ich mich dauernd mit dem beschäftigt habe, was man mit mir gemacht hat, und jetzt bemerke ich mit Schrecken, wie sehr ich hasse, wie sehr ich alles mobilisiere an Verstehen, Wissen, Einsichten, Mitleid, um dieses Gefühl unterdrücken zu können. Wenn das überhaupt noch ein Gefühl ist. Es ist ja nichts dergleichen. Es ist eine Zerstörungswut ohne Sinn und Ziel und ohne Ventil. Ich sitze hier in einem Zimmer von Frau Auer, in dem liegt eine Platte von diesem Menschen, mit seinem Bild, mit dem Titel dieses Buchs, und ich wollte sie heut zertreten, natürlich tut man das nicht, man tut ja nie etwas, was man möchte. Man zündet sich höchstens eine Zigarette an, um sich zu beruhigen. Was macht man mit soviel Hass? Der muss aufgelaufen sein, wie unterirdische Rechnungen auflaufen, ich weiss nicht, wann das angefangen hat.

Abb. 1: Brief von Ingeborg Bachmann an Helmut Schulze, undatiert [Mitte der 1960er-Jahre], Bl. 1 von 4. Nachlass Ingeborg Bachmann, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: LIT 423/B412/1.

Physis oder der Psyche zuzuschlagen sind. So schreibt sie bereits 1960 an Frisch: »Something is wrong with me. Aber ich weiss nicht, wo der Defekt zu suchen ist, ob im Körper oder in der Seele.«⁷ Mitte der 1960er-Jahre, als Bachmann ihren undatierten, Fragment gebliebenen und wohl nicht abgeschickten Brief an den »Caro Dottore« (ihren Arzt und Psychotherapeuten Helmut Schulze) verfasst (Abb. 1),⁸ liegen Zusammenbrüche, medizinische Eingriffe, ärztliche und therapeutische Behandlungen bereits hinter ihr. Für ihr schwer zu fassendes Krankheitsbild findet die Genesende mit dem notwendigen Abstand, aus zeitlicher Distanz heraus und vermittels der zugleich vertraulich an ein Gegenüber wie selbstreflexiv an sich selbst gerichteten Briefform unterschiedliche Begriffe, Vergleiche und Bezeichnungen: Es ist von einem einzigen »cauchemar«, einem Albtraum, die Rede, von »Unglück« und »»Erleiden««, einer »saison dans l'enfer« – einer ›Zeit in der Hölle‹ in Anlehnung an Arthur Rimbauds (1854–1891) Prosagedichte »Une Saison en Enfer«.⁹ An anderer Stelle spricht Bachmann von »Miserie« und »Finsternis«, einem ›dunklen Übel‹ (»male oscuro«), einem »wahn-sinnigen Leiden«, einem Zustand des Unbehagens, des »malessere«.¹⁰

Drastisch und literarisch variantenreich sind die Versuche Bachmanns, Worte für einen Krankheitszustand zu finden, der ihr die schriftstellerische Arbeit über längere Zeit hinweg verunmöglichte. Ein Wort schließt sie dabei zur Beschreibung aus: jenes der ›Krise‹. Viel zu schwach, zugleich zu profan und zeitgeistig mag dieser Begriff für Bachmann anmuten: »Ich habe keine ›Krisen‹ und schon gar keine Schreibkrise, nie gehabt, eben nur die Problemchen, die wir alle haben vor der Schreibmaschine.«¹¹ Was »alle« betrifft, lässt sich aus diesen Zeilen lesen, das reicht an die existentiellen Nöte und individuellen Symptome des/der Einzelnen nicht heran. Was »alle« Schreibenden betrifft, das sind alltägliche »Problemchen« und Schreibblockaden – für Bachmann an dieser Stelle nicht der Rede wert angesichts schwerer wiegender Umstände. Es sind die Gesetze des Literaturbetriebs und der Buchproduktion, die Konventionen einer ›schönen Literatur‹ und die damit verbundenen Anforderungen an den schriftstellerischen Beruf, die Bachmann als unerträglich zurückweist. Wo, wie andernorts in kapitalistischen Zusammenhängen, Konformitätsdruck und Marktkalkül herrschen, dort scheint es für die Genesende schwer und zugleich wenig erstrebenswert, einen Platz für sich zu finden. Sie könne »nicht da hinunter, wo die Geschäfte gemacht werden«,¹² notiert Bachmann, dem Wunsch Ausdruck verleihend, das eigene Werk gleichsam vor der Verwertbarkeit in Schutz zu nehmen. Dieser Wunsch – und die damit verbundene Kritik an der Entfremdung und Versachlichung unserer Lebensverhältnisse – gehen indes nicht mit der Mystifizierung

der eigenen Künstler:innenexistenz oder des literarischen Schreibens als genialisch-kryptischer Tätigkeit einher. In einem Interview aus dem Jahr 1964 stellt Bachmann diesbezüglich klar: »[...] ich schreibe, dazu brauche ich Papier, Feder, eine Schreibmaschine, einen ausgeschlafenen Kopf, und der Rest ist Arbeit.«¹³

ANMERKUNGEN

- 1 László F. Földényi: *Melancholie*. Aus dem Ungarischen übersetzt von Nora Tahy, durchgesehen von Gerd Bergfleth. München: Matthes & Seitz 1988, S. 216.
- 2 Ebd., S. 208.
- 3 Vgl. Ingeborg Bachmann: »Male oscuro«. Aufzeichnungen aus der Zeit der Krankheit. Traumnotate, Briefe, Brief- und Redeentwürfe. Hg. von Isolde Schiffermüller, Gabriella Pelloni. Berlin: Suhrkamp 2017.
- 4 Ingeborg Bachmann: *Die Glasglocke / Das Tremendum* (über Sylvia Plath). In: Dies.: *Kritische Schriften*. Hg. von Monika Albrecht, Dirk Götttsche. München, Zürich: Piper 2005, S. 450–452, hier S. 450.
- 5 Vgl. Kerstin Putz, Michael Hansel: »Wo kein Geheimnis war, wird nie etwas zu finden sein«. Vorwort. In: Ingeborg Bachmann. *Eine Hommage*. Hg. von Michael Hansel, Kerstin Putz. Wien: Zsolnay 2023 (= Profile 29), S. 9–11.
- 6 Aus dem Romanzyklus der »Todesarten« erschien zu Bachmanns Lebzeiten nur der Roman »Malina« (1971). Sowohl das »Buch Franza« als auch das »Buch Goldmann« blieben unvollendet (vgl. dazu den Kommentar in: Bachmann: »Male oscuro« [Anm. 3], S. 145–196).
- 7 Brief von Ingeborg Bachmann an Max Frisch, undatiert [18. November 1960]. In: Ingeborg Bachmann, Max Frisch: »Wir haben es nicht gut gemacht.« *Der Briefwechsel. Mit Briefen von Verwandten, Freunden und Bekannten*. Hg. von Hans Höller u. a. München, Berlin, Zürich: Piper, Berlin: Suhrkamp 2022, S. 183 f., hier S. 183.
- 8 Brief von Ingeborg Bachmann an Helmut Schulze, undatiert [Mitte der 1960er-Jahre], 4 Bl., Nachlass Ingeborg Bachmann, Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: LIT 423/B412/1–4 (abgedruckt in: Bachmann: »Male oscuro« [Anm. 3], S. 62–67; in diesem Band finden sich fünf weitere Briefe Bachmanns an Helmut Schulze).
- 9 Ebd., Bl. 1 und 4 und vgl. Bachmann: »Male oscuro« (Anm. 3), S. 62 und 66. – Zu Rimbaud vgl. Arthur Rimbaud: *Une Saison en Enfer / Eine Zeit in der Hölle* [1873]. In: Ders.: *Sämtliche Dichtungen*. Französisch und Deutsch. Hg. und übertragen von Walther Küchler. Frankfurt am Main: Fischer 2010, S. 286–347.
- 10 Bachmann: »Male oscuro« (Anm. 3). Die Zitate finden sich in der genannten Reihenfolge auf den Seiten 80, 81, 91, 68 und 80.
- 11 Brief von Bachmann an Schulze (Anm. 8), Bl. 4 und vgl. Bachmann: »Male oscuro« (Anm. 3), S. 66.
- 12 Brief von Ingeborg Bachmann an Helmut Schulze, undatiert. In: Bachmann: »Male oscuro« (Anm. 3), S. 68–72, hier S. 72.
- 13 Ingeborg Bachmann im Interview mit Alois Rummel, 25. November 1964. In: Ingeborg Bachmann: *Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews*. Hg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum. 4. Aufl. München, Zürich: Piper 1994, S. 47–50, hier S. 47 f.

»Endlich wieder einige Träume«

Hermann Hesses Berner Krisen und die Psychoanalyse

BENEDIKT TREMP

Im Jahr 1912 zieht Hermann Hesse (1877–1962) mit seiner Familie von Gaienhofen nach Ostermündigen am Stadtrand von Bern, wo er das Herrenhaus des im selben Jahr verstorbenen befreundeten Malers Albert Welti (1862–1912) bis 1919 bewohnt. Die Berner Zeit des Dichters ist eine kurze, aber für sein Leben wie Schaffen entscheidende.¹ Eine persönliche Krise jagt die nächste und diese Krisen werden zusätzlich vom großen äußeren Konflikt, dem Krieg, überschattet. Zunächst erkrankt 1914 der Sohn Martin Hesse (1911–1968) schwer an einem Nervenleiden. Dann »verdichten sich [...] die Anzeichen einer psychischen Erkrankung«² von Hesses Frau Maria Bernoulli (1868–1963), auch Mia genannt, und die Ehe beginnt zu bröckeln (1923 folgt die Scheidung). Sowohl die Krankheit des Kindes als auch die irreversible Entfremdung von der Gattin, die zum Auseinanderbrechen der Familie führen, nimmt der Roman »Roßhalde«, den Hesse in Bern abschließt, vorweg.

Ein weiterer Schicksalsschlag ist der Tod des Vaters im Frühjahr 1916. Darüber hinaus plagen Hesse berufliche Sorgen: Für dienstuntauglich erklärt, arbeitet er drei Jahre fast rund um die Uhr für die Kriegsgefangenenfürsorge, ist »gehetzt von früh bis spät«,³ findet nur noch wenig Zeit für seine literarische Arbeit und muss daher empfindliche finanzielle Einbußen hinnehmen. Sein erschöpfendes Engagement für die Fürsorge ändert auch nichts daran, dass Hesse sich als politischer Kommentator in seiner Heimat unbeliebt macht. Wegen kriegskritischer Texte wie »O Freunde, nicht diese Töne«, 1914 in der »Neuen Zürcher Zeitung« abgedruckt, wird er von der deutschen Presse als »Drückeberger« oder »vaterlandsloser Gesell« verunglimpft.⁴

Fast nur noch eine Randnotiz neben all diesen Schwierigkeiten sind die beträchtlichen Mängel des in die Jahre gekommenen Welti-Hauses, mit denen sich der überforderte Familienvater herumschlagen muss. In Briefen an zwei seiner Berner Vertrauten, den Forstwissenschaftler Walter Schädelin und die Mäzenin Helene Welti, klagt Hesse beispielsweise über Kälte und Feuchte⁵ sowie darüber, dass er und die Seinen »fast ohne Licht« leben müssten und ihre Magd mit Unterhaltsarbeiten »nicht nach« komme.⁶

Kurze Zeit nach dem Verlust des Vaters erleidet Hesse einen psychischen und körperlichen Zusammenbruch, der ihn dazu bringt, sich ärztliche Hilfe zu suchen. Von »unerträgliche[n] Kopfschmerzen, Schwindel und Angstzuständen«⁷ heimgesucht, begibt er sich in eine Luzerner Klinik zur Kur. Dort lernt er den Psychoanalytiker und C.-G.-Jung-Schüler Josef Bernhard Lang (1881–1945) kennen, der ihm die Psychotherapie als möglichen, aber damals durchaus noch ungewöhnlichen und unerprobten Weg aus der Lebenskrise näherbringt.⁸ Lang ist spezialisiert auf die Analyse von Träumen, und so veranlasst er Hesse, Erinnerungen an solche nicht nur »auszusprechen und aufzuschreiben«, sondern auch »malerisch und zeichnerisch auszudrücken«, um sie dann zu deuten.⁹

Aus den anfänglichen Sitzungen im Mai 1916, gut dokumentiert durch Hugo Ball in dessen Hesse-Biografie von 1927,¹⁰ entwickelt sich zwischen Patient und Arzt eine tiefe Freundschaft, die bis zu Langs Tod Bestand hat und sich in einer umfangreichen Korrespondenz niederschlägt.¹¹ In seinen Briefen an Lang beginnt Hesse schon bald damit, ausführliche Traumberichte zu Protokoll zu geben (Abb. 1). Gleichzeitig führt er ab Sommer 1917 rund ein Jahr lang ein Traumtagebuch, das in Teilen erhalten geblieben ist, und entdeckt seine Passion für die Aquarellmalerei, die sich nach seinem Umzug ins Tessin zu voller Blüte entfaltet¹² (Abb. 2).

Langs Traumtherapie hilft Hesse nicht nur, »sich selber und seine Probleme besser zu verstehen«,¹³ die vertiefte Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse befruchtet auch sein literarisches Schaffen und bereitet den Grund für den »Demian«-Roman, der, 1919 unter dem Pseudonym Emil Sinclair publiziert, zu *dem* »Sinn spendende[n] Werk« und dem »Mittel der Krisenbewältigung« schlechthin für eine ganze, durch den verlorenen Weltkrieg aus der Bahn geworfenen Generation wird.¹⁴ Das Jahrhundertwerk, dessen Anleihen aus Jungs Tiefenpsychologie (darunter der Prozess der »Individuation«) Hesse größtenteils Gesprächen mit Lang verdanken dürfte,¹⁵ entsteht im Herbst 1917, zum Ende der regelmäßigen Sitzungen in Luzern, und ist in dieser Zeit selbst auch Diskussionspunkt im Austausch der beiden. Nicht nur lässt der Dichter seinem geschätzten »Doktor« Manuskriptteile »des Sinclair« zukommen (Abb. 3),¹⁶ er hält ihn auch auf dem Laufenden, was die Verlagsuche anbelangt.

Nachdem Mia im Herbst 1918 einen schweren Nervenzusammenbruch erleidet und in eine psychiatrische Klinik eingewiesen werden muss, beschließt Hesse, mit der Berner Sesshaftigkeit und dem Familienleben zu brechen, »meine literarische Arbeit allem andern voranzustellen, nur noch in ihr zu leben« und nichts anderes mehr »ernst zu nehmen«.¹⁷ Seine Söhne bringt er bei Freunden oder in Heimen

Deutsche
Kriegsgefangenen-Vürforge
Abt. Büchereentrale
BERN
Thunstrafse 23
Tel. 4459

Bern, den 18. Nov. 17

Ausg. Nr.
Literarische Abteilung
Büro III
(In der Antwort anzugeben)

Lieber Herr Doktor!

Danke vielmals! Ich hoffe, die Sache am nächsten Montag komme zustande, und sehe Sie dann sehr gern am Montag Nachmittag. Sobald ich Bescheid weiß, teile ich es mit. Der Tenhelleseal ist scheinbar noch nicht mit Sicherheit frei. Sollten Sie den Abend in Z. bleiben können, so wären Sie natürlich zur Verlesung eingeladen, doch bitte ich, keinesfalls einen Zwang dazu zu fühlen.

Out, daß der Artikel von Sinclair erschienen ist, ich sah ihn selber noch nicht. Feinfühligere könnten natürlich das Pseudonym durchschauen, aber das hängt von Zufall ab, dem ich es auch überlassen will.

Endlich wieder einige Träume.

1) Vor einigen Tagen spielte ich im Traum Violine, auf eine excentrische, romantisch-stigunerhafte, musikalisch eigentlich nicht statthafte, aber wirksame Art. Zuhörer waren meine Mitseninaristen, wir waren etwa im Alter von damals, und ich hatte das Gefühl, mich bei ihnen durch mein Spiel halb zu rehabilitieren, halb noch mehr Mißtrauen zu wecken.

Heut Nacht drei lange Träume, von denen ich zwei noch einigermaßen weiß; der erste hatte mit Abreise, fehlender Koffer, Schauen auf die Uhr etc zu tun.

2) Dann träumte ich von einer Art Maskenfest, in mehreren Räumen nebeneinander saß oder tanzte eine große lustige Gesellschaft, ganz wie auf Künstlerfesten, alles kostümiert, zum Teil grotesk, zum Teil sehr schön, die Leute schienen mir zum Teil sehr groß, fast riesig. Ich war dazwischen und nahm teil, mit dem alten zwispältigen Gefühl: halb war ich dabei und schwelgte mit, empfand auch einen Stolz mit so viel berühmten Künstlern befreundet zu sein. Halb gehörte ich doch nicht dazu. Es waren auch alle Künstler vom Simplitissimus dabei, und mein Freund Gehesh (Redakteur des Simpl) war fabelhaft lustig und auf Münchner Künstlerart genial-witzig. Da empfand ich, während er Witze machte und äußerst glänzend sprach, plötzlich das alles als völlig fremd und nicht zu mir gehörig. Als ich sinnlos weggegangen war und wiederkehrte, um nochmals in die Festsäle zu treten, hielt man mich außen auf, eine Kellnerin verwehrte mir den Eintritt, ich hätte mich irgendwie ausweisen sollen oder eine Eintrittskarte haben. Ich wurde sehr ungeduldig und heleidigt, sagte drinnen werden alle mich kennen, sobald man mich hineinlasse, etc Kellnerin aber ließ sich gar nicht von mir imponieren. Schließlich half mir die Wirtin. Best unklar.

3) Dann: ich arbeitete wieder in der Tübingen Buchhandlung wie einst mit 19 Jahren. Doch war das Geschäft in Haus meiner Eltern in Celis. Ich hatte beschlossen, wieder einmal eine

Abb. 1: Ein mitreisendes Violinspiel, maskierte Künstler und die Arbeit in der Buchhandlung; Hermann Hesses Traumschilderungen im Brief an Josef Bernhard Lang vom 18. November 1917, Bl. 1. Hesse-Archiv, SLA, Sign.: SLA-Hesse-Ms-Lq-537-B-1-1/1.

14. Dez. 1917

Meine Träume sind immer noch, wie seit längerer Zeit, sehr reichlich aber meist nicht sehr eindrücklich, ich sehe in einer einzigen Nacht manchmal Dutzende, vielleicht Hunderte von Bildern, von denen ich die letzten jeweils beim Erwachen noch weiß, dann aber sehr bald vergesse.

Heut Nacht war zwischen vielen andern Bildern ein stärkeres:

Traum:

Mit mir und zwei andern (Malern) war in einem Raum der Maler Fritz Widmann, mein naher Freund, und wir malten alle, doch habe ich an die Bilder, die wir malten, keine Erinnerung, sie spielten keine Rolle. Es drehte sich alles um Widmann. Irgendwie entstand gegen ihn der Verwurf oder Verdacht, er habe einen Fehler gemacht, und zwar habe er mir "ein Kuhnlein gestohlen". Das soll etwa bedeuten: er habe auf seinem Bild, das offenbar Kühe darstellte, ein Kuhnlein, das eigentlich auf mein Bild gehöre. Ich selber war unbeteiligt, fühlte mich nicht geschädigt und nahm alles nicht ernst. Kaum war nun dieser Verwurf gegen Widmann entstanden, so suchte er dadurch abzulenken und sich zu salvieren, daß er sich an den wandte, der neben ihm saß, und scheinbar Streit mit ihm anfangen, er perlierte und schimpfte, gestikulierte und griff Jenen heftig an, alles war gespielt und Theater, und wir hörten ihm alle belustigt zusehen wie in der Wirklichkeit, wo Widmann sehr oft diese Rolle spielt und alle amüsiert). Ich selber tat und sagte gar nichts, hörte und sah bloß zu. Da sprang Widmann auf und lief weg mit dem schmerzlichen, aber auch noch halb scherzhaft vorgebrachten Ruf "Ich habe Angst vor den Haase". Wir nahmen nichts ernst, was er tat, er schwang sich in ein Fenster, und plötzlich stürzte er sich hinaus. Sofort empfand ich tief, daß sein Hensurstepitalen einen tiefen Schmerz verbergen habe, daß er zwar nicht wegen mir und dem Kuhnlein sich ins Leben nahme, sondern aus dem Gefühl einer eigenen, inneren Unzulänglichkeit. Wir waren alle entsetzt, ich sah tief erschrecken und sah, wie die andern zu den Fenstern liefen. Dabei war das seltsam, daß Widmann zu einem Fenster links rechts von mir hinausgesprungen war (in einem Eckzimmer), während ich ihn gleich darauf mir gegenüber, wie aus den Fenstern des Nachbarhauses, stürzen sah. Ich erwachte mit einem Schrei.

Einfälle: Widmann ist im Leben wie hier im Traum. Ein begabter Mensch und sehr lieber Kerl, seelengut, sehr witzig, oft komische Figur. Wir alle lieben ihn sehr, doch kennt es oft vor, daß man ihn nicht ganz ernst nimmt, weil er gar so schwatzhaft ist. Etwas ungemün Heiteres und etwas Operettenhaftes umgibt ihn. Dabei ist er klug und kann denken, hat literarische Bildung.

Das gemeinsame Malen (ich glaube, die andern zwei waren Gempfer und Sturzenegger oder doch Anklänge an sie) erinnert mich teils an die paar Male, wo ich mit Gempfer und andern Malern zusammen skizzierte, teils an meinen starken Wunsch, das wieder und öfter zu tun.

[Okt. 1917]

Deutsche
Kriegsgefangenen-Fürsorge
Abt. Bücherzentrale

BERN
Thunstraße 23

Tel. 4459

Ausg. Nr.
Literarische Abteilung
Büro III
(In der Antwort anzugeben)

Bern, den

Lieber Doktor!

Ob die kalten Bahnfahrten daran schuld
sind, oder was sonst, seit vorgestern Abend leide
ich wieder einmal ununterbrochen an wütenden
Neuralgien von den Zähnen aus. Weis noch nicht,
• b ich am Montag wieder reissen kann.

Gestern sandte ich Ihnen das vorletzte Kapitel des
Sinclair, heut das letzte, unter Schmerzen gemacht.

Bitte um ein Wort per Karte, daß die Blätter angekom-
men sind, damit ich über das Manuscript ruhig sein kann.

Hören Sie nichts von mir, so komme ich Montag. Ginge das
nicht, so würde ich Bericht machen. Viel Grüße!

Herrliches Ihr

H Hesse
Sollte ich Montag nicht
kommen können, so wäre ich froh,
das Manuscript zurück zu
bekommen.

Abb. 3: Im Oktober 1917 vertraute Hermann Hesse seinem Therapeuten Teile des
»Demian«-Manuskripts an. Hesse-Archiv, SLA, Sign.: SLA-Hesse-Ms-Lq-537-B-1-a/1.

unter und zieht allein nach Montagnola, wo er bis an sein Lebensende in bewusster Zurückgezogenheit lebt. Und so holt die Weltentsagungs-Fiktion, die sich in der »Roßhalde« um das Schicksal des Malers Veraguth, Hesses Alter Ego, rankt, dessen Lebensrealität schließlich ein: »Was ihm [d. i. Veraguth, Anm. d. Verf.] blieb, das war seine Kunst, der er sich nie so sicher gefühlt hatte wie eben jetzt. [...] [U]nd diesem Stern ohne Abwege zu folgen, war nun sein Schicksal.«¹⁸

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Thomas Feitknecht: Hermann Hesse in Bern. Bern u. a.: Huber 1997, S. 7.
- 2 Ebd., S. 16.
- 3 Brief von Hermann Hesse an Felix Braun vom 16. Januar 1916. In: Ders.: Gesammelte Briefe. Bd. 1: 1895–1921. Hg. von Ursula Michels, Volker Michels. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990, S. 317.
- 4 Vgl. Thomas Feitknecht: Vorwort. In: Hermann Hesse: »Die dunkle und wilde Seite der Seele«. Briefwechsel mit seinem Psychoanalytiker Josef Bernhard Lang 1916–1945. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, S. 7.
- 5 Vgl. Brief von Hermann Hesse an Walter Schädelin vom 30. Mai 1912, Hesse-Archiv, Sammlung Schädelin, Schweizerisches Literaturarchiv (im Folgenden SLA), Sign.: SLA-Hesse-Ms-Lq-542-B-1–01.
- 6 Brief von Hermann Hesse an Helene Welti vom Oktober 1918, Hesse-Archiv, Sammlung Welti, SLA, Sign.: SLA-Hesse-Ms-Lq-60–56/2.
- 7 Feitknecht: Vorwort (Anm. 4), S. 8.
- 8 Vgl. die Deutungsansätze im Kommentar von Heribert Kuhn. In: Hermann Hesse: Derman. Die Geschichte von Emil Sinclairs Jugend. Mit einem Kommentar von Heribert Kuhn. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2000 (= suhrkamp taschenbuch 206), S. 182.
- 9 Feitknecht: Vorwort (Anm. 4), S. 8.
- 10 Ball hatte Einsicht in Langs Praxisunterlagen, die später vernichtet wurden. Vgl. ebd.
- 11 Die Korrespondenz Hesses an den Psychiater Josef Bernhard Lang wurde nicht wie lange vermutet vernichtet, sondern gelangte in den Jahren 2000 und 2002 als Bestandteil der Nachlässe von Langs jüngerer Tochter Marli Bolliger-Lang sowie des Bildhauers Hans Jakob Meyer ins SLA.
- 12 Vgl. Traumtagebuch von Hermann Hesse, Hesse-Archiv, SLA, Sign.: SLA-Hesse-Ms-Lq-537-A-3-a.
- 13 Feitknecht: Vorwort (Anm. 4), S. 14.
- 14 Deutungsansätze im Kommentar von Heribert Kuhn (Anm. 8), S. 179.
- 15 Vgl. ebd., S. 184.
- 16 Brief von Hermann Hesse an Josef Bernhard Lang vom Oktober 1917, Hesse-Archiv, Nachlass Josef Bernhard Lang, SLA, Sign.: SLA-Hesse-Ms-Lq-537-B-1-a/1.
- 17 Hermann Hesse: Beim Einzug in ein neues Haus. In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 10: Betrachtungen, Aus den Gedenkbüchern, Rundbriefe, Politische Betrachtungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970. S. 134–155, hier S. 151.
- 18 Hermann Hesse: Roßhalde. 21. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2021 (= suhrkamp taschenbuch 206), S. 169.

Im Heilstollen

Hermann Burgers Krisenschauplatz

MAGNUS WIELAND

Ende Juni 1978 las Hermann Burger (1942–1989), knapp 36-jährig, in Klagenfurt im Wettkampf um den Ingeborg-Bachmann-Preis, der damals zum zweiten Mal stattfand. Laut der Jurorin Hilde Spiel war es für den Bewerb jedoch bereits »ein erstes Krisenjahr«, weil der Jury später »weithin verübelt« wurde, dass sie der Schriftstellerin Hannelies Taschau keinen Preis zugesprochen hatte.¹ Für Hermann Burger, der ein Probekapitel aus dem im Entstehen begriffenen Roman »Die künstliche Mutter« vortrug, stand sein Auftritt im Zeichen einer ganz persönlichen Krise. Am selben Tag, als er die Einladung erhalten hatte, hatte er euphorisch in sein Arbeitsheft notiert: »KM [Künstliche Mutter; Anm. d. Verf.] tatsächlich der Stoff für einen kl[einen] Roman!!«² Die Lesung verlief allerdings enttäuschend. Burgers Text erhielt gerade mal eine Stimme, selbst den späteren Förderer Marcel Reich-Ranicki vermochte er nicht zu überzeugen. In der Jury saß zudem Adolf Muschg, Burgers Schriftstellerkollege und Habilitationsvater an der ETH Zürich, bei dem er sich kurz zuvor über das akademische »Kulis-senschieben«³ beklagt hatte, weil seine Aussicht auf eine Professur geplatzt war. Das Trauma dieses Karriereknicks verarbeitete Burger just im Eingangskapitel zur »Künstlichen Mutter«, dessen Vorfassung er pikanterweise beim Wettbewerb vorlas.

Der Roman handelt vom chronisch kranken Privatdozenten Wolfram Schöllkopf, der durch eine sparmaßnahmenbedingte Streichung seines Lehrauftrags in eine tiefe Krise gerät, die sich in »Unterleibsmigräne« und depressiven Zuständen artikuliert.⁴ Zum Auftakt befindet sich der Protagonist höchst aufgewühlt an der Balustrade oberhalb der universitären Ehrenhalle, nahe daran, sich in seiner Verzweiflung hinunterzustürzen. Er besinnt sich jedoch anders und begibt sich stattdessen für eine abenteuerliche Behandlung nach Göschenen. Im Bergmassiv des Gotthards wird eine uterale »Tunneltherapie der Künstlichen Mutter« (KM, S. 13) angeboten, um den »Omnipatient[en]« (KM, S. 88) von seinem Leiden zu heilen. Dieses ist auf einen dreifachen Mutterkomplex zurückzuführen: Nicht allein der »akademische[] Liebesentzug« (KM, S. 12) durch die Alma Mater ist verantwortlich, sondern auch die in der Kindheit erfahrene Gefühlskälte der

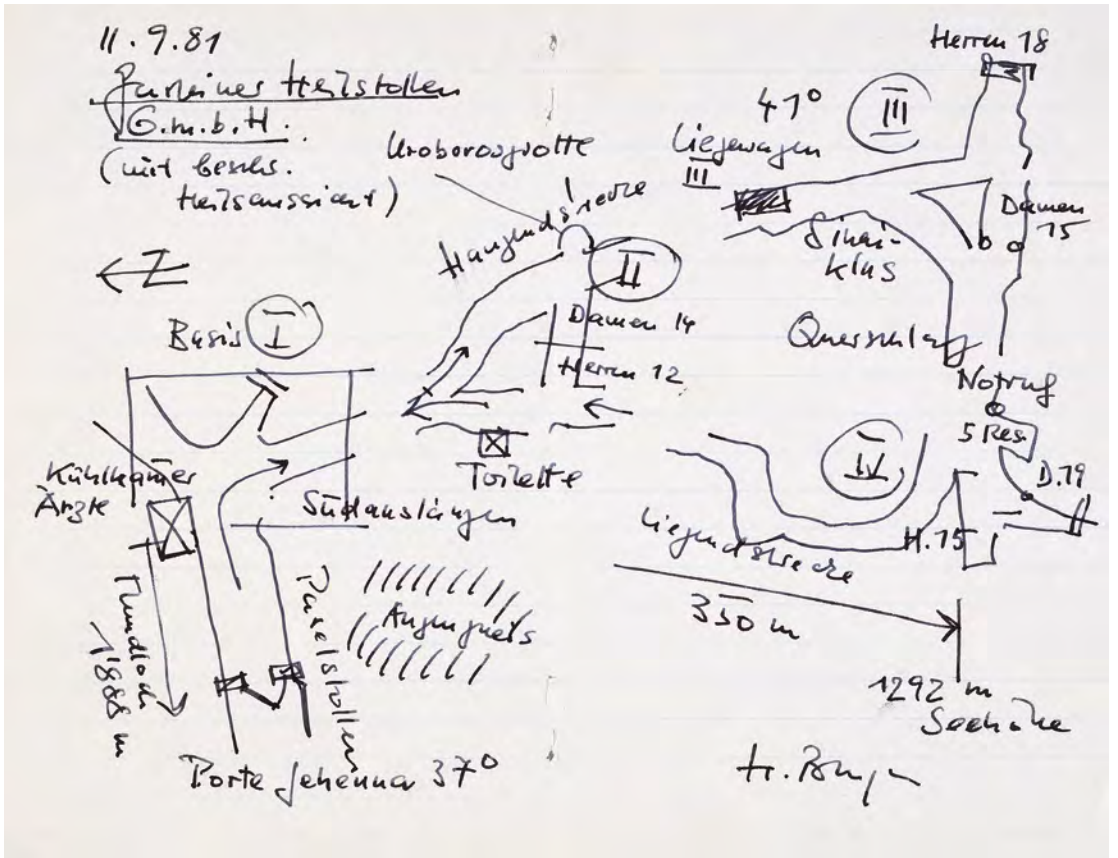
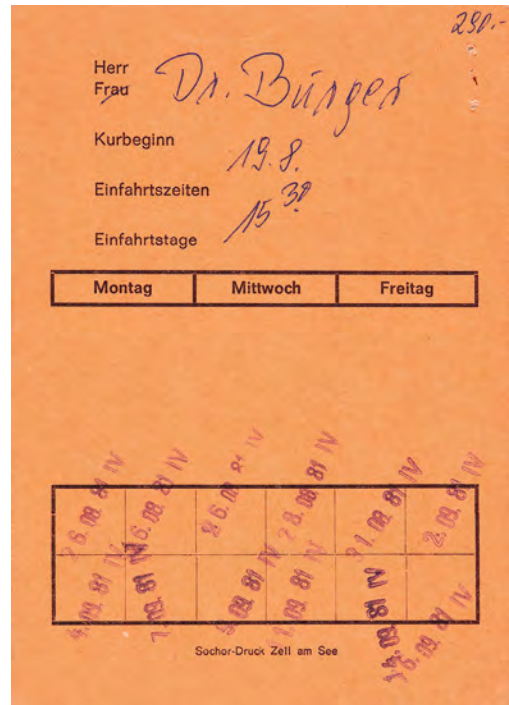


Abb. 1: Von Burger gezeichnete Lageskizze des Gasteiner Heilstollens, die auch für seine Reportage im »Tages Anzeiger Magazin« Verwendung fand. Nachlass Hermann Burger, SLA, Sign.: A-I-f-I-c-3-a.

Abb. 2: Burgers persönliche Einfahrkarte für den Heilstollen. Nachlass Hermann Burger, SLA, Sign.: A-I-f-I-c-3-d-I.



leiblichen Mutter sowie – als allegorische Überprojektion – die Landesmutter Helvetia. Eine besondere Pointe des Romans ist es deshalb, dass sich die Gott-hardtklinik zwar im »Herzen Helvetiens« (KM, S. 138) befindet, es sich jedoch um eine österreichische Enklave handelt.

Diesen Einfall verdankt Hermann Burger einem Zufall, der einmal mehr belegt, dass die Wirklichkeit oft *stranger than fiction* ist. So verrückt der Roman auch ausfällt, die geschilderte Leidensgeschichte teilt der Autor mit seinem Protagonisten. Seit seinem 30. Lebensjahr kämpft er nicht nur gegen schwere Depressionen, sondern auch gegen psychisch bedingte genitale Beschwerden an, weshalb er schon länger in Behandlung ist, als er in Klagenfurt liest. Nach der missglückten Lesung gesellt sich dort zur beruflichen und psychischen Krise auch eine kreative. Niedergeschlagen fährt Burger zurück in die Schweiz – und dabei unbemerkt an seiner Erfindung – einem Heilstollen – vorbei, wie er später in der »Neuen Rundschau« zu Protokoll gibt:

Damals, von Klagenfurt kommend, einen Jurorenbefund in der Tasche, der zumindest nicht einer »infausten Prognose« gleichkam, war ich achtlos an der Tunnelstation Bockstein und am Radhausberg vorbeigefahren, weil ich nicht ahnen konnte, dass gerade hier für meine Gesundheit und



Abb. 3: Hermann Burger als Stollenpatient im Liegewagen (Foto: © Horst Munzig). Das Foto zeigte Burger 1986 in der Ausstellung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt parallel zu einer Poetik-Vorlesung. Nachlass Hermann Burger, SLA, Sign.: A-I-f-I-c-3-d-5.

mein episches Unternehmen, welche beide in der Folge kaum mehr zu trennen waren, der originale Schau-, Schreib- und Therapieplatz zu finden sein würde.⁵

Erst drei Jahre nach der Lesung um den Ingeborg-Bachmann-Preis macht ihn sein Psychiater auf die Heilstollen-Anlage in Bad Gastein bei Salzburg aufmerksam. Umgehend beschließt er, dorthin zu fahren, um seine Wirklichkeit gewordene Idee zu inspizieren (Abb. 1). »Diese Kur habe ich mir sozusagen anerfunden«, konstatiert Burger in seinem Notizbuch.⁶ Ende August 1981 checkt er als Patient Nr. 100.248 im Stollenkurhaus ein. Er verspricht sich von dem therapeutischen Aufenthalt nicht nur die Besserung seines gesundheitlichen Zustandes, sondern auch wesentliche Impulse für seinen Roman – und: eine gute Story dazu. Dafür reist der Autor nicht allein nach Gastein. Ihn begleitet der Fotograf Horst Munzig, der den Realschauplatz für eine Reportage dokumentiert, die bereits im September unter dem Titel »Einfahrt in den Zauberberg« im »Tages Anzeiger Magazin«, einer der auflagenstärksten Wochenzeitschriften der Schweiz, erscheint (Abb. 2).⁷ Burger berichtet darin, weit vor der Veröffentlichung seines

Romans, von seiner unterirdischen Stollenkur und lässt sich im Liegewagen ablichten, als sei er selbst der »Omnipatient« Schöllkopf (Abb. 3).

Wie so oft betreibt Burger, der Autor der »schleifenden Schnitte«, ⁸ ein ausgefuchstes Vexierspiel zwischen Wirklichkeit und Fiktion. Da seine Erfindung durch die Existenz Bad Gasteins gewissermaßen zur Realität geworden ist, projiziert er nun umgekehrt die fingierte Geschichte der »Künstlichen Mutter« auf den faktischen Ort. Indem Burger selbst Schöllkopfs Therapie durchspielt und vorwegnimmt, nutzt er seinen Kuraufenthalt geschickt auch als Werbung für den angekündigten Roman.

Das Konzept schien aufzugehen: Der Kraftort verhilft Burger nicht nur (temporär) aus der Krise, sondern auch zum Erfolg. Der Roman wird nicht zuletzt von Marcel Reich-Ranicki in den höchsten Tönen gelobt. Und als Burger 1985 erneut beim Klagenfurter Wettbewerb antritt, wird seine Erzählung »Die Wasserfallfinsternis von Bad Gastein« nun auch mit dem Bachmann-Preis ausgezeichnet. Im Übrigen suchte der von künftigen Krisen nicht verschont geliebene Autor den Heilstollen in nachfolgenden Jahren sporadisch immer wieder auf.

ANMERKUNGEN

- 1 »Die Lust am Erzählen«. 25 Jahre Ingeborg-Bachmann-Preis. Ein Rückblick der ORF ON Redaktion Kärnten in Zusammenarbeit mit 3sat und der Telekom Austria, online abrufbar unter http://archiv.bachmannpreis.orf.at/25_jahre/1978/start_1978.htm (Stand: 01.02.2024).
- 2 Tagebuch 1977/1978 von Hermann Burger, Eintrag vom 11. Mai 1978, Nachlass Hermann Burger, Schweizerisches Literaturarchiv (im Folgenden SLA), Sign.: SLA-Burger-A-6-a-7.
- 3 Hermann Burger an Adolf Muschg, Brief vom 31. August 1979, Nachlass Hermann Burger, SLA, Sign: SLA-Burger-B-1-MUSG.
- 4 Hermann Burger: Die künstliche Mutter. Roman. Mit einem Nachwort von Dieter Bachmann. München: Nagel & Kimche 2014 (= Werke in acht Bänden. Hg. von Simon Zumsteg, Bd. 5), S. 20 (im Folgenden mit der Sigle KM nachgewiesen).
- 5 Hermann Burger: Roman-Kur im Gasteiner Tal. In: Neue Rundschau 93/2 (1982), S. 22–27; zit. nach Burger: Werke (Anm. 4), Bd. 7, S. 348–354, hier S. 348.
- 6 Tagebuch 1980/1981 von Hermann Burger, Eintrag vom 18. August 1981, Nachlass Hermann Burger, SLA, Sign.: SLA-Burger-A-6-a-10.
- 7 Hermann Burger: Einfahrt in den Zauberberg. Als Patient Numero 100 248 im Gasteiner Heilstollen. In: Tages-Anzeiger Magazin Nr. 45 (1981), S. 16–25.
- 8 Im Gespräch mit Otto Marchi meinte Burger, dass die »Technik der schleifenden Schnitte, nämlich Unmögliches als real und Faktisches als irreal zu behandeln und die beiden Darstellungsweisen unmerklich ineinander übergehen zu lassen«, für ihn ein poetisches »Mittel« sei (zit. nach Otto Marchi: Schulhauswerkstatt, Todeswerkstatt. In: Schauplatz als Motiv. Materialien zu Hermann Burgers Roman »Schilten«. Hg. von Uli Däster. Zürich: Artemis 1977, S. 8–30, hier S. 16).

Anhang

Beiträgerinnen und Beiträger

- Claudia Dürr (Dr.)*, geb. 1977 in Schärding (Oberösterreich), Literaturwissenschaftlerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Robert-Musil-Institut für Literaturforschung / Kärntner Literaturarchiv der Universität Klagenfurt
- Markus Ender (Mag. Dr.)*, geb. 1977 in Wörgl (Tirol), Literaturwissenschaftler am Forschungsinstitut Brenner-Archiv der Universität Innsbruck
- Nicole Fischer (M.A.)*, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Rahmen des DFG-Projekts »Erschließung des Archivs des Literarischen Kolloquiums Berlin (LCB)« am Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg
- Valerie Fritsch*, geb. 1989 in Graz, Schriftstellerin
- Hermann Gätje (PD Dr.)*, geb. 1962 in Tübingen, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken und ebenda Dozent für Neuere deutsche Literaturwissenschaft
- Tanja Gausterer (Mag.)*, geb. 1977 in Wiener Neustadt (Niederösterreich), Literaturwissenschaftlerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin der Sammlung Handschriften, Musikalien und Nachlässe an der Wienbibliothek im Rathaus
- Margit Gigerl (Lic. phil.)*, geb. 1967 in Graz, Mitarbeiterin des Schweizerischen Literaturarchivs in Bern
- Michael Hansel (Dr.)*, geb. 1972 in Neunkirchen (Niederösterreich), Literaturwissenschaftler und wissenschaftlicher Mitarbeiter des Literaturarchivs der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien
- Arnhilt Inguglia-Höfle (Dr.)*, geb. 1985 in Bregenz (Vorarlberg), Literaturwissenschaftlerin und Stellvertretende Leiterin des Literaturarchivs und Literaturmuseums der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien
- Roland Innerhofer (Univ.-Prof. i. R., Dr.)*, geb. 1955 in Meran (Südtirol), emeritierter Universitätsprofessor für Neuere deutsche Literatur am Institut für Germanistik der Universität Wien
- Claudia Kreuzsaler (Dr.)*, Stellvertretende Leiterin der Papyrussammlung und des Papyruseums der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien
- Evelyne Luef (MMag. Dr.)*, geb. 1980 in Leoben (Steiermark), Historikerin und Skandinavistin, wissenschaftliche Mitarbeiterin für Forschung und Partizipation an der Wienbibliothek im Rathaus
- Stefan Maurer (Dr.)*, geb. 1981 in Linz (Oberösterreich), Literaturwissenschaftler und Leiter der Bibliothek und des Archivs im Literaturhaus Wien

- Helmut Neundlinger (Mag. Dr.)*, geb. 1973 in Grieskirchen (Oberösterreich), Literaturwissenschaftler und Leiter des Archivs der Zeitgenossen, Universität für Weiterbildung Krems
- Benedikt Pühretmayr (MA)*, geb. 1993 in Grieskirchen (Oberösterreich), Literaturwissenschaftler und Mitarbeiter des Literarischen Quartiers der Alten Schmiede
- Kerstin Putz (Dr.)*, geb. 1984 in Wels (Oberösterreich), Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, Ausstellungskuratorin am Literaturmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien
- Susanne Rettenwander (MA)*, geb. 1992 in St. Johann (Tirol), wissenschaftliche Mitarbeiterin des Literaturarchivs der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien
- Franz Schub (Dr. Dr. h.c.)*, geb. 1947 in Wien, Schriftsteller und Lehrbeauftragter der Universität für Angewandte Kunst in Wien
- Anja Stix (MA MA)*, geb. 1994 in Wien, Germanistin und Mitarbeiterin im Projekt »Peter Handke Notizbücher. Digitale Edition« am Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien
- Ursula Storch (Dr.)*, geb. 1961 in Wien, Kuratorin (Kunstdepartment) und Vizedirektorin des Wien Museums
- Marlene Streeruwitz*, geb. 1950 in Baden bei Wien, Schriftstellerin
- Peter Stüber (Mag.)*, geb. 1972 in Wien, Historiker und Germanist, Leiter der Abteilung Publikationen und Digitales Museum im Wien Museum und redaktionsverantwortlich für das Wien Museum Magazin
- Benedikt Tremp (Dr.)*, geb. 1985 in Freiburg (Schweiz), Archivar im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern
- Kyra Waldner (Mag.)*, geb. 1978 in Meran, Romanistin und Skandinavistin, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Sammlung Handschriften, Musikalien und Nachlässe an der Wienbibliothek im Rathaus
- Magnus Wieland (Dr.)*, Literaturwissenschaftler aus Zürich und Mitarbeiter des Schweizerischen Literaturarchivs in Bern
- Daniel Wisser*, geb. 1971 in Klagenfurt (Kärnten), Schriftsteller, schreibt Romane, Erzählungen, Essays und Hörspiele
- Sophie-Marie Wollner (Mag.)*, geb. 1985 in Wien, Literaturwissenschaftlerin und Mitarbeiterin des Literaturarchivs der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien
- Angelika Zdiarsky (Dr.)*, Kuratorin des Papyrusmuseums der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien

Abbildungsnachweis

Die mit * gekennzeichneten Reproduktionen machen Angaben zu den Fotografinnen und Fotografen bzw. dem Aufnahmeort, nicht aber zu Besitzverhältnissen und Verwertungsrechten.

- Archiv der Zeitgenossen / Universität für Weiterbildung Krems: S. 147, 149, 152
Forschungsinstitut Brenner-Archiv, Innsbruck: S. 106 f., 109
Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass, Universität des Saarlandes, Saarbrücken:
S. 158 f., 161, 164
Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg: S. 115, 117, 119 f.
Literaturhaus Wien / Archiv: S. 126, 210, 212
Renate von Mangoldt*: S. 119
Horst Munzig*: S. 246
Österreichische Nationalbibliothek / Bildarchiv, Wien: S. 85
Österreichische Nationalbibliothek / Literaturarchiv, Wien: Frontispiz, S. 72 f.,
217, 219, 221 f., 226, 228 f., 234
Österreichische Nationalbibliothek / Papyrussammlung, Wien: S. 91, 93
Österreichische Nationalbibliothek / Sammlung von Handschriften und alten
Drucken, Wien: S. 86–88, 90, 94 f.
Privatbesitz: S. 191, 194 f.
Robert-Musil-Institut für Literaturforschung / Kärntner Literaturarchiv der
Universität Klagenfurt: S. 135, 138 f.
Schweizerisches Literaturarchiv der Schweizerischen Nationalbibliothek, Bern:
S. 77, 239–241, 244–246
Wienbibliothek im Rathaus / Druckschriftensammlung: S. 65, 74
Wienbibliothek im Rathaus / Handschriftensammlung: S. 48–50, 52 f., 55, 57, 59,
66–69, 196, 199–201, 203, 205 f.
Wien Museum: S. 170, 172–174, 176–180, 182–184

Danksagung

Unser großer Dank gilt allen Beiträgerinnen und Beiträgern sowie dem Verlag (insbesondere Markus Ciupke, Lena Hartmann und Laura Will). Das Gelingen des Bandes wurde überdies unterstützt durch Abdruckgenehmigung und kollegiale Hilfe von Walter Famler (Wien), Renate von Mangoldt (Berlin), Rainer Scholz (Wien), Barbara Urbanek (Wien), Ingrid Wiener (Kapfenstein) und allen beteiligten Institutionen.

Für die gewohnt zuverlässigen Hilfestellungen möchten wir uns bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Literaturarchivs der Österreichischen Nationalbibliothek und der Wienbibliothek im Rathaus, insbesondere bei Peter Seda und Christina Seidl sowie Michael Burger, Susanne Lotteraner und Theresa Steinwendtner bedanken.

Unser herausragender und ganz besonders herzlicher Dank gilt Volker Kaukoreit, der diese Publikationsreihe nicht nur mit Andreas Brandtner 1998 begründet, sondern mit enormem Engagement und großer Leidenschaft mehr als 20 Jahre lang maßgeblich inspiriert und begleitet hat. Seine unbegrenzte Begeisterung für den ›Umgang mit Nachlässen‹, sein Blick auf Besonderheiten, seine Erfahrung und seine Ideenvielfalt haben uns alle geprägt im Hinblick auf unsere Arbeit und unseren Zugang zu den unikalsten Materialien, mit denen wir uns Tag für Tag mit Freude auseinandersetzen dürfen. Lieber Volker, danke für alles und bleibe uns in deinem wohlverdienten Ruhestand gewogen!

Die Herausgeberinnen

Personenregister

Das Register berücksichtigt keine Namen in den bibliografischen Nachweisen der Anmerkungen.

A

Abramzik, Günter 160
Abramzik, Irmela 159 f., 166
Andics-Karikas, Margarethe 54, 58, 61
Aslan, Raoul 189 f.

B

Bachmann, Ingeborg 13, 233–236
Ball, Hugo 238
Balvin, Siglinde 211
Bamberger, Bernhard 74
Barthes, Roland 139
Basil, Otto 155
Benndorf, Otto 70
Bernoulli, Maria (s. Hesse-Bernoulli, Maria)
Bichsel, Peter 116
Binder, Joseph 171
Binswanger, Ludwig 154
Boccaccio, Giovanni 10
Böll, Heinrich 125
Börner, Stephanie 54–62
Börner, Wilhelm 11, 47–62
Bolliger-Lang, Marli 242
Born, Nicolas 116

Bosse, Anke 140
Brecht, Bertolt 160
Brukner, Fritz 61
Buch, Hans Christoph 116
Bühler, Charlotte 54
Bühler, Karl 54
Burger, Hermann 13, 243–247
Burkart, Erika 78
Buschbeck, Erhard 12, 189–193, 196

C

Camus, Albert 30
Cicero, Marcus Tullius 83
Coudenhove-Kalergi, Barbara 208

D

Däubler, Theodor 107
Deleuze, Gilles 213
Dickinson, Emily 78
Dietze, Bruno 156
Dietze, Charlotte 156
Doehlemann, Martin 116
Dollfuß, Engelbert 12, 101–109, 111

E

Ebner, Jeannie 148
Eckstein, Lilly 56, 58
Eckstein, Walter 56, 58
Eder, Alois 153, 155
Eke, Norbert Otto 227, 229
Elliott, John L. 56
Erlenberger, Maria 146

F

Faulkner, William 78
Fichte, Hubert 116
Ficker, Birgit von (s. Schowingen-Ficker,
Birgit von)
Ficker, Ludwig von 12, 100–113
Fitzbauer, Erich 215, 218, 220, 223 f.
Földényi, László 233
Frank, Anne 148
Frank, Leo 144
Frankl, Viktor 54, 61
Freud, Sigmund 149
Frisch, Max 233, 235
Fritsch, Valerie 11

G

Gallant, Yoav 22
Gerstl, Elfriede 116
Glück, Franz 110, 113
Goethe, Johann Wolfgang (von) 47, 49,
76
Goethe, Theodor Hermann 47 f., 53

Goetz, Rainald 150
Gomperz, Elise 69
Gontard, Suzette 76
Graf, Theodor 84
Grass, Günter 118
Grenfell, Bernard P. 97
Groddeck, Wolfram 139
Grohmann, Walther 107
Gruber, Andreas 74
Guardini, Romano 105
Guattari, Félix 213

H

Härtling, Peter 116, 118 f., 122 f.
Hansel, Michael 224
Hašek, Jaroslav 25
Hasenclever, Walter 114–116, 118 f.,
121–123
Hasler, Eveline 79
Heartfield, John 175
Heine, Heinrich 181
Hemingway, Ernest 78
Herbeck, Ernst 153
Hesse, Bruno 238
Hesse, Heiner 238
Hesse, Hermann (Pseud. Emil Sinclair)
13, 237–242
Hesse, Johannes 237 f.
Hesse-Bernoulli, Maria (geb. Bernoulli,
auch Hesse-Bernoulli, Mia) 237 f.
Hesse, Martin 237 f.
Hesse-Bernoulli, Mia (s. Hesse-Bernoulli,
Maria)
Heyer, Peter 116

Hilscher, Albert 65
Hitler, Adolf 12, 23, 25, 101 f., 104 f., 110,
175
Hölderlin, Friedrich 76
Höllerer, Walter 114, 118, 122 f.
Holl, Adolf 12, 198–209
Huber, Jan 116

I

Innerhofer, Franz 146
Irwin, Peggy 157 f., 160

J

Jandl, Ernst 12, 125, 127–129
Jandl, Paul 211
Jesus Christus (s. Jesus von Nazareth)
Jesus von Nazareth (auch Jesus Christus)
181, 192, 204, 208
Jettmar, Rudolf 171
Johansen, Hanna (eigentl. Muschg,
Hanna Margarete) 79
Jung, C(arl) G(ustav) 238

K

Karabacek, Josef (von) 12, 83–95, 98
Karl der Große (s. Karl I.)
Karl I. (Kaiser des Heiligen Römischen
Reiches, auch Karl der Große) 209
Keller, Gottfried 78
Kerr, Alfred 160

Kestranek, Hans 107
Kickl, Herbert 24, 27
Kissinger, Henry 25
König, Franz (Kardinal) 207
Kofler, Werner 12, 133–145
Kokoschka, Oskar 171
Koselleck, Reinhart 101
Kosnetter, Johannes 207
Kramer, Theodor 13, 215–224
Krassl, Nora 192
Kraus, Karl 101, 107 f., 110, 113
Kraus, Wolfgang 128
Kupli, Emma 79
Kurz, Sebastian 24

L

Lang, Josef Bernhard 238 f., 241 f.
Langer, Birgit 149
Larisch, Rudolf von 171
Lenhart, Elmar 141
Lernet-Holenia, Alexander 125
Leutenegger, Gertrud 79
Löffler, Bertold 171
Loos, Adolf 113
Loos, Cécile Ines 78
Lorenz-Lindemann, Karin 227
Loup, Adriana 162
Lustig, Daniel 116, 118, 121–124

M

Mach, Edmund 153
Machiavelli, Niccolò 21

Mangoldt, Renate von 119
Marchi, Otto 247
Maria Hedwig (Ordensschwester) (s.
Walter, Silja)
Matejka, Viktor 185
Mayreder, Rosa 61
Mayröcker, Friederike 128
McCullers, Carson (eigentl. Smith, Lula
Carson) 78
Messner, Johannes 108
Meyer, Hans Jacob 242
Mitteis, Ludwig 96
Modersohn-Becker, Paula 76
Mommsen, Theodor 12, 83–96, 98
Moser, Annemarie E. 12, 146–155
Munzig, Horst 246
Muschg, Adolf 243
Muschg, Hanna Margarete (s. Johansen,
Hanna)
Muzicant, Ariel 26

N

Nádas, Péter 20 f.
Navratil, Leo 153
Nenning, Günther 208
Netanyahu, Benjamin 22
Neugröschel, Joachim 116
Novak, Helga M. 146

O

Oesterreicher, Johannes M. 102, 112
Okopenko, Andreas 13, 211

Oppenheim, Meret 78
Orbán, Viktor 25

P

Paul VI. (Papst) 207
Pedretti, Erika 79
Pehmer, Herbert 151
Petto, Alfred 12, 156, 160–165
Petto, Christa 162
Petto, Irmgard 162
Petto, Klara 162
Petto, Walter 162
Piwitt, Hermann Peter 116
Plath, Sylvia 233

R

Rainer (Erzherzog von Österreich) 83 f.
Regler, Gustav 12, 156–160, 165
Regler, Marie Luise 157 f.
Reichart, Elisabeth 12, 71, 74 f.
Reich-Ranicki, Marcel 243, 247
Rich, Adrienne 78
Richter, Elise 11, 49, 59, 61, 63–70
Richter, Hans Werner 118
Richter, Helene 11, 59, 64, 66
Rilke, Rainer Maria 39 f., 43 f., 76
Rimbaud, Arthur 235
Rinser, Luise 79
Rogosky, Wolf D. 118
Rohrer, Anneliese 25
Rühm, Gerhard 4, 9–11

S

Schachinger, Tonio 19 f.
Schädelin, Walter 237
Schatz, Otto Rudolf 184
Schleich, Karl 65
Schlenstedt, Silvia 218
Schlier, Heinrich 107
Schlier, Paula 107
Schnabel, Corinna 118
Schöpfer, Aemilian 104 f.
Schowingen-Ficker, Birgit von (auch
Ficker, Birgit von) 103, 112
Schuh, Franz 11, 24
Schulze, Helmut 13, 235
Schwaiger, Brigitte 13, 210–214
Schwarzenbach, Annemarie 78
Schwitters, Kurt 175
Simeret, Wolf 118
Sinclair, Emil (s. Hesse, Hermann)
Smith, Lula Carson (s. McCullers,
Carson)
Soros, George 25
Spiel, Hilde 215, 220, 243
Stalin, Josef 175
Stein, Gertrude 78
Steinacker, Eberhard 104
Steinbeck, John 78
Stiller, Klaus 118
Stone, Shepard 114
Straub, Wolfgang 136
Streeruwitz, Marlene 11
Strickhausen, Waltraud 215
Stüßmilch, Sophia 19
Susani, Felix 103 f., 107 f.

T

Taschau, Hannelies 243
Tobisch, Lotte 12, 189–197
Torberg, Friedrich 211
Trakl, Georg 107 f., 181
Traxler, Günter 211
Trotta, Margarethe von 21
Tucholsky, Kurt 160

U

Ullmann, Regina 78

V

Verkauf, Willy 215–217, 223
Vesque von Püttlingen, Helene 63–70
Vesque von Püttlingen, Johann 66
Vesque von Püttlingen, Theresia 66 f.
Vlach, Karl 54 f., 58, 61
Vogel, Isolde 24
Vranitzky, Franz 75

W

Wagenbach, Klaus 133 f., 137, 142 f.
Wallas, Armin A. 225
Walser, Robert 139
Walter, Silja (auch Maria Hedwig) 78
Weber, Max 160
Weigel, Hans 148, 155, 196
Weiß, Ferdinand 204

Weiss, Peter 118
Welti, Albert 237
Welti, Helene 237
Wendt, Rainer 24
Wessely, Karl 89–91, 94, 96, 98
Wiener, Friedrich 169, 171, 175
Wiener, Karl 12, 169–185
Wiener, Oswald 12, 125, 127 f.
Wilcken, Ulrich 83, 95
Wilker, Gertrud 12, 76–79
Wilker, Peter 76, 78
Wimmer, Paul 227
Wisser, Daniel 11
Wolf, Christa 74

Wolf, Richard Georg (s. Wolf, Ror)
Wolf, Ror (eigentl. Wolf, Richard Georg)
118
Wolfgruber, Gernot 146
Wyss, Laure 79

Z

Zanetti, Sandro 139
Zangerle, Ignaz 107
Zohn, Harry 218, 224
Zweig, Gustav 225
Zweig, Max 13, 225–230

Diese Publikation wurde im Rahmen des Fördervorhabens 16KOAo26 mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Open Access bereitgestellt.



Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz
CC BY-NC-ND 4.0 lizenziert.

Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z.B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Autorinnen und Autoren 2024

Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2024
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Garamond

Umschlag: Wallstein Verlag unter Verwendung von
Karl Wiener: Explosion!, Wien Museum, I. N. 250533/155

ISBN (Print) 978-3-8353-5510-1

ISBN (Open Access) 978-3-8353-8077-6

DOI <https://doi.org/10.46500/83535510>